This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

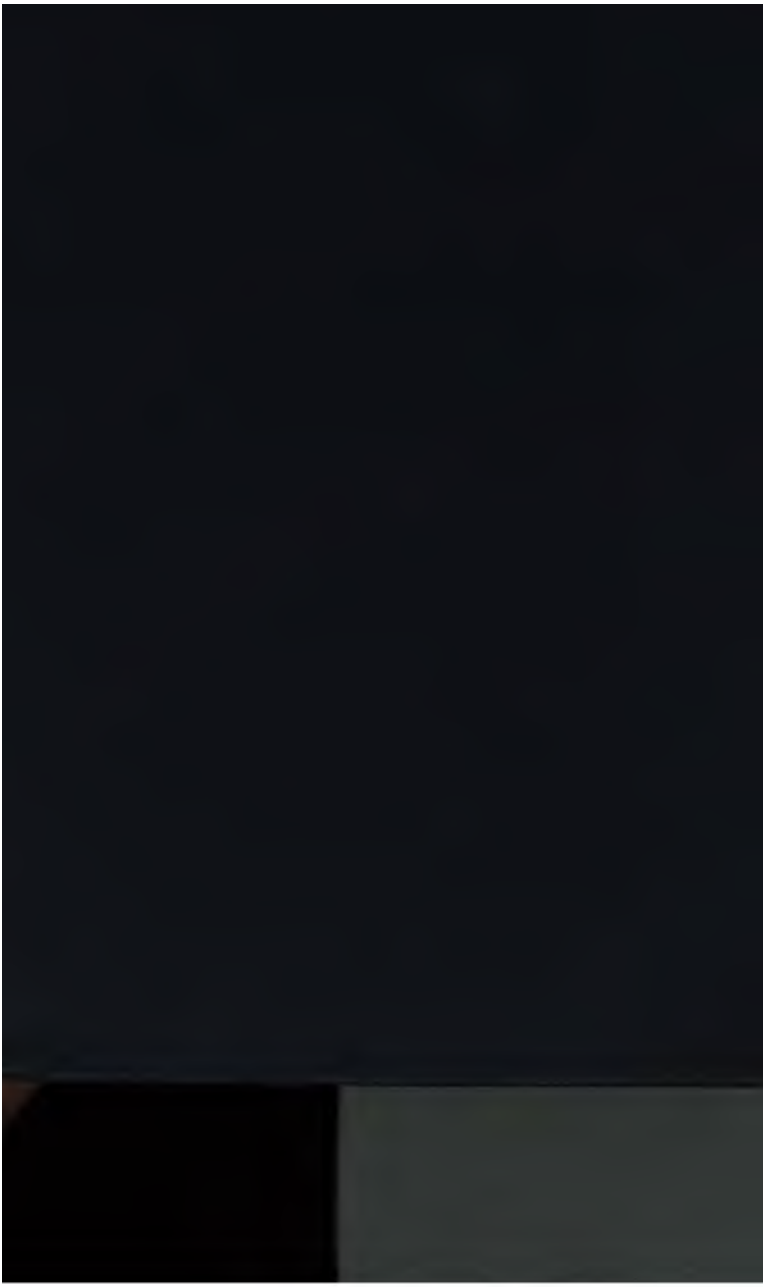
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



LENOX LIBRARY

Duyckinck Collection.
Presented in 1878.

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.

2. Theil.

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.

Ausgabe in 10 Bänden

mit Stahlſtichen.

Dritter Band.

Stuttgart,
Friedrich Brodhag'ſche Buchhandlung.
1837.

LENOX LIBRARY
NEW YORK

Gedruckt in der Fr. Brodhag'schen Buchdruckerei.

I.

Aus einem tiefen grünen Thal
Steigt auf ein Fels als wie ein Strahl,
Drauf ſchaut das Schlößlein Lichtenſtein
Vergnüglich in die Welt hinein.

Schwab.

Georg konnte ſich anfangs nicht recht auf ſeine Lage und die Gegenſtände umher beſinnen, als er von dem Pfeifer von Hardt aus dem Schlaf aufgeſchüttelt wurde; allmälig aber kehrten die Bilder der vergangenen Nacht in ſeine Seele zurück, und er erwiederte freudig den Handſchlag, mit welchem ihn der geächtete Ritter begrüßte.

„So gerne ich Euch noch Tage lang in meinem Palaſt beherbergen würde,“ ſprach dieſer, „ſo möchte ich Euch doch rathen, nach Lichtenſtein aufzubrechen, wenn Ihr anders ein warmes Frühſtück haben wollet. In meiner Höhle kann ich Euch leider keines bereiten laſſen, denn wir machen niemals Feuer an, weil der Rauch uns gar zu leicht verrathen könnte.“

Georg ſtimmte ſeinen Gründen bei und dankte ihm für ſeine Beherbergung. „Wahrlich,“ ſagte er, „ich habe ſelten eine fröhlichere Nacht beim Becher verlebt, als in dieſer Höhle. Es hat etwas Reizendes, ſo tief unter den Füßen der Menſchen zu athmen und mit Freunden ſich zu beſprechen. Ich gebe nicht den herrlichſten Saal des ſchönſten Schloſſes um dieſe Felſenwände.“

„Ja, unter Freunden, wenn der Becher munter kreiſt,“ entgegnete der Bewohner der Höhle; „aber unfreiwillig hier zu ſitzen, Tage lang einſam in dieſen Kellern über ſein Unglück zu brüten, wenn das Herz ſich hinaus ſehnt in den grünen Wald, unter den blauen Himmel; wenn das Auge, müde dieſer unterirdiſchen Pracht, hineintauchen möchte in die reizende Landſchaft, hinüberſchweifen möchte über lachende Thäler zu den fernen Bergen der Heimath; wenn das Ohr, betäubt von dem eintönigen Gemurmel dieſer Waſſer, die Tropfen um Tropfen von den Wänden rieſeln und geſammelt in bodenloſe Tiefen hinabſtürzen, ſich hinausſehnt, den Geſang der Lerche zu hören, zu lauſchen, wie das Wild in den Büſchen rauſcht!“

„Armer Mann! es iſt wahr, eine ſolche Einſamkeit *muß ſchrecklich* ſeyn!“

„Und dennoch," fuhr jener fort und richtete sich höher auf, indem ein stolzer Trotz aus seinen Augen blitzte, „und dennoch preise ich mich glücklich, mit Hülfe guter Leute diese Zuflucht gefunden zu haben. Ja ich wollte lieber noch hundert Faden tief hinabsteigen, wo die Brust keine Luft mehr zu athmen findet, als in die Hände meiner Feinde fallen und ihr Gespötte werden; und wenn sie dahin mir nachkämen, die blutgierigen Hunde des Bundes, so wollte ich mich mit meinen Nägeln weiter hineinscharren in die härtesten Felsen, ich wollte hinabsteigen tiefer und immer tiefer, bis wo der Mittelpunkt der Erde ist. Und kämen sie auch dorthin, so wollte ich die Heiligen lästern, die mich verlassen haben, und wollte dem Teufel rufen, daß er die Pforten der Finsterniß aufreiße und mich berge gegen die Verfolgung dieses übermüthigen Gesindels." Der Mann war in diesem Augenblick so furchtbar, daß Georg unwillkürlich vor ihm zurückbebte. Seine Gestalt schien größer, alle seine Muskeln waren angespannt, seine Wangen glühten, seine Augen schossen Blitze, als suchten sie einen Feind, den sie vernichten sollten, seine Stimme dröhnte hohl und stark, und das Echo der Felsen sprach ihm in schrecklichen Tönen seine Verwünschungen nach. Obgleich diese Gradation dem Jüngling zu stark vorkommen mochte, so konnte er doch die Gefühle eines Mannes nicht tadeln, den man, weil er seinem Herrn treu geblieben war, aus seinen Besitzungen hinausgeworfen hatte, den man wie ein angeschossenes Wild suchte, um ihn zu tödten. „Es liegt ein Trost in dieser Gesinnung," sagte er zu dem Geächteten, „und Ihr werdet Euer Unglück leichter tragen,

wenn Ihr den Gegensatz recht scharf ins Auge fasset. Ich bewundere Euch, um Eurer Seelenstärke, Herr Ritter aber eben dieses Gefühl der Bewunderung nöthigt mi eine Frage ab, die vielleicht noch immer zu unbescheide klingt, doch Ihr habt mich in der letzten Nacht zu of Freund genannt, als daß ich sie nicht wagen dürfte: nich wahr, Ihr seyd Max Stumpf von Schweinsberg?"

Es mußte etwas Lächerliches in dieser Frage liegen das Georg nicht finden konnte, denn der Ernst, der noch immer auf den Zügen des Ritters gelegen, war wi weggeblasen, er lachte zuerst leise vor sich hin, dann aber brach er in lautes Gelächter aus, in welches wie auf ein gegebenes Zeichen, auch der Spielmann einstimmte.

Georg sah bald den einen, bald den andern fragend an, aber seine verlegenen Blicke schienen nur die Lachlus der beiden Männer noch mehr zu reizen. Endlich faßte sich der Geächtete: „Verzeihet, werther Gast, daß ich das Gastrecht so gröblich verletze und mir nicht lieber die Zunge abgebissen habe, ehe ich etwas von Euch lächerlich fand; aber wie kommet Ihr nur auf den Max Stumpf? Kennt Ihr ihn denn?"

„Nein, aber ich weiß, daß er ein tapferer Ritter ist daß er wegen des Herzogs vertrieben wurde und daß die Bündischen auf ihn lauern; und paßt dieses nicht alles ganz gut auf Euch?"

„Danke Euch, daß Ihr mich für so tapfer haltet aber das möchte ich Euch doch rathen, daß Ihr den Stumf nicht bei Nacht in den Weg kommet, wie mir denn dieser hätte Euch ohne weiteres zu Kochstücke

zuſammengehauen. Der Schweinsberg iſt ein kleiner dicker Kerl, einen Kopf kleiner als ich, und darum kam mir unwiderſtehlich das Lachen. Uebrigens iſt er ein ehrenwerther Mann, und einer von den wenigen, die ihren Herrn im Unglück nicht verließen."

„So ſeyd Ihr nicht dieſer Schweinsberg?" entgegnete Georg traurig, und ich muß gehen ohne zu wiſſen, wer mein Freund iſt?"

„Junger Mann!" ſagte der Geächtete mit Hoheit, die nur durch den gewinnenden Ausdruck der Freundlichkeit gemildert wurde, „Ihr habt einen Freund gefunden durch Euer tapferes, ehrenvolles Weſen, durch Euren offenen, freien Blick, durch Eure warme Theilnahme an dem unglücklichen Herzog. Es ſey Euch genug, dieſen Freund gewonnen zu haben; fraget nicht weiter, ein Wort könnte vielleicht dieſes trauliche Verhältniß zerſtören, daß mir ſo angenehm iſt. Lebet wohl, denket an den geächteten Mann ohne Namen, und ſeyd verſichert, ehe zwei Tage vorbeigehen, ſollt Ihr von mir und meinem Namen hören." Es wollte Georg dünken, es ſtehe dieſer Mann, trotz ſeines unſcheinbaren Kleides, vor ihm wie ein Fürſt, der ſeinen Diener huldreich entläßt, ſo groß war jene unbeſchreibliche Hoheit, die ihm auf der Stirne thronte, ſo erhaben der Glanz, der aus ſeinem Auge drang.

Der Pfeifer hatte unter dieſen Worten die Fackeln angezündet und ſtand erwartend am Eingang der Grotte; der geächtete Ritter drückte einen Kuß auf die Lippen des Jünglings und winkte ihm zu gehen. Er ging und wußte nicht wie ihm geſchah; noch nie war ihm ein

Menſch ſo freundlich nahe und doch zugleich ſo unendlich hoch über ihm geſtanden, noch nie hatte er gefühlt, wie in jenen Augenblicken, daß ein Mann, entkleidet von jenem irdiſchen Glanze, der das Leben ſchmückt, ſelbſt in ärmlicher Hülle und Umgebung eine Erhabenheit und Größe von ſich ſtrahlen könne, die das Auge blendet und das Gefühl des eigenen Ichs ſo plötzlich überraſcht und hinabdrückt. Mit dieſem Gedanken beſchäftigt, ging er dnrch die Höhle; die erhabene Pracht der Natur, die beim Eintritt ſein Auge überraſcht und gefeſſelt hatte, ging für ihn verloren; er ſtaunte nicht mehr, daß ſie im Schooße eines unſcheinbaren Berges ſich ſo herrlich und großartig ausgeſprochen habe. War ja doch ſein inneres Auge mit einem Gegenſtand beſchäftigt, in welchem ſie ſich noch impoſanter und großartiger ausſprach, als in der nächtlichen Pracht dieſer Felſen; denn er bewunderte die Erhabenheit des menſchlichen Geiſtes über jedes irdiſche Verhältniß, und dachte nach über die Majeſtät einer großen Seele, die auch im Gewande eines Bettlers ihren angebornen Adel nicht verleugnen kann.

Ein heller, freundlicher Tag empfing ſie, als ſie aus der Nacht der Höhle zum Licht herausſtiegen. Georg athmete freier und leichter in der kühlen Morgenluft, denn der feuchte Dunſt, der in den Gängen und Grotten der Höhle umzieht, und wovon ſie vielleicht den Namen Nebelhöhle trägt, lagert ſich beengend auf die Bruſt. Sie fanden das Pferd des jungen Ritters noch an derſelben Stelle angebunden, munter und friſch wie ſonſt, und ſelbſt die Waffenſtücke, die am Sattel befeſtigt waren,

hatten durch den Nachtthau nicht Schaden gelitten, wie Georg befürchtet hatte, denn der Pfeifer von Hardt hatte ein grobes Tuch, daß ihm beim Unwetter gegen Regen und Kälte dienen mochte, über den Rücken des Pferdes ausgebreitet. Georg machte seine Kleidung und das Zeug des Rosses zurecht, während der Bauer diesem einige Hände voll Heu zum Morgenbrod reichte, und dann ging es weiter den Berg hinan. Sie waren erst wenige Schritte vorgerückt, als der Klang einer Glocke aus dem Thal herauf tönte und die feierliche Stille des Morgens unterbrach; eine andere antwortete, drei bis vier stimmten ein, bis die melodischen Töne von wenigstens zwölf Glocken von den Höhen umher und aus den Thälern aufstiegen. Ueberrascht hielt der junge Mann sein Pferd an; „was ist das?“ rief er, „brennt es irgendwo, oder wie, sollten wir heute ein Fest im Kalender haben? Weiß Gott, ich bin durch meine Krankheit so aus aller Zeit herausgekommen, daß ich den Sonntag nur daran erkenne, daß die Mädchen neue Röcke und frische Schürzen anhaben.“

„Es ist wohl schon manchem Kriegsmann so gegangen,“ antwortete Hans der Spielmann; „ich selbst habe mich oft erst auf die Zeit besinnen müssen, wenn ich wichtigere Dinge im Kopfe hatte als Messe und Predigt; aber heute ist es ein anderes Ding,“ setzte er ernster hinzu und schlug ein Kreuz, „heut ist Charfreitag. Gelobt sey Jesus Christus!“

„In Ewigkeit!“ erwiederte der Jüngling. Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich den Tag nicht würdig begehe, wie ich soll; und dieser Tag erinnert

mich an manche ſchöne Stunde meiner Kindheit. Damals lebte noch mein Vater; ich hatte eine ſanfte, gute Mutter und ein ganz kleines Schweſterlein. Wir beide freuten uns immer, wenn der Charfreitag kam; wir wußten nichts von der Bedeutung des Tages, aber wir rechneten dann, daß es nur noch zwei Tage bis Oſtern ſey, wo uns die Mutter ſchöne Sachen beſcheerte. **Requiescant in pace!**" ſetzte er hinzu, indem er ſeitwärts blickte, um eine Thräne zu verbergen; „ſie ſind drüben alle Drei, und feieren dort ihren heiligen Freitag."

„Man ſollte nicht von ſo unheiligen Dingen ſprechen," ſagte der Pfeifer nach einigem Stillſchweigen, „aber mein Beichtiger mag es mir ſchon vergeben. Ich denke, Ihr ſolltet nicht traurig ſeyn, Junker! Denen, die ſchlafen, iſt es wohl, und die, die wachen, ſollen vorwärts und nicht rückwärts ſehen. So würde ich an Eurer Stelle daran denken, wie Ihr einſt auch Euren Kindlein das Oſtern beſcheeren könnet, und wie ſie ſich freuen werden am Charfreitag. Seyd Ihr nicht auf der Brautfahrt, und wird ein gewiſſes Fräulein nicht auch eine gute, ſanfte Mutter werden?"

Georg ſuchte umſonſt ein Lächeln zu unterdrücken, das dieſer ſonderbare Troſtſpruch hervorgelockt hatte. „Höre, guter Freund," entgegnete er, „dir iſt zur Noth ein ſolches Wort erlaubt; doch möchte ich keinem andern rathen, meine Ohren durch ſolche ſündige Gedanken zu entweihen."

„Nichts für ungut, Herr! ich wollte weder Euch noch das Fräulein damit beleidigen; ſoll auch nicht mehr geſchehen. Aber ſehet Ihr nicht dort ſchon den

Thurm aus den Wipfeln ragen? Noch eine kleine Viertelstunde, und wir sind oben."

„So viel ich gestern in der Nacht bemerken konnte, ist das Schloß auf einen einzelnen, jähen Felsen hinaus gestellt? bei Gott, ein kühner Gedanke, da konnte wohl niemand hinüber kommen, wer nicht mit den Geiern im Bunde war und fliegen gelernt hatte; freilich, jetzt könnte man mit Stückschüssen sehr zusetzen."

„Meint Ihr? nun es stehen auch vier gute Doppelhaken in der Halle, die auch ein Wörtchen antworten würden. Wenn Ihr recht gesehen habt, so müßt Ihr bemerkt haben, daß der Felsen ringsum durch ein breites Thal von den Bergen umher gesondert ist, dorther könnte man nicht viel Schaden thun; die einzige Seite, die näher an dem Berge liegt, ist die, wo die Zugbrücke herüber geht. Pflanzet einmal dort Geschütz auf und sehet zu, ob es Euch der Lichtensteiner nicht in den Grund schießt, ehe Ihr nur ein Fenster aufs Korn genommen habt. Und wie wollt Ihr Geschütz heraufführen in diesen Schluchten und Bergen, ohne daß Euch wenige entschlossene Männer mehr Schaden thun, als das ganze Nest werth ist?"

„Da hast du Recht!" antwortete Georg, „ich möchte wissen, wer den Gedanken gehabt hat, auf den Felsen ein Schloß zu bauen."

„Das will ich Euch sagen," erwiederte der Spielmann, der mit allen Sagen seines Landes vertraut war; „es lebte einmal vor vielen Jahren eine Frau, die mußte viele Verfolgung dulden und wußte sich nicht mehr zu rathen. Da kam sie an diesen Felsen und sah, wie

ein großer Geier mit ſeiner Familie und allem Haushalt dort lebte und gegen alle Nachſtellung ſicher war. Da beſchloß ſie, den Geier zu verdrängen. Sie ließ das Schloß dorthin bauen, und als alles fertig war, ließ ſie die Brücke aufziehen, ſtieg auf die Zinne ihres Thurmes und ſprach: „Nun bin ich Gottes Freund und aller Welt Feind.“ Und es konnte ihr keiner mehr etwas anhaben. Aber ſehet, da ſind wir ſchon. Lebet wohl! vielleicht daß ich Euch ſchon heute Nacht wieder ſehe. Ich ſteige jetzt ins Land hinab, und bringe dann dem Herrn in der Höhle Kundſchaft, wie es dort unten ausſieht. Vergeſſet nicht, an der Brücke Brief und Ring dem Herrn des Schloſſes zu ſenden, und hütet Euch, das Siegel ſelbſt zu brechen.“

„Sey ohne Sorgen! ich danke dir für dein Geleite, und grüße meinen werthen Gaſtfreund in der Höhle.“ Georg ſprach es, trieb ſein Pferd an und in wenigen Augenblicken war er vor der äußern Verſchanzung von Lichtenſtein angelangt.

Ein Knecht, der das Thor bewachte, fragte nach ſeinem Begehr und rief einen andern herbei, ihrem Herrn das Brieflein und den Ring zu übergeben. Georg hatte indeß Zeit genug, das Schloß und ſeine Umgebungen zu betrachten. War ihm ſchon in der Nacht, beim ungewiſſen Schein des Mondes und in einer Gemüthsſtimmung, die ihn nicht zum aufmerkſamſten Beobachter machte, die kühne Bauart dieſer Burg aufgefallen, ſo ſtaunte er jetzt noch mehr, als er ſie vom hellen Tag beleuchtet anſchaute. Wie ein koloſſaler Münſterthurm ſteigt aus einem tiefen Albthal ein ſchöner Felſen

frei und kühn empor. Weit ab liegt alles feste Land, als hätte ihn ein Blitz von der Erde weg gespalten, ein Erdbeben ihn losgetrennt, oder eine Wasserfluth vor uralten Zeiten das weichere Erdreich ringsum von seinen festen Steinmassen abgespült. Selbst an der Seite von Südwest, wo er dem übrigen Gebirge sich nähert, klafft eine tiefe Spalte, hinlänglich weit, um auch den kühnsten Sprung einer Gemse unmöglich zu machen, doch nicht so breit, daß nicht die erfinderische Kunst des Menschen durch eine Brücke die getrennten Theile vereinigen konnte.

Wie das Nest eines Vogels, auf die höchsten Wipfel einer Eiche oder auf die kühnsten Zinnen eines Thurms gebaut, hing das Schlößchen auf dem Felsen. Es konnte oben keinen sehr großen Raum haben, denn außer einem Thurm sah man nur eine befestigte Wohnung, aber die vielen Schießscharten im unteren Theil des Gebäudes und mehrere weite Oeffnungen, aus denen die Mündungen von schwerem Geschütz hervorragten, zeigten, daß es wohl verwahrt und trotz seines kleinen Raumes eine nicht zu verachtende Veste sey; und wenn ihm die vielen hellen Fenster des oberen Stockes ein freies luftiges Ansehen verliehen, so zeigten doch die ungeheuern Grundmauern und Strebepfeiler, die mit dem Felsen verwachsen schienen, und durch Zeit und Ungewitter beinahe dieselbe braungelbe Farbe, wie die Steinmasse, worauf sie ruhten, angenommen hatten, daß es auf festem Grunde wurzle, und weder vor der Gewalt der Elemente noch dem Sturm der Menschen erzittern werde. Eine schöne Aussicht bot sich schon hier dem überraschten Auge

dar, und eine noch herrlichere, freiere ließ die hohe Zinne des Wartthurms und die lange Fenſterreihe des Hauſes ahnen.

Dieſe Bemerkungen drängten ſich Georg auf, als er erwartend an der äußeren Pforte ſtand, die wohlverſchanzt, herwärts über der Kluft, auf dem Lande den Zugang zu der Brücke deckte. Jetzt tönten Schritte über die Brücke, das Thor that ſich auf und der Herr des Schloſſes erſchien ſelbſt, ſeinen Gaſt zu empfangen. Es war jener ernſte, ältliche Mann, den Georg in Ulm mehre Mal geſehen, deſſen Bild er nicht vergeſſen hatte; denn die düſteren, feurigen Augen, die bleichen, aber edlen Züge, ſeine große Aehnlichkeit mit der Geliebten, hatten ſich tief in die Seele des Jünglings geprägt.

„Ihr ſeyd willkommen in Lichtenſtein!“ ſagte der alte Herr, indem er ſeinem Gaſt die Hand bot und eine gütige Freundlichkeit den gewöhnlichen ſtrengen Ernſt ſeiner Züge milderte. „Was ſteht Ihr müßig da, ihr Schlingel!“ wandte er ſich nach dieſer erſten Begrüßung zu ſeinen Dienern. „Soll etwa der Junker ſein Roß mit hinaufführen in die Stube? ſchnell, hinein mit in den Stall! das Rüſtzeug traget in die Kammer am Saal! — Verzeihet, werther Herr, daß man Euch ſo lange unbedient ſtehen ließ, aber in dieſe Burſche iſt kein Verſtand zu bringen. Wollet Ihr mir folgen?“

Er ging voran über die Zugbrücke, Georg folgte. Sein Herz pochte bei dieſem Gang, voll Erwartung, voll Sehnſucht, ſeine Wangen rötheten ſich vor Liebe und vor Scham, wenn er an die letzte Nacht und an die Gefühle zurückdachte, die ihn zuerſt vor dieſe Burg

geführt hatten. Sein Auge suchte an den Fenstern umher, ob es nicht die Geliebte erspähe, sein Ohr schärfte sich, um vielleicht ihre Stimme zu vernehmen, wenn auch ihr Anblick ihm jetzt noch verborgen war. Aber umsonst suchten seine Blicke diese Mauern zu durchbohren, umsonst fing sein scharfes Ohr jeden Laut begierig auf, noch schien sie sich nicht zeigen zu wollen.

Sie gelangten jetzt an das innere Thor. Es war nach alter Art tief, stark gebaut, und mit Fallgattern, Oeffnungen für siedendes Oel und Wasser und allen jenen sinnreichen Vertheidigungsmitteln versehen, womit man in den guten alten Zeiten den stürmenden Feind, wenn er sich der Brücke bemeistert haben sollte, abhielt. Doch die ungeheuren Mauern und Befestigungen, die sich von dem Thor an rings um das Haus zogen, verdankte Lichtenstein nicht der Kunst allein, sondern auch der Natur; denn ganze Felsen waren in die Mauerlinie gezogen, und selbst der schöne geräumige Pferdestall und die kühlen Kammern, die statt des Kellers dienten, waren in den Felsen eingehauen. Ein bequemer, gewundener Schneckengang führte in die oberen Theile des Hauses, und auch dort waren kriegerische Vertheidigungen nicht vergessen; denn auf dem Vorplatz, der zu den Zimmern führte, wo in andern Wohnungen häusliche Geräthschaften aufgestellt sind, waren hier furchtbare Doppelhaken und Kisten mit Stückkugeln aufgepflanzt. Das Auge des alten Ritters ruhte mit einem gewissen Ausdruck von Stolz auf diesem sonderbaren Hausrath, und in der That konnten diese Geschütze damals für ein Zeichen von Wohlhabenheit und selbst

Reichthum gelten, denn nicht jeder Privatmann war im Stande, seine Burg mit vier oder sechs solchen Stücken zu versehen.

Von hier ging es noch einmal aufwärts in den zweiten Stock, wo ein überaus schöner Saal, ringsum mit hellen Fenstern, den Ritter von Lichtenstein und seinen Gast aufnahm. Der Hausherr gab einem Diener, der ihnen gefolgt war, mehr durch Zeichen als Worte einige Befehle, die ihn aus dem Saale entfernten.

II.

— Und der Graf, gerührt von solches
Hohen Opfers hohem Geiste
Bei der Freude süßer Regung,
Kann der Freundschaft mildem Thaue,
Der durch's Herz ihm, der durch's Auge
Schon ihm schleicht, nicht widerstehen.
P. Conz.

Als die beiden Männer in dem weiten Saale von Lichtenstein allein waren, trat der Alte dicht vor Georg hin und schaute ihn an, als messe er prüfend seine Züge. Ein Strahl von Begeisterung und Freude drang aus seinen Augen und die Melancholie seiner Stirne war verschwunden, er war heiter, fröhlich sogar, wie der Vater, der einen Sohn empfängt, der von langen Reisen zurückkehrt. Endlich stahl sich eine Thräne aus seinem glänzenden Auge, aber es war eine Thräne der Freude, denn er zog den überraschten Jüngling an sein Herz.

„Ich pflege nicht weich zu ſeyn," ſprach er nach dieſer feierlichen Umarmung zu Georg, „aber ſolche Augenblicke überwinden die Natur, denn ſie ſind ſelten. Darf ich denn wirklich meinen alten Augen trauen? trügen die Züge dieſes Briefes nicht? iſt dieſes Siegel echt und darf ich ihm glauben? doch — was zweifle ich! hat nicht die Natur Euch ihr Siegel auf die freie Stirne gedrückt? ſind die Züge nicht echt, die ſie auf den offenen Brief Eures Geſichtes geſchrieben? nein, Ihr könnet nicht täuſchen — die Sache meines unglücklichen Herrn hat einen Freund gefunden?"

„Wenn Ihr die Sache des vertriebenen Herzogs meinet, ſo habt Ihr recht geſehen, ſie hat einen warmen Anhänger gefunden. Der Ruf bezeichnete mir längſt den Herrn von Lichtenſtein als einen treuen Freund des Herzogs, und ich wäre vielleicht auch ohne den Rath jenes unglücklichen Mannes, der mich zu Euch ſchickte, gekommen, Euch zu beſuchen."

„Setzet Euch zu mir, junger Freund!" ſagte der Alte, deſſen Augen immer noch mit Liebe auf dem Jüngling zu ruhen ſchienen; „ſetzet Euch her und höret, was ich ſage. Ich liebe es ſonſt nicht, wenn die Leute ihre Farbe ändern; ich habe in meinem langen Leben gelernt, daß man die Ueberzeugung eines Jeden ehren müſſe, und daß ein Mann, wenn er nur ſonſt reine Abſichten hat, nicht gerade deßwegen zu verdammen ſey, weil er anderer Meinung iſt, als wir. Aber wenn man ſeine Farbe mit ſo uneigennützigen Abſichten ändert wie Ihr, Georg von Sturmfeder, wenn man dem Glück den Rücken kehrt, um ſich an das Unglück anzuſchließen,

da hat die Aenderung großen Werth, denn ſie trägt das Gepräge einer edlen That an der Stirne.“

Georg erröthete über ſich ſelbſt, als er hörte, wie der Lichtenſteiner ſeine uneigennützigen Abſichten pries. War es denn nicht auch die ſchöne Tochter, was ihn zu der Fahne des Vaters führte? und mußte er nicht in der Achtung dieſes Mannes ſinken, wenn über kurz oder lang dieſes Motiv ſeines Uebertrittes ans Licht kam? „Ihr ſeyd zu gütig!“ antwortete er, „die Abſichten eines Menſchen liegen oft tiefer verborgen, als man auf den erſten Anblick glaubt; ſeyd verſichert, daß mein Uebertritt zu Eurer Sache zwar zum Theil von dem empörten Gefühl des Rechtes geleitet wurde, doch könnte es auch einen irdiſcheren Beweggrund geben, Herr Ritter; und ich möchte nicht, daß Ihr mich für zu gut hieltet, es würde mir um ſo weher thun, wenn Ihr nachher ungünſtiger von mir urtheiltet.“

„Ich liebe Euch um dieſer Offenheit willen nur noch mehr,“ entgegnete der Herr des Schloſſes, und drückte ſeinem Gaſt die Hand. „Doch traue ich meiner Erfahrung und meiner Kenntniß der Geſichter, und von Euch will ich kühn behaupten, daß, wenn Euch auch noch eine andere Abſicht leitet als das Gefühl des Rechtes, dieſe Abſicht doch keine ſchlechte ſeyn kann. Wer Schlechtes im Schilde führt, iſt feig, und wer feig iſt, wagt es nicht, den Truchſeß, den Herzog von Baiern und den ſchwäbiſchen Bund vor den Kopf zu ſtoßen und ſo aufzutreten, wie Ihr aufgetreten ſeyd.“

„Was wiſſet Ihr von mir?“ rief Georg mit freudigem Erſtaunen, „habt Ihr denn je von mir gehört vor dieſem Augenblick?“

Der Diener, welcher bei dieſen Worten die Thüre öffnete, unterbrach die Antwort des alten Herrn; er ſetzte Wildpret und volle Becher vor Georg hin und ſchickte ſich an, den Gaſt zu bedienen. Doch ein Wink ſeines Herrn entfernte ihn aufs neue. „Verſchmähet dieſen Morgenimbiß nicht,“ ſagte er zu dem jungen Mann; „den erſten Becher ſollte zwar die Hausfrau kredenzen, wie es die angenehme Sitte heiſcht; aber die meinige iſt ſchon lange todt und meine einzige Tochter, Marie, die an ihrer Stelle das Hausweſen verſieht, iſt ins Dorf hinabgegangen, um am hohen Feſte eine Predigt zu hören und die Meſſe. Nun, Ihr fragtet mich, ob ich noch nie von Euch gehört hatte? Ihr ſeyd ja jetzt unſer, daher darf ich Euch wohl ſagen, was man ſonſt verſchweigt. Ich war zur Zeit, als ihr in Ulm einrücktet, in jener Stadt, um meine Tochter abzuholen, die ſich dort aufhielt, hauptſächlich aber, um manches zu erfahren, was für den Herzog zu wiſſen wichtig war; Gold öffnet alle Pforten,“ ſetzte er lächelnd hinzu, „auch die des hohen Rathes, und ſo hörte ich täglich, was die Bundesoberſten beſchloſſen. Als der Krieg erklärt wurde, war ich genöthigt, abzureiſen; ich hielt aber treue Männer in jener Stadt, die mir auch das Geheimſte berichteten, was vorging.“

„War nicht einer davon der Pfeifer von Hardt,“ fragte Georg, „den ich bei dem Geächteten traf?“

„Und der Euch über die Alb führte? ja wohl! Dieſe brachten immer Kundſchaft. So erfuhr ich denn auch, daß man beſchloß, einen Späher hinter den Rücken des Herzogs zu ſchicken, etwa in die Gegend von

Tübingen, um dem Bunde ſogleich Nachricht von unſeren Schritten zu ertheilen. Ich erfuhr auch, daß die Wahl auf Euch gefallen ſey. Nun muß ich Euch redlich geſtehen, Ihr und Euer Name war mir ziemlich gleichgültig, nur bedauerte ich Euch, als ich hörte, daß Ihr noch ſolch ein junges Blut ſeyd, denn ſobald Ihr über die Alb kamet als Kundſchafter, wäret Ihr ohne Gnade und Barmherzigkeit todt geſchlagen oder unter die Erde geſetzt worden, wo keine Sonne und kein Mond hinſcheint. Um ſo überraſchender war mir und vielen Männern die Nachricht, wie Ihr es ausgeſchlagen und wie tapfer Ihr vor jenen Herren geſprochen. Auch daß Ihr abſagtet und auf vierzehn Tage Urfehde ſchwören mußtet, erfuhr ich. Und wie freut es mich, daß Ihr nun gar unſer Freund geworden ſeyd!"

Die Wangen des jungen Mannes glühten, ſein Auge ſtrahlte vor Freude; brach ja doch dieſer Augenblick alle Schranken, welche die Verhältniſſe zwiſchen ihm und Marie gezogen hatten. Sein langer Wunſch, deſſen Erfüllung oft ſo weit in die Ferne hinaus gerückt ſchien, war in Erfüllung gegangen, er hatte unbewußt Mariens Vater für ſich gewonnen. „Ja, ich habe ihnen abgeſagt," antwortete Georg, „weil ich ihr Weſen nicht mehr leiden mochte, ich bin Euer Freund geworden, doch wäre es möglich, ich hätte mich nicht ſo bald zu Eurer Sache bekannt; aber als ich unten in der Höhle neben jenem geächteten Mann ſaß, als ich bedachte, wie man mit den Edeln und ſelbſt mit dem Herrn des Landes umgehe, wie ſeine gewaltigen Reden ſo mächtig an meiner Bruſt anklopften; da war es mir auf einmal hell

und klar, hieher müsse ich stehen, hier müsse ich streiten. Und glaubt Ihr, es werde bald etwas zu thun geben? denn ich bin nicht zu Euch herübergeritten, um die Hände in den Schooß zu legen!"

„Das konnte ich mir denken," sagte der Ritter lächelnd; „vor vierzig Jahren hatte ich auch so rasches Blut, und es ließ mich nicht lange auf einem Fleck. Wie die Sachen stehen, wißt Ihr; man kann sagen, eher schlimm als gut. Sie haben das Unterland, sie haben den ganzen Strich von Urach herauf. Auf eines kommt alles an; hält Tübingen fest, so siegen wir!"

„Die Ehre von vierzig Rittern bürgt dafür!" rief Georg mit Unmuth, „das Schloß ist stark, ich habe kein stärkeres gesehen, Besatzung ist hinlänglich da, und vierzig Männer von Adel werden sich so leicht nicht ergeben. Es kann nicht seyn, es darf nicht seyn. Haben sie nicht des Herzogs Kinder bei sich und den Schatz des Hauses? sie müssen sich halten."

„Wohl, wenn sie alle dächten wie Ihr. Es kommt gar viel auf Tübingen an. Wenn der Herzog Entsatz bringen kann, so hat er an Tübingen einen festen Punkt, von wo aus er sein Land wieder erobern kann; es sind große Kriegsvorräthe, es ist ein großer Theil des Adels dort; so lange sie zu seiner Partei halten, ist Würtemberg nur dem Boden nach gewonnen, dem Geiste nach ist es noch des Herzogs; aber ich fürchte, ich fürchte!"

„Wie? unmöglich können sich die Vierzig ergeben!"

„Ihr habt noch wenig erfahren in der Welt," erwiederte der Alte, „Ihr wißt nicht, welche Lockungen und Schlingen manchen ehrlichen Mann straucheln

machen können. Und es iſt mancher in der Burg, dem der Herzog zu viel getraut hat. Er merkt auch wohl, daß es nicht ganz lauter und rein hergeht, denn er ſchickte den Ritter Max Stumpf von Schweinsberg an ſie mit einem beweglichen Schreiben,[2] das Schloß nicht zu übergeben, ſondern ihm Gelegenheit zu machen, in daſſelbe zu kommen, weil er dort zu ſterben bereit ſey, wenn es Gott über ihn verhänge."

„Der arme Herr!" rief Georg bewegt. „Aber ich kann nicht glauben, daß der Landesadel ſo ſchändlich freveln könnte; ſie werden ihn einlaſſen in die Burg, er wird ihren Muth aufs neue beſeelen, er wird Ausfälle machen, er wird ſie ſchlagen, die Belagerer, trotz Baiern und Frondsberg, wir werden uns an ihn anſchließen, wir werden fechtend durch das Land ziehen nnd dieſe Bündler verjagen."

„Max Stumpf iſt noch nicht zurück," ſagte der Ritter von Lichtenſtein mit beſorgter Miene; „auch haben ſie ſeit geſtern das Schießen eingeſtellt. Sonſt hörte man jeden Stückſchuß hier auf dem Lichtenſtein, aber ſeit geſtern iſt es ſtill wie im Grabe."

„Vielleicht ſchweigt das Geſchütz wegen des Feſtes; gebt Acht, ſie werden morgen oder am Oſtermontag wieder donnern laſſen, daß es durch Eure Felſen hallt."

„Was da!" entgegnete jener. „Wegen des Feſtes? ſeinem Herzog treu zu dienen, iſt auch ein frommer Dienſt; und es wäre den Heiligen im Himmel vielleicht lieber, ſie hörten den Donner der Feldſchlangen von Tübingens Wällen, als daß ſie die Ritter müßig ſehen. Müßiggang iſt aller Laſter Anfang! aber wenn nur der

Stumpf in das Schloß kommt, der wird ſie aufrütteln aus ihrem Schlummer.“

„Der Herzog hat den Ritter von Schweinsberg nach Tübingen geſchickt, ſagt Ihr? der Herzog will ins Schloß, weil die Beſatzung ſeit einigen Tagen zu wanken ſcheint? da kann alſo Ulerich nicht bis Mömpelgard entflohen ſeyn, wie die Leute ſagen; da iſt er vielleicht in der Nähe? O daß ich ihn ſehen könnte; das ich mich mit ihm nach Tübingen ſchleichen könnte!“

Ein ſonderbares Lächeln zog flüchtig über die ernſten Züge des Alten; „Ihr werdet ihn ſehen, wenn es Zeit iſt,“ ſagte er, „Ihr werdet ihm angenehm ſeyn, denn er liebt Euch ſchon jetzt. Und iſt das Glück gut, ſo ſollt Ihr auch mit ihm nach Tübingen kommen, Ihr habt mein Wort drauf. — Doch jetzt muß ich Euch bitten, Euch ein Stündchen allein zu gedulden. Mich ruft ein Geſchäft, das aber bald abgethan ſeyn wird. Nehmt Euch meinen Wein zum Geſellſchafter, ſchauet Euch um in meinem Haus, ich würde Euch einladen, auf die Jagd auszureiten, wenn ein ſolches Vergnügen zum Charfreitag paßte.“

Der alte Herr drückte ſeinem Gaſt noch einmal die Hand und verließ das Zimmer; bald nachher ſah ihn Georg aus dem Schloſſe dem Wald zu reiten.

Als ſich der junge Mann allein gelaſſen ſah, fing er an, ſeinen Anzug ein wenig zu beſorgen, der durch den Ritt in der Nacht, durch ſeinen Aufenthalt in der Höhle etwas außer Ordnung gekommen war. Wer je unter ſolchen Umſtänden in die Nähe der Geliebten kam, wird es ihm nicht übel nehmen, wenn er vor einem kleinen Spiegel

von polirtem Metall, den er in dieſem Gemach vorfand, und der wohl zu Mariens Geräthſchaften gehören mochte, Bart und Haare ordnete, das Wamms ein wenig reinigte, und jede Spur von Unordnung aus ſeinem Anzug zu verbannen ſuchte. Er erging ſich dann in dem großen Zimmer, und ſuchte unter den vielen Fenſtern eines auf, von welchem er auf den Felſenweg hinabſchauen konnte, den Marie von der Kirche im Thal heraufkommen mußte.

Es waren fröhliche Gedanken, die ſich in bunter Menge an ſeiner Seele vorüberdrängten, ſchnell und flüchtig wie ein Zug heller Wölkchen, die am blauen Gewölb des Himmels dahin gleiten. Dies war die Burg, die er ſeit mehr als einem Jahre im Wachen geträumt, in Träumen klar geſehen hatte; dies die Berge, die Felſen, von denen ſie ihm ſo oft erzählte, dies die Gemächer ihrer Kindheit. Es hat etwas Anziehendes, in den Zimmern zu verweilen, wo die Geliebte groß geworden iſt. Man träumt ſich um Jahre zurück, man ſieht ſie als kleines Mädchen in dieſen Kammern, in dieſen Gängen ſich umtreiben. Man geht um einige Jahre vorwärts, man ſieht ſie noch klein, aber verſtändig, der Mutter jene kleinen Künſte der Haushaltung abſpähen, die ſie viele Jahre nachher als Hausfrau nöthig hat. Doch in dem kleinen Köpfchen geſtaltet ſich ſchon jetzt ein eigenes Hausweſen; es iſt vielleicht jene Ecke, dachte Georg lächelnd, wo ſie in kindiſcher Geſchäftigkeit, was ſie von den Broſamen der Küche erbeutete, zu Speiſen von eigener Erfindung bereitete, wo ſie das hölzerne Weſen, das ein Knecht kunſtreich ſchnitzelte, und die Amme mit einigen

bunten Fetzen behängt hat, für ein wackeres Kind hält und es mit wichtiger Miene zu füttern gedenkt.

Und dann jene anmuthsvolle Stufe zwiſchen Kind und Jungfrau! wo iſt wohl das ſtille Plätzchen, wo ſich das fünfzehnjährige Fräulein, wenn ſie in Garten und Feld nach Kinderweiſe getobt hatte, ſich ernſt und feierlich hinſetzte, die Kunkel zur Hand nahm und goldene Fäden zog, während ihr der Vater von der Mutter und von den Tagen ſeiner Jugend erzählte, oder durch weiſe Lehren und gewichtige Sprüche den Geiſt der Jungfrau zu erheben ſuchte?

Wo iſt das Lieblingsfenſter, wohin ſie ſich, immer höher und ſchöner heranwachſend, gerne ſetzte, und mit unbewußter dunkler Sehnſucht in die Ferne ſah, über das Leben und ihre eigene Zukunft nachſann und ſich in freundliche Träume verſenkte?

Es war ihm ſo heimiſch, ſo wohl in dieſem Hauſe, es war ihr Geiſt, der hier waltete, der ihn umſchwebte, den er, ob ſie auch fern war, freundlich begrüßte; dieſes Gärtchen auf einem ſchmalen Raum am Felſen hatte ſie beſorgt und gepflegt, dieſe Blumen, die in einem Topf auf dem Tiſche ſtanden, hatte ſie vielleicht heute ſchon gepflückt; er ging hin, dieſe Zeichen ihres freundlichen Sinnes zu begrüßen.

Er beugte ſich herab über die Blumen, er führte die duftenden Veilchen zum Mund. In dieſem Augenblick glaubte er ein Geräuſch vor der Thüre zu vernehmen; er ſah ſich um — ſie war es, es war Marie, die athmend und regungslos, als traue ſie ihren Augen nicht, an der Thüre ſtand. Er flog zu ihr hin, er zog ſie

in ſeine Arme und ſeine Lippen erſt ſchienen ſie zu überzeugen, daß es nicht der Geiſt des Geliebten ſey, der ihr hier erſcheine. Wie viel hatten ſie ſich zu fragen, bei weitem mehr, als ſie nur antworten konnten! es gab Augenblicke, wo ſie, wie aus einem Traum erwacht, ſich anſahen, ſich überzeugen mußten, ob ſie denn wirklich ſich wieder haben?

„Wie viel habe ich um dich gelitten,“ ſagte Marie, und ihre Wangen ſtraften ſie nicht Lügen, „wie ſchwer wurde mir das Herz, als ich aus Ulm ſcheiden mußte. Zwar hatteſt du mir gelobt, vom Bunde abzulaſſen, aber hatte ich denn Hoffnung, dich ſo bald wieder zu ſehen? — und dann, wie mir Hans die Nachricht brachte, daß du mit ihm nach Lichtenſtein kommen wollteſt, aber überfallen, verwundet worden ſeyſt; das Herz wollte mir bald brechen, und doch konnte ich nicht zu dir, konnte dich nicht pflegen!“

Wie beſchämt war Georg, wenn er an ſeine thörichte Eiferſucht zurückdachte, wie fühlte er ſich ſo klein und ſchwach Mariens zarter Liebe gegenüber. Er ſuchte ſein Erröthen zu verbergen, er erzählte, oft unterbrochen von ihren Fragen, wie ſich Alles ſo gefügt habe, wie er dem Bunde abgeſagt, wie er überfallen worden, wie er der Pflege der Pfeifersfrau ſich entzogen habe, um nach Lichtenſtein zu reiſen.

Georg war zu ehrlich, als daß ihn Mariens Fragen nicht hin nnd wieder in Verlegenheit geſetzt hätten; beſonders als ſie mit Verwunderung fragte, warum er denn ſo tief in der Nacht erſt nach Lichtenſtein aufgebrochen ſey, wußte er ſich nicht zu rathen. Die ſchönen

klaren Augen der Geliebten ruhten so fragend, so durchdringend auf ihm, daß er um keinen Preis eine Unwahrheit zu sagen vermocht hätte.

„Ich will es nur gestehen," sagte er mit niedergeschlagenen Augen, die Wirthin in Pfullingen hat mich bethört; sie sagte mir etwas von dir, was ich nicht mit Gleichmuth hören konnte."

„Die Wirthin? von mir?" rief Marie lächelnd, „nun was war denn dies, daß es dich noch in der Nacht die Berge herauf trieb?"

„Laß es doch, ich weiß ja, daß ich ein Thor war. Der geächtete Ritter hat mich ja schon längst überzeugt, daß ich völlig Unrecht hatte."

„Nein, nein," entgegnete sie bittend, „so entgehest du mir nicht; was wußte die Schwätzerin wieder von mir? gestehe nur gleich — "

„Nun, lache mich nur recht aus; sie erzählte, du habest einen Liebsten und lassest ihn, wenn der Vater schlafe, alle Nacht in die Burg."

Marie erröthete; Unwille und die Lust über diese Thorheit zu lachen, kämpften in ihren schönen Zügen. „Nun, ich hoffe," sagte sie, „du hast ihr darauf geantwortet, wie es sich gehört, und aus Unmuth über eine solche Verläumdung ihr Haus verlassen? Dachtest vielleicht, du könntest unser Schloß noch erreichen und hier übernachten?"

„Ehrlich gestanden, das dachte ich nicht. Siehe, ich war noch halb krank, ich glaubte ihr auch anfangs gewiß nicht, aber deine Amme, die alte Frau Rosel, wurde aufgeführt, sie hatte es der Wirthin gesagt, sie

hatte mich ſelbſt mit ins Spiel gebracht und bedauert, daß ich um meine Liebe betrogen ſey, da — o ſieh nicht weg, Marie, werde mir nicht bös! Ich ſchwang mich aufs Pferd und ritt vors Schloß herauf, um ein Wort mit dem zu ſprechen, der es wage, Marien zu lieben."

„Das konnteſt du glauben?" rief Marie, und Thränen ſtürzten aus ihren Augen. „Daß Frau Roſel ſolche Sachen ausgeſagt, iſt unrecht, aber ſie iſt ein altes Weib, klatſcht gerne; daß die Frau Wirthin ſolche Sachen nachſagt, nehme ich ihr nicht übel, denn ſie weiß nichts beſſeres zu thun; aber du, du, Georg, konnteſt nur einen Augenblick ſo arge Lügen glauben? Du wollteſt dich überzeugen, daß — " von neuem ſtrömten ihre Thränen und das Gefühl bitterer Kränkung erſtickte ihre Stimme.

Georg zürnte ſich ſelbſt, daß er ſo thöricht hatte ſeyn können; aber er fühlte auch, daß wenn er ein großes Unrecht an der Geliebten begangen hatte, es nur die Liebe war, die ihn verleitete. „Verzeihe mir nur diesmal," bat er; „ſieh, wenn ich dich nicht ſo lieb gehabt hätte, ich hätte gewiß nicht geglaubt; aber wenn du wüßteſt, was Eiferſucht iſt!"

„Wer recht liebt, kann gar nicht eiferſüchtig ſeyn," ſagte Marie unmuthig; „aber ſchon in Ulm haſt du etwas der Art geſagt, und ſchon damals hat es mich recht tief betrübt. Aber du kennſt mich gar nicht; wenn du mich recht gekannt hätteſt, wenn du mich geliebt hätteſt wie ich dich, wäreſt du nicht auf ſolche Gedanken gekommen."

„Nein, ungerecht mußt du doch nicht werden!“ rief Georg und faßte ihre Hand, „wie kannst du mir vorwerfen, daß ich dich nicht liebe wie du mich? hätte es denn nicht möglich seyn können, daß ein Würdigerer als ich erschienen, daß der arme Georg durch irgend einen bösen Zauberer aus deinem Herzen verdrängt worden wäre? es ist ja doch alles möglich auf der Erde!“

„Möglich?“ unterbrach ihn Marie, und jener Stolz, den Georg oft mit Lächeln an der Tochter des Ritters von Lichtenstein betrachtet hatte, schien sie allein zu beseelen. „Möglich? wenn Ihr nur einen Augenblick so Arges von mir für möglich gehalten hättet, ich wiederhole es, Herr von Sturmfeder, so habt Ihr mich nie geliebt; ein Mann muß sich nicht wie ein Rohr hin und her bewegen lassen, er muß fest stehen auf seiner Meinung, und wenn er liebt, so muß er auch glauben.“

„Diesen Vorwurf habe ich von dir am wenigsten verdient,“ sagte der junge Mann, indem er unmuthig aufsprang, „wohl bin ich ein Rohr, das vom Winde hin und her bewegt wird, und mancher wird mich darum verachten — “

„Es könnte seyn,“ flüsterte sie, doch nicht so leise, daß es sein Ohr nicht erreichte und seinen Unmuth zum Zorn anblies.

„Auch du willst mich also darum verachten, und doch bist du es, was mich hin und her bewegt! Ich habe dich auf bündischer Seite gesucht, ich war selig, als ich dich dort fand. Du batest mich, davon abzulassen, ich ging; ich that noch mehr, ich kam zu Euch herüber, es kostete mich beinahe das Leben, und doch

ließ ich mich nicht abſchrecken; ich ergriff Würtembergs Partei, ich kam zu deinem Vater, er nahm mich wie einen Sohn auf und freute ſich, daß ich ſein Freund geworden — aber ſeine Tochter ſchilt mich ein Rohr, das vom Winde hin und her bewegt wird! aber noch einmal will ich mich — zum letzten Mal von dir bewegen laſſen; ich will fort, weil du meine Liebe ſo vergiltſt, noch in dieſer Stunde will ich fort!"

Er gürtete unter den letzten Worten ſein Schwert um, ergriff ſein Barrett und wandte ſich zur Thüre.

„Georg!" rief Marie mit den ſüßeſten Tönen der Liebe, indem ſie aufſprang und ſeine Hand faßte; ihr Stolz, ihr Zorn, jede Wolke des Unmuths war verſchwunden, ſelbſt die Thränen hemmten ihren Lauf und nur bittende Liebe blickte aus ihrem Auge; „um Gottes willen, Georg! ich meinte es nicht ſo böſe; bleibe bei mir, ich will alles vergeſſen, ich ſchäme mich, daß ich ſo unwillig werden konnte."

Aber der Zorn des jungen Mannes war nicht ſo ſchnell zu beſänftigen, er ſah weg, um nicht durch ihre Blicke, durch ihr bittendes Lächeln gewonnen zu werden, denn ſein Entſchluß ſtand feſt, das Schloß zu verlaſſen. „Nein!" rief er, „du ſollſt das Rohr nicht mehr zurückwenden. Aber deinem Vater kannſt du ſagen, wie du ſeinen Gaſt aus ſeinem Hauſe vertrieben haſt." Die runden Fenſterſcheiben zitterten vor ſeiner Stimme, ſein Auge blickte wild umher, er entriß ſeine Hand der Geliebten, gefolgt von ihr ſchritt er fort, er riß die Thüre auf, um auf ewig zu fliehen, als ihn auf der Schwelle eine Erſcheinung feſſelte, die wir im nächſten Kapitel näher beſchreiben werden.

III.

Herrengunſt, Aprilenwetter,
Frauenlieb' und Roſenblätter,
Würfel, Karten, Federſpiel
Verkehren ſich oft, wer's glauben will.
Altes Sprichwort.

Als Georg die Thüre öffnete, richtete ſich aus einer ſehr gebückten Stellung die hagere knöcherne Geſtalt der Frau Roſel auf. Er war dies eine jener alten Dienerinnen, die wenn ſie von früher Jugend an in einer Familie bleiben, ſich einbürgern, in die Familie verwachſen und gleichſam ein nothwendiger Zweig davon werden. Sie hatte ihre Nützlichkeit beſonders nach dem Tode der Frau von Lichtenſtein erprobt, wo ſie Marie mit großer Sorgfalt pflegte und aufzog. Sie war ſo von einer Zofe zur Kindsfrau, von der Kindsfrau zur Haushälterin, von dieſem Poſten zu Mariens Oberhofmeiſterin und Vertrauten avancirt. Sie hatte aber, wie ein kluger Feldherr, ſich den Rücken geſichert, ſie hatte jene Poſten, aus denen ſie in die höheren Stellen vorgerückt war, nicht wieder beſetzen laſſen, ſondern verwaltete ſie alle zuſammen, wie ſie behauptete, mit großer Gewiſſenhaftigkeit, und weil es doch ſonſt niemand verſtehe. Sie hatte durch dieſen Kunſtgriff und durch ihre lange Dienſtzeit die Zügel der häuslichen Regierung an ſich gebracht, das Geſinde ging und kam nach ihrem Blick, und ſie gab zu verſtehen, daß ſie beim Herrn alles gelte, obgleich ſeine ganze Gnade nur darin beſtand, daß er ſie nicht in Gegenwart der Uebrigen auszankte.

Mit dem Fräulein lebte ſie in neuern Zeiten nicht mehr im beſten Verhältniß. Sie hatte in den Tagen der Kindheit und erſten Jugend ihr ganzes Vertrauen beſeſſen; noch in Tübingen war ſie wenigſtens halb ins Geheimniß ihrer Liebe gezogen, und Frau Roſel nahm wirklich ſo thätigen Antheil an allem, was ihr Fräulein betraf, daß ſie geſagt hätte: „Wir lieben den Herrn von Sturmfeder aufs zärtlichſte, oder — uns will das Herz beinahe brechen, weil wir ſcheiden müſſen.“

Dieſem Vertrauen machten aber zwei Dinge ein Ende. Das Fräulein bemerkte, daß Frau Roſel zu gerne ſchwatze, ſie war ihr auf der Spur, daß ſie ſogar von ihrem Verhältniß zu Georg geplaudert habe. Sie war daher von jetzt an kälter gegen die Alte und Frau Roſel merkte im Augenblick, warum dies geſchehe. Als aber bald darauf die Reiſe nach Ulm angetreten wurde, als Frau Roſel, obgleich ſie ſich einen neuen Rock von Fries und eine köſtliche Haube von Brocat hierzu verfertigt hatte, auf höheren Befehl in Lichtenſtein bleiben mußte, da wurde die Kluft noch weiter, denn die Alte glaubte, das Fräulein habe es beim Vater dahin gebracht, daß ſie nicht nach Ulm mitreiſen dürfe.

Das Vertrauen wurde nicht hergeſtellt, als Marie von Ulm zurückkehrte. Frau Roſel zwar, die lieber mit der Herrſchaft als dem Geſinde lebte, ſuchte einigemal Erkundigungen über Herrn Georg einzuziehen und ſo das alte Verhältniß wieder anzuknüpfen, doch Mariens Herz war zu voll, die Amme ihr zu verdächtig, als daß ſie etwas geſagt hätte. Als daher der geächtete Ritter nächtlicher Weile ins Schloß kam, als das Fräulein ſo

geheimnißvoll Speisen für ihn bereitete und, wie Frau Rosel glaubte, mit ihm allein war, als sie auch hier nicht mehr ins Geheimniß gezogen wurde, da schüttete sie ihr Herz gegen die Frau Wirthin in Pfullingen aus, und es war Georg nicht so ganz zu verdenken, daß er jenen Worten traute, kannte er ja doch Frau Rosel nur als Vertraute ihres Fräuleins, wußte er ja doch nicht, wie dieses Verhältniß indessen so anders sich gestaltet habe.

Frau Rosel war im Sonntagsstaat mit ihrer Dame diesen Morgen in die Kirche gewallfahrtet. Sie hatte ihre Sünden, worunter Neugierde ziemlich weit oben an stand, dem Priester gebeichtet, auch Absolution dafür erhalten, und war mit so viel leichterem Herz und Gewissen auf den Lichtenstein zurückgekehrt, als sie vorher schwer und unter der Last der Sünden seufzend hinabgestiegen war. Die salbungsvollen Worte des Paters mochten aber doch nicht so tief gedrungen seyn, um ihre Sünden mit der Wurzel auszurotten, denn als sie in ihr Kämmerlein hinaufstieg, um Rosenkranz und Sonntagsschmuck abzulegen, hörte sie ihr Fräulein und eine tiefe Männerstimme heftig miteinander sprechen, es wollte ihr sogar bedünken, ihr Fräulein weine.

„Sollte er wohl bei Tag hier seyn, weil der Alte ausgeritten?“ dachte sie; die natürliche Menschenliebe und ein zartes Mitgefühl zog ihr Auge und Ohr ans Schlüsselloch und sie vernahm in abgebrochenen Worten den Streit, dessen Zeugen auch wir gewesen sind.

Der junge Mann hatte die Thüre so rasch geöffnet, daß sie nicht mehr Zeit gehabt hatte, sich zu entfernen, sondern kaum noch aus ihrer gebückten Stellung am

Schlüſſelloch auftauchen konnte. Doch ſie wußte ſich zu helfen in ſolchen mißlichen Fällen, ſie ließ Georg nicht an ſich vorüber, ließ beide nicht zum Wort kommen, ſie ergriff die Hände des jungen Mannes und überſtrömte ihn mit einem Schwall von Worten:

„Ei, du meine Güte! hätt' ich glaubt, daß meine alten Augen den Junker von Sturmfeder noch ſchauen würden! Und ich mein', Ihr ſind noch ſchöner worden und größer, ſeit ich Euch nimmer ſah! Hätt' ich das gewußt! Steh' da, wie ein Stock an der Thür', denke, ei! wer ſpricht jetzt mit der gnädigen Fräulein? Der Herr iſt's nicht; von den Knechten iſt's auch keiner! Ei, was man nicht erlebt! jetzt iſts der Junker Georg, der da drin ſpricht!"

Georg hatte ſich während dieſer Rede der Frau Roſel vergeblich von ihr loszumachen geſucht. Er fühlte, daß es ſich nicht gezieme, vor ihr zu zeigen, daß er auf Marien zürne, und doch glaubte er keinen Augenblick mehr bleiben zu können. Er rang endlich eine Hand aus der knöchernen Fauſt der Alten, aber indem er ſie frei fühlte, hatte ſie auch ſchon Marie ergriffen, hatte ſie, ohne auf Frau Roſels höhniſches Lächeln zu achten, an ihr Herz gedrückt; er war bei dieſer Bewegung einem ihrer Blicke begegnet, die ihn auf ewig zu bannen ſchienen. Jetzt aber erwachte in ihm ein neuer Kampf, eine neue Verlegenheit. Er fühlte ſeinen Unmuth ſchwinden, er fühlte, daß es Marie nicht ſo bös mit ihm gemeint habe — wie ſollte er aber jetzt mit Ehren zurückkehren? wie ſollte er ſo ganz ungekränkt ſcheinen? Wäre er mit Marien allein geweſen, ſo war es vielleicht noch eher

möglich; aber vor dieſem Zeugen, vor der wohlbekannten Frau Roſel umzukehren, ſich durch einen Händedruck, durch einen Blick erweichen laſſen und gefangen geben? Er ſchämte ſich vor dieſem Weib, weil er ſich vor ſich ſelbſt ſchämte, und wir haben gehört, daß dieſes Gefühl der Schaam, die Ungewißheit, wie man, ohne zu erröthen, zurückkehren könne, ſchon oft aus einer kurzen Trennung in Unmuth eine dauernde gemacht und die ſchönſten Verhältniſſe gebrochen habe.

Frau Roſel hatte ſich einige Augenblicke an der Angſt, an dem Gram ihres Fräuleins geweidet, dann aber ſiegte die ihr angeborne Gutmüthigkeit über die kleine Schadenfreude, die in ihr aufgeſtiegen war. Sie faßte die Hand des Junkers feſter: „Ihr werdet uns doch nicht ſchon wieder verlaſſen wollen, nachdem Ihr kaum ein Stündchen auf dem Lichtenſtein verweilt habt? Ehe Ihr etwas zu Mittag gegeſſen, läßt Euch die alte Roſel gar nicht weiter, das iſt gegen alle Sitte des Schloſſes. Und den Herrn habt Ihr wahrſcheinlich auch noch nicht begrüßt?“

Es war ſchon ein großer Gewinn für Mariens Sache, daß Georg ſprach: „Ich habe ihn ſchon geſprochen, dort ſtehen noch die Becher, die wir zuſammen leerten.“

„Nun,“ fuhr die Alte fort, „da werdet Ihr wohl noch nicht von ihm Abſchied genommen haben?“

„Nein, ich ſollte ihn im Schloß erwarten.“

„Ei, wer wird dann gehen wollen?“ ſagte ſie und drängte ihn ſanft in das Zimmer zurück, „das wäre mir eine ſchöne Sitte. Der Herr könnte ja Wunder meinen, was für einen ſonderbaren Gaſt er beherbergte. Wer

bei Tag kommt, ſetzte ſie mit einem ſtechenden Blick auf das Fräulein hinzu, „wer beim hellen Tag kommt, hat ein gut Gewiſſen und darf ſich nicht wegſchleichen wie der Dieb in der Nacht.“

Marie erröthete und drückte die Hand des Jünglings, und unwillkürlich mußte dieſer lächeln, wenn er an den Irrthum der Alten dachte und die ſtrafenden Blicke ſah, die ſie auf Marien warf.

„Ja, ja, wie ich ſagte,“ fuhr Frau Roſel fort, „braucht Euch nicht wegzuſtehlen wie der Dieb in der Nacht. Wäre vielleicht beſſer geweſen, Ihr wäret ſchon früher gekommen; im Sprichwort heißt es: Sieh für dich, Irren iſt mißlich; und wer will haben Ruh', bleib' bei ſeiner Kuh! Aber ich will nichts geſagt haben.“

„Nun ja,“ ſagte Marie, „du ſiehſt, er bleibt da; was willſt du nur mit deinen Reden und Sprüchlein? Du weißt ſelbſt, ſie paſſen nicht immer.“

„So? aber bisweilen treffen ſie doch einen, dem es nicht lieb iſt; aber Reu' und guter Rath iſt unnütz nach geſcheh'ner That. Ich weiß ſchon, Undank iſt der Welt Lohn, ich kann ja ſchweigen! wer will haben gute Ruh', der ſeh' und hör' und ſchweig' dazu.“

„Nun ſo ſchweige immerhin,“ entgegnete das Fräulein etwas gereizt; „übrigens wirſt du wohl thun, wenn du den Vater nicht geradezu merken läßt, daß du Herrn von Sturmfeder ſchon kennſt; es wäre möglich, er könnte glauben, er ſey wegen uns nach Lichtenſtein gekommen.“

Frau Roſel kämpfte zwiſchen guter und böſer Laune. Es that ihr wohl, daß man ſie brauche, daß man

Stillschweigen von ihr erbitten müsse; auf der andern Seite war sie noch unwillig darüber, daß das Fräulein seit neuerer Zeit so wenig Vertrauen in sie gesetzt habe. Sie murmelte daher nur einige unverständliche Worte vor sich hin, indem sie die Stühle wieder an die Wände stellte, die Becher von dem Tisch nahm und die Flecken abwischte, die der Wein auf der Schieferplatte, womit der Tisch eingelegt war, zurückgelassen hatte. Marie gab Georg, der sich an ein Fenster gestellt hatte und noch nicht völlig mit sich und der Geliebten ausgesöhnt schien, einen Wink, den er nicht unbeachtet ließ. Ihm selbst war viel daran gelegen, daß Mariens Vater noch nichts um ihre Liebe wußte; er fürchtete, jener möchte es als einziges Motiv seines Uebertrittes zu Würtemberg ansehen, er möchte ihn darum weniger günstig beurtheilen, als er bisher gethan. Dies erwägend, näherte sich Georg der alten Frau Rosel; er klopfte ihr traulich auf die Schultern, und ihre Züge hellten sich zusehends auf: „Man muß gestehen," sagte er freundlich, „Frau Rosalie hat eine schöne Haube; aber dies Band paßt doch wahrlich nicht dazu, es ist alt und verschossen."

„Ei was!" sagte die Alte etwas ärgerlich, denn sie hatte sich wohl auf eine freundlichere Rede gefaßt gemacht, „was kümmert Euch meine Haube, ein jeder fege vor seiner Thür. Sieh auf dich und auf die Deinen, darnach schilt mich und die Meinen. Ich bin ein armes Weib und kann nicht Staat machen wie eine Reichsgräfin. Wenn alle Leute wären gleich, und wären alle sämmtlich reich, und wären all' zu Tisch gesessen, wer wollt' auftragen Trinken und Essen?"

„Nun, ſo habe ich's nicht gemeint," ſagte Georg beſänftigend, indem er eine Silbermünze aus ſeinem Beutelein zog; „aber mir zu Gefallen ändert Frau Roſalie ſchon ihr Band; und daß meine Forderung nicht gar zu unbillig klingt, wird ſie dieſen Dickthaler nicht verſchmähen!"

Wer hat nicht an einem Oktobertag trotz Sturm und Wolken die Sonne durchdringen und Gewölk und Nebel verjagen ſehen? So ging es auch am Horizont der Frau Roſel freundlich auf. Die artige Weiſe des Junkers, ihr Lieblingsname Roſalie, der ihr viel wohltönender dünkte, als das verdorbene Roſel, und endlich der Dickthaler mit dem Krauskopf des Herzogs und dem Wappen von Teck — wie konnte ſie ſo vielen Reizen widerſtehen? „Ihr ſeyd doch der alte freundliche Junker!" ſagte ſie, indem ſie, ſich tief verneigend, den Thaler in die ungeheure lederne Taſche an ihrer Seite gleiten ließ und den Saum von Georgs Mantel zum Munde führte. „Gerade ſo wußtet Ihr es in Tübingen zu machen. Stand ich am Jörgenbrunnen, ging ich von der Burgſteig hinab auf den Markt, richtig rief es hinter mir: guten Morgen, Frau Roſalie! und wie geht es dem Fräulein? und wie oft und reich habt Ihr mich dort beſchenkt; wenigſtens zwei Drittheile von dem Rock, den ich hier trage, verdank' ich Eurer Gnade!"

„Laßt das, gute Frau," unterbrach ſie Georg. „Und was den Herrn betrifft, ſo wirſt du" —

„Was meint Ihr?" erwiederte ſie, indem ſie die Augen halb zudrückte. „Habe Euch in meinem Leben nicht geſehen. Nein da könnt Ihr Euch drauf verlaſſen.

Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß, und was mich nicht brennt, das blase ich nicht!"

Sie verließ bei diesen Worten das Zimmer und stieg in den ersten Stock hinab, um dort in der Küche ihr Regiment zu verwalten.

Dankbar und freudig zog sie den Thaler aus der Ledertasche und besah ihn hin und her; sie pries bei sich die Freigebigkeit des wackern Junkers, und bedauerte ihn im Stillen, daß seine Liebe so schlecht vergolten werde, denn daß es ihr Fräulein mit einem Andern habe, war ihr ausgemachte Sache. Vor der Küche stand sie gedankenvoll still. Sie war im Zweifel mit sich, ob sie der Sache ihren Lauf lassen solle, oder ob es nicht besser wäre, dem Junker einige Winke über den nächtlichen Besucher zu geben? „Doch, kommt Zeit, kommt Rath, vielleicht sieht er es selbst und braucht mich nicht dazu. Ueberdies — ein Rather in zweier Feinde Mitten, kann es leicht mit beiden verschütten; man kann warten und zusehen, denn Hitz im Rath, Eil in der That gebären nichts als Schad. Wer will haben gut Ruh, der seh' und hör' und — schweig' dazu!"

Solchen Rath pflog mit sich selbst Frau Rosel vor der Küche; die Liebenden aber, denen die Berathung galt, hatten sich nach ihrem Abzug bald wieder gefunden. Georg vermochte nicht den bittenden Blicken Mariens zu widerstehen; und als sie mit den süßesten Tönen der Liebe ihn fragte, ob er ihr wieder gut sey, da vermochte er nicht nein zu sagen, und der Friede war, was selten der Fall ist, in kürzerer Zeit wieder geschlossen, als die Fehde begonnen hatte.

Mit hohem Interreſſe hörte Marie auf Georgs fernere Erzählung, und es gehörte der feſte Glaube des jungen Mannes an die Geliebte und ſein Vertrauen in das Wort des Geächteten dazu, um nicht von neuem außer Faſſung zu kommen. Denn als er beſchrieb, wie er auf den Ritter getroffen, und ſich mit ihm geſchlagen habe, da erröthete ſie, ſie richtete ſich ſtolzer auf und drückte die Hand des Geliebten, ſie geſtand ihm, daß er einen wichtigen Kampf beſtanden habe, denn jener Mann ſey ein tapferer Kämpe. Und als er erzählte, wie ſie hinabſtiegen in die Nebelhöhle, wie ſie den Geächteten beſuchten, wie er tief unter der Erde in ärmlicher Umgebung doch ſo groß und erhaben geſchienen, da ſtürzten Thränen aus ihren Augen, ſie blickte hinauf zum Himmel, als bete ſie im Stillen, er möchte das traurige Geſchick dieſes Mannes wenden; und als er fortfuhr und ſagte, was ſie geſprochen, und wie der Mann der Höhle ſich ſeinen Freund genannt, wie er ſich zu Würtembergs Sache, zu der Sache der Unterdrückten und Vertriebenen mit Wort und Handſchlag verpflichtet habe, da ſtrahlte Mariens Auge von wunderbarem Glanze, ſie ſah Georg lange an, er glaubte eine Begeiſterung in ihrem Auge, in ihren Zügen zu leſen, die nicht die Freude, daß er ihres Vaters Partei ergriffen habe, allein hervorbrachte.

„Georg!“ ſagte ſie, „es werden viele ſeyn, die dich einſt um dieſe Nacht beneiden werden. Du darfſt es dir auch zur Ehre rechnen; denn glaube mir, nicht jeden hätte Hans zu dem Vertriebenen geführt.“

„Du kennſt ihn,“ erwiederte Georg, „du weißt um ſein Geheimniß? O ſag' mir doch, wer iſt er? Ich

habe ſelten einen Mann geſehen, deſſen Auge, deſſen Miene, deſſen ganzes Weſen mich ſo beherrſcht hätte, wie dieſer. Wo lagen ſeine Beſitzungen, wo iſt das Schloß, aus dem er vertrieben iſt? Er ſagt, er wolle jetzt keinen andern Namen haben als „der Mann,“ aber ſein Arm, deſſen Stärke ich gefühlt, ſein heller Blick verbürgte mir, daß er einſt einen berühmten Namen in der Welt gehabt haben müſſe.“

„Er hatte einen Namen,“ antwortete Marie, „einen, der ſich mit den beſten meſſen konnte. Aber wenn er dir ihn nicht ſelbſt geſagt hat, ſo darf ich ihn auch nicht nennen; das wäre gegen mein Wort, das ich darauf gegeben. Herr Georg muß ſich alſo ſchon noch gedulden,“ ſetzte ſie lächelnd hinzu, „ſo hart es ihn auch ankommt, denn er iſt ein neugieriger Herr.“

„Mir kannſt du es ja doch ſagen!“ unterbrach ſie Georg, „ſind wir nicht eins? Darf das Eine ein Geheimniß haben, ohne daß es der andere Theil wiſſen muß? Schnell! antworte, wer iſt der Mann in der Höhle?“

„Werde nicht böſe; ſieh, wenn es nur mein Geheimniß wäre, ſo müßteſt du es auch wiſſen und könnteſt es mit Recht verlangen, aber ſo — ich weiß zwar, daß es bei dir ſo ſicher wäre als bei mir, aber ich darf nicht.“

Sie ſprach noch, als die Thüre aufſprang und eine Dogge von ungeheurer Größe hereinſtürzte. [3] Georg fuhr unwillkürlich auf, denn einen Hund von ſolcher Größe und Stärke hatte er nie geſehen. Der Hund ſtellte ſich ihm gegenüber, ſchaute ihn mit rollenden Augen an und fing an zu murren. Es tönte aus ſeiner

breiten Bruſt herauf dumpf und hohl wie ein nahender Sturm, und die wohlgeordnete Reihe ſcharfer Zähne, die er vorwies, zeigten ihn als einen Kämpfer, deſſen Zorn man nicht reizen dürfe. Ein Wort von Marien reichte hin, ihn ruhig und beſänftigt zu ihren Füßen zu legen. Sie ſtreichelte ſeinen ſchönen Kopf, aus welchem die klugen Augen noch immer bald nach ihr, bald nach dem Junker ſpähten. „Er hat Menſchenverſtand!“ ſagte ſie lächelnd. „Er kommt, um mich zu warnen, daß ich den Mann in der Höhle nicht verrathen ſoll.“

„Ein herrlicher Hund, wie ich nie einen geſehen! wie er den Kopf ſo ſtolz aus dem goldenen Halsband hervorträgt, als gehöre er einem Kaiſer oder König.“

„Er gehört ihm, dem Vertriebenen,“ erwiederte Marie, und weil ich auf dem Sprung war, den Namen ſeines Herrn zu nennen, kam er, mich zu warnen.“

„Warum aber führt der Ritter ſeinen Hetzer nicht mit ſich? Wahrlich, ein Arm wie der ſeine, unterſtützt von einem ſolchen Thier, darf ſechs Mörder nicht fürchten.“

„Das Thier iſt wachſam,“ antwortete ſie, „aber wild; wenn er es in der Höhle unten hätte, ſo hätte er zwar einen ſichern Schutz; wie aber, wenn durch Zufall ein Menſch in jene Höhle käme? Sie iſt ſo groß, daß man den Mann nicht darin ahnen kann, aber die Dogge würde ihn verrathen. Sie würde knurren und anſchlagen, ſobald ſie Tritte hörte, und ſein Aufenthalt wäre entdeckt. Darum hat er ihm befohlen, als er weggieng, hier zu bleiben; er verſteht dies Gebot und ich ſorge für ihn. Er hat ordentlich das Heimweh nach

seinem Herrn, und die Freude solltest du sehen, wenn es Nacht wird; er weiß, daß dann sein Herr bald ins Schloß kommt, und wenn die Zugbrücke niederfällt und die Schritte des Mannes auf dem Hofe tönen, da ist er nicht mehr zu halten, er würde sechsfache Ketten zerreißen, um bei ihm zu seyn."

„Ein schönes Bild der Treue! doch ein schöneres noch ist der Mann, dem dieser Hund gehört. Hing er doch eben so treu an seinem Herrn, und ließ sich verbannen und ins Elend jagen; es ist thöricht von mir," setzte Georg hinzu, ich weiß, Neugierde steht einem Mann nicht an, aber wissen möchte ich, wer er ist."

„So gedulde dich doch, bis es Nacht wird! Wenn der Mann kommt, will ich ihn fragen, ob du es wissen darfst, ich zweifle nicht, er wird es erlauben."

„Es ist noch lange bis dahin, und jeden Augenblick muß ich an ihn denken; wenn du mir es nicht sagst, so muß ich mich an den Hund wenden, vielleicht ist er gütiger als du."

„Versuche es immer," rief Marie lächelnd, „wenn er sprechen kann, so soll er es nur gestehen."

„Hör' einmal, du ungeheurer Geselle," wandte sich Georg zu dem Hund, der ihn aufmerksam ansah, „sage mir, wie heißt dein Herr?"

Der Hund richtete sich stolz auf, riß den weiten Rachen auf und brüllte in schrecklichen Tönen „U — u — u!"

Marie erröthete. „Laß doch die Possen," sagte sie, und rief den Hund zu sich, „wer wird mit Hunden sprechen, wenn man in menschlicher Gesellschaft ist!"

„Georg ſchien nicht darauf zu hören. „U! hat er geſagt, der gute Hund; der iſt darauf geſchult; ich wollte alles wetten, es iſt nicht das erſte Mal, daß man ihn fragt: wie heißt dein Herr?“

Kaum hatte Georg die letzten Worte geſprochen, ſo fing der Hund mit noch greulicheren Tönen als vorher ſein U — u — u! zu heulen an. Aufs neue erröthete Marie, ſie hieß beinahe unwillig den Hund ſchweigen; er legte ſich ruhig zu ihren Füßen.

„Da haben wir's,“ rief Georg lachend, „der Herr heißt U! und fing das ſonderbare Wort auf dem Ringe, den mir der Ritter gab, nicht auch mit U an? Ungeheuer, heißt dein Herr vielleicht Uffenheim? oder Urküll? oder Ulm? oder vielleicht gar —“

„Unſinn! der Hund hat gar keinen anderen Laut als U; wie magſt du dir nur Mühe geben, daraus etwas zu folgern! Doch hier kommt der Vater den Berg herauf; willſt du, daß es ihm verborgen bleibe, ſo nimm dich zuſammen und verrathe dich nicht. Ich gehe jetzt, denn es iſt nicht gut, wenn er uns beiſammen antrifft.“

Georg gelobte es; er umarmte noch einmal die Geliebte, und verſah ſich von ihrem ſüßen Mund auf viele Stunden, um wenigſtens an der Erinnerung ſich zu erfreuen, wenn die Gegenwart des Vaters jede zärtlichere Annäherung unmöglich machte. Der Hund des Herrn U — ſah verwundert auf die liebliche Gruppe; doch ſey es, daß er wirklich Menſchenverſtand hatte, oder daß er bei ſeinem Herrn ſchon Aehnliches erlebt hatte und einſah, daß der Junker das Fräulein nicht umbringen

wolle, er machte keine Miene, seiner Dame zu Hülfe zu kommen, und erst der Hufschlag, der von der Brücke heraufscholl, schreckte die Erröthende aus den Armen des glücklichen Jünglings.

IV.

Der Herzog schaut hinunter lang
Und spricht mit einem Seufzer bang:
Wie fern, ach! von mir abgewandt,
Wie tief, wie tief liegst du mein Land.
G. Schwab.

Charfreitag und Osterfest waren vorüber gegangen, und Georg von Sturmfeder befand sich noch immer in Lichtenstein. Der Herr dieses Schlosses hatte ihn eingeladen, bei ihm zu verweilen, bis etwa der Krieg eine andere Wendung nehmen würde oder Gelegenheit da wäre, der Sache des Herzogs wichtige Dienste zu leisten. Man kann sich denken, wie gerne der junge Mann diese Einladung annahm. Unter einem Dach mit der Geliebten, immer in ihrer Nähe, oft ein Stündchen mit ihr allein, von ihrem Vater geliebt — er hatte in seinen kühnsten Träumen kein ähnliches Glück ahnen können. Nur eine Wolke trübte den Himmel der Liebenden, die düstere Wolke, die zuweilen auf der Stirne des Vaters lag. Es schien, als habe er nicht die besten Nachrichten von seinem Herzog und dem Kriegsschauplatz. Es kamen zu verschiedenen Tageszeiten Boten in die Burg; aber sie kamen und gingen, ohne daß der Ritter seinem Gast eröffnete, was sie gebracht haben. Einigemal glaubte Georg in der Abenddämmerung sogar den Pfeifer von

Hardt über die Brücke ſchleichen zu ſehen, er hoffte
dieſem vielleicht etwas erfahren zu können, er eilte hin
um ihm zu begegnen, aber wenn er bis an die Br
kam, war jede Spur von ihm verſchwunden.

Der junge Mann fühlte ſich etwas beleidigt ü
dieſen Mangel an Zutrauen, wie er es bei ſich unt
ſeinen Aeußerungen gegen Marie nannte. „Ich h
doch den Freunden des Herzogs mich ganz und
angeboten, obgleich ihre Partie nicht viel Lockendes h
der Mann in der Höhle und der Ritter von Lichtenſ
bewieſen mir Freundſchaft und Vertrauen, aber wa
nur bis auf dieſen Punkt? warum darf ich nicht erf
ren, wie es mit Tübingen ſteht? warum nicht, wie
Herzog operirt, um ſein Land wieder zu erobern? S
ich nur zum Dreinſchlagen gut? verſchmäht man
im Rath?“

Marie ſuchte ihn zu tröſten. Es gelang oft ih
ſchönen Augen, ihren freundlichen Reden, ihn dieſe
danken vergeſſen zu laſſen; aber dennoch kehrten ſi
manchem Augenblicke wieder, und die ſorgenvolle M
des alten Herrn mahnte ihn immer an die Sa
welcher er beigetreten war.

Am Abend des Oſterfeſtes konnte er endlich di
Stillſchweigen nicht länger ertragen; er fragte auf
Gefahr hin, für unbeſcheiden zu gelten, wie es mit
Herzog und ſeinen Planen ſtehe, ob man nicht
ſeiner endlich einmal bedürfe? Aber der Ritter
Lichtenſtein drückte ihm freundlich die Hand und ſa
„Ich ſehe ſchon lange, wackerer Junge, wie es dir
Herz beinahe abdrücken will, daß du nicht Theil neh

kannſt an unſeren Mühen und Sorgen; aber gedulde dich noch einige Zeit, vielleicht nur einen Tag noch, ſo wird ſich manches entſcheiden. Was ſoll ich dich mit ungewiſſen Nachrichten, mit traurigen Botſchaften plagen? Dein heiterer Jugendſinn iſt nicht gemacht, bedächtlich in ein Gewebe von Bosheit zu ſchauen und die künſtlich geſchlungenen Fäden wieder los zu machen. Wenn die Entſcheidung naht, dann, glaube mir, wirſt du ein willkommener Genoſſe ſeyn bei Rath und That. Nur ſo viel brauchſt du zu wiſſen, es ſteht mit unſerer Sache weder ſchlimm noch gut; doch bald muß es ſich entſcheiden."

Der junge Mann ſah ein, daß der Alte recht haben könne, und doch war er nichts weniger als zufrieden mit dieſer Antwort. Auch erfuhr er den Namen des Geächteten nicht. Marie hatte ihn, als er in der nächſten Nacht ins Schloß gekommen war, gefragt, ob ſie ihrem Gaſt ſeinen Namen nennen dürfe, er hatte nichts darauf geſagt, als: „Noch iſts nicht an der Zeit!"

Noch ein dritter Umſtand war es, der Georg beinahe beleidigend vorkam. Er hatte dem Herrn von Lichtenſtein geſagt, wie ſehr ihn der Mann in der Höhle angezogen habe, wie er nichts Erfreulicheres kenne, als recht oft in deſſen Nähe zu ſeyn, und dennoch hatte man ihn nie mit einem Wort eingeladen, eine Nacht mit dem geheimnißvollen Gaſte zuzubringen. Er war zu ſtolz, ſich aufzudrängen, er wartete von Nacht zu Nacht, ob man ihn nicht herabrufen werde, jenen Mann zu ſprechen; es geſchah nicht. Er beſchloß, wenigſtens einmal uneingeladen zuzuſehen, wie der Fremde in die Burg komme, und betrachtete ſich deßwegen die Gelegenheit genau.

Seine Kammer, wohin er regelmäßig um acht Uhr geführt wurde, lag gegen das Thal hinaus, gerade entgegengeſetzt der Seite, wo die Brücke über den Abgrund führte. Von hier war es alſo nicht möglich, ihn kommen zu ſehen. Das große Zimmer im zweiten Stock, das nicht weit entfernt von ſeiner Kammer lag, wurde jede Nacht abgeſchloſſen, von dort aus konnte er alſo auch nicht hinabſehen. Auf dem Vorplatz, der die Kammern umher und den Saal verband, gingen zwar zwei Fenſter gegen die Brücke hinaus, ſie waren aber vergittert und hoch, ſo daß man zwar ins Freie hinüber, aber nicht hinab auf die Brücke ſehen konnte.

Es blieb ihm daher nichts übrig, als ſich irgendwo zu verbergen, wenn er den nächtlichen Beſuch ſehen wollte. Im erſten Stock war dies nicht möglich, weil dort ſo viele Leute wohnten, daß er leicht entdeckt werden konnte. Doch als er den Thorweg und die Ställe muſterte, die unter dem Schloß in den Felſen gehauen waren, bemerkte er an der Zugbrücke eine Niſche, die von den Thorflügeln bedeckt wurde, welche man nur, wenn der Feind vor den Thoren war, verſchloß. Dies war der Ort, der ihm Sicherheit und zugleich Raum genug zu gewähren ſchien, um zu beobachten, was um ihn her vorging; links vor der Niſche ſchloß ſich die Zugbrücke an das Thor, rechts war die Treppe, die hinaufführte, vor ihm der Thorweg, den jeder gehen mußte, der ins Schloß kam. Dorthin beſchloß er in der kommenden Nacht ſich zu ſchleichen.

Um acht Uhr kam der Knappe mit der Lampe, um ihm wie gewöhnlich ins Bett zu leuchten. Der

Herr des Schloſſes und ſeine Tochter ſagten ihm freundlich gute Nacht. Er ſtieg hinan in ſeine Kammer, er entließ den Knecht, der ihn ſonſt entkleidete, und warf ſich angekleidet auf das Bette; er lauſchte auf jeden Glockenſchlag, den die Nachtluft aus dem Dorfe hinter dem Walde herübertrug; oft ſchloſſen ſich ſeine Augen; oft ſchwebte er ſchon auf jener unſichern Grenze zwiſchen Wachen und Schlafen, wo ſich die Seele nur mit ermatteten Kräften gegen die Bande des Schlummers ſträubt, aber immer wieder rang er ſich los, wenn ſeine Gedanken klar genug waren, um ihm ſeinen Zweck ins Gedächtniß zurückzuführen.

Zehn Uhr war längſt vorüber; die Burg war ſtill und todt, Georg raffte ſich auf, zog die ſchweren Sporen und Stiefel ab, hüllte ſich in ſeinen Mantel und öffnete behutſam die Thüre ſeiner Kammer. Er hielt den Athem an, um ſich nicht durch Schnauben zu verrathen; die Angeln ſeiner Thüre knarrten, er hielt an, er lauſchte, ob niemand dieſe verrätheriſchen Töne gehört habe. Es blieb alles ſtill; der Mond fiel in mattem Schein auf den Vorplatz; Georg pries ſich glücklich, daß ihn dieſes trügeriſche Licht nicht zum zweiten Mal verrathen werde. Er ſchlich weiter an die Wendeltreppe; noch einmal hielt er an, um zu lauſchen, ob alles ſtille ſey; er hörte nichts als das Sauſen des Windes und das Rauſchen der Eichen über der Brücke. Er ſtieg behutſam hinab. In der Stille der Nacht tönt alles lauter, und Dinge erwecken die Aufmerkſamkeit, die man am Tage nicht beachtet hätte. Wenn Georgs Fuß auf ein Sandkörnchen trat, ſo rauſchte es auf der gewölbten Wendeltreppe, daß

er erſchrak und glaubte, man müſſe es im ganzen Hauſe gehört haben. Er kam an dem erſten Stock vorüber; er lauſchte, er hörte niemand, aber auf dem Heerd in der Küche flackerte ein luſtiges Feuer. Jetzt war er unten. Zu dem Weg von ſeiner Kammer bis zum Thor, den er ſonſt in einem Augenblicke zurücklegte, hatte er eine Viertelſtunde verwandt.

Er ſtellte ſich in die Niſche und zog den Thorflügel noch näher zu ſich her, ſo daß er völlig von ihm bedeckt war. Eine Spalte in der Thüre war groß genug, daß er durch ſie Alles beobachten konnte. Noch war alles ſtill im Schloß. Nur flüchtige Tritte glaubte er über ſich zu vernehmen, es war wohl Marie, die geſchäftig hin und her ging.

Nach einer tödtlich langen Viertelſtunde ſchlug es im Dorfe elf Uhr. Dies war die Zeit des nächtlichen Beſuches, Georg ſchärfte ſein Ohr, um zu vernehmen, wann er komme. Nach wenigen Minuten hörte er oben den Hund anſchlagen, zugleich rief über dem Graben eine tiefe Stimme: „Lichtenſtein!“

„Wer da?“ fragte man aus der Burg.

„Der Mann iſt da!“ antwortete jene Stimme, die Georg von ſeinem Beſuch in der Höhle ſo wohl bekannt war.

Ein alter Mann, der Burgwart, kam aus einer Kaſematte, die in den Grundfelſen gehauen war. Er öffnete mit einem wunderlich geformten Schlüſſel das Schloß der Zugbrücke. Indem er noch damit beſchäftigt war, ſtürzte in großen Sprüngen der Hund die Treppe herab; er winſelte, er wedelte mit dem Schwanz, er

hüpfte an dem Burgwart hinauf, als wolle er ihm behülflich seyn, die Brücke für seinen Herrn herabzulassen. Und jetzt kam auch Marie, sie trug ein Windlicht und leuchtete damit dem Alten, der mit seinem Aufschließen nicht zurecht zu kommen schien.

„Spute dich, Balthasar!“ flüsterte sie, „er wartet schon eine gute Weile, und draußen ists kalt und es weht ein garstiger Wind.“

„Jetzt nur noch die Kette los, gnädiges Fräulein,“ antwortete er, „dann sollt Ihr gleich sehen, wie schön meine Brücke fällt. Ich habe auch, wie Ihr befohlen habt, die Fugen mit Oel geschmiert, daß sie nicht mehr knarren und die Frau Rosel aus ihrem sanften Schlaf aufwecken.“

Die Ketten rauschten in die Höhe, die Brücke senkte sich langsam nach außen und legte sich über den Abgrund; der Mann aus der Höhle, in seinen groben Mantel eingehüllt, schritt herüber. Georg hatte sich das Bild dieses Mannes tief ins Herz geprägt, und doch überraschten ihn aufs neue seine auffallend kühnen Züge, sein gebietendes Auge, seine freie Stirne, das Kräftige, Gewaltige in seinen Bewegungen.

Der Schein des Windlichtes fiel auf ihn und Marie, und noch lange Jahre bewahrte Georg die Erinnerung an diese Gruppe. Die schlanke Gestalt der Geliebten, das dunkle Haar, dessen Flechten aufgegangen waren und nun um den zierlichen Hals herabströmten, die blendende Stirne, das sinnige blaue Auge, dem die langen dunkeln Wimpern und die schöngeschwungenen Bogen der Brauen einen eigenthümlichen

Reiz gaben, der kleine rothe Mund, die zarte Farbe ihrer Wangen, dies alles, überſtrahlt von dem Lichte, das ſie in der Hand hielt, bewirkte, daß Georg glaubte, die Geliebte nie ſo reizend geſehen zu haben, als in dieſem Augenblick, wo der Contraſt gegen die ſcharfen, kräftigen Formen des Mannes, der neben ihr ſtand, ihr zartes liebliches Weſen noch mehr hervorhob.

Der nächtliche Gaſt half mit beinahe übermenſchlicher Kraft dem alten Pförtner die Brücke wieder aufziehen. Dann zog ſich der Alte zurück und Georg vernahm folgendes Geſpräch:

„Iſt Nachricht da von Tübingen? iſt Max Stumpf zurück? Ich leſe Unglück in Euren Mienen!“

„Nein, Herr, er iſt noch nicht zurück,“ ſagte Marie; „der Vater erwartet ihn aber noch dieſe Nacht.“

„Daß ihm der Teufel Füße mache! Ich muß warten bis er kommt, und ſollte es Tag darüber werden. — Hu! eine kalte Nacht, Fräulein,“ ſagte der Geächtete, „meine Schuhu und Käuzlein in der Nebelhöhle muß es auch gewaltig frieren, denn ſie ſchrien und jammerten in kläglichen Tönen, als ich heraufſtieg.“

„Ja, es iſt kalt,“ antwortete ſie, „um keinen Preis möchte ich mit Euch hinabſteigen; und wie ſchauerlich muß es ſeyn, wenn die Käuzlein ſchreien; mir graut, wenn ich nur daran denke.“

„Wenn Junker Georg Euch begleitete, ginget Ihr doch mit,“ erwiederte jener lächelnd, indem er das erröthende Geſicht des Mädchens am Kinn ein wenig in die Höhe hob; nicht wahr, mit dem ginget Ihr in die Hölle? Was das für eine Liebe ſeyn muß! Weiß Gott,

Euer Mund iſt ganz wund; gar zu arg müßt Ihr es doch nicht machen mit Küſſen.“

„Ach Herr!“ flüſterte Marie, indem ſich aufs neue eine dunkle Röthe über die zarten Wangen goß, „wie mögt Ihr nur ſo ſprechen? Wißt Ihr, daß ich gar nicht mehr herabkomme, Euch gar nicht mehr koche, wenn Ihr ſo von mir und dem Junker denket?“

„Nun, einen Scherz müßt Ihr mir ſchon gelten laſſen,“ ſagte der Ritter und kniff ſie in die erröthenden Wangen; „ich habe ja in meiner Behauſung da unten ſo wenig Zeit und Gelegenheit zum Scherzen. Aber was gebt Ihr mir, wenn ich für den Junker ein gutes Wort einlege beim Vater, daß er ihn Euch zum Mann gibt? Ihr wißt, der Alte thut, was ich haben will, und wenn ich ihm einen Schwiegerſohn empfehle, nimmt er ihn unbeſehen.“

Marie ſchlug die ſchönen Augen auf und ſah ihn mit freundlichen Blicken an. „Gnädigſter Herr,“ antwortete ſie, „ich will es Euch nicht wehren, wenn Ihr für Georg ein gutes Wort ſprechet; übrigens iſt ihm der Vater ſchon ſehr gewogen.“

„Ich frage, was ich für ein gutes Wort bekomme? Alles hat ſeinen Preis; nun, was wird mir dafür?“

Marie ſchlug die Augen nieder. „Ein ſchöner Dank,“ ſagte ſie; „aber kommt Herr, der Vater wird ſchon längſt auf uns warten.“

Sie wollte vorangehen, der Geächtete aber ergriff ihre Hand und hielt ſie auf. Georgs Herz pochte beinahe hörbar, es wurde ihm bald heiß, bald kalt, er faßte den

Thürflügel und wäre nahe daran geweſen, dieſe Fürſprache um einen fixen Preis zu verbitten.

„Warum ſo eilig?“ hörte er den Mann der Höhle ſagen. „Nun, ſey es um ein Küßchen, ſo will ich loben und preiſen, daß dein Vater ſogleich den Pfaffen holen läßt, um das heilige Sacrament der Ehe an euch zu vollziehen.“ Er ſenkte ſein Haupt gegen Marien herab; Georg ſchwindelte es vor den Augen, er war im Begriff, aus ſeinem Hinterhalt hervorzubrechen. Das Fräulein aber ſah jenen Mann mit einem ſtrafenden Blicke an. „Das kann unmöglich Euer Gnaden Ernſt ſeyn,“ ſagte ſie, „ſonſt hättet Ihr mich zum letzten Mal geſehen.“

„Wenn Ihr wüßtet, wie erhaben und ſchön Euch dieſer Trotz ſteht,“ ſagte der Ritter mit unerſchütterlicher Freundlichkeit, „Ihr ginget den ganzen Tag im Zorn und in der Wuth umher. Uebrigens habt Ihr Recht, wenn man ſchon einen andern ſo tief im Herzen hat, darf man keine ſolche Gunſt mehr ausſpenden. Aber feurige Kohlen will ich auf Euer Haupt ſammeln, ich will dennoch den Fürſprecher machen. Und an Eurem Hochzeittag will ich bei Eurem Liebſten um einen Kuß anhalten, dann wollen wir ſehen, wer Recht behält.“

„Das könnet Ihr!“ ſagte Marie, indem ſie ihm lächelnd ihre Hand entzog und mit dem Licht voranging, „aber machet Euch immer auf eine abſchlägige Antwort gefaßt, denn über dieſen Punkt ſpaßt er nicht gerne.“

„Ja er iſt verdammt eiferſüchtig,“ entgegnete der Ritter im Weiterſchreiten; „ich könnte Euch davon eine Geſchichte erzählen, die mir ſelbſt mit ihm begegnet iſt; aber ich habe verſprochen zu ſchweigen“ —

Ihre Stimmen entfernten ſich immer mehr und wurden undeutlicher. Georg ſchöpfte wieder freier Athem. Er lauſchte und harrte noch in ſeiner Niſche, bis er niemand mehr auf den Treppen und Gängen hörte. Dann verließ er ſeinen Platz und ſchlich nach ſeiner Kammer zurück. Die letzten Worte Mariens und des Geächteten lagen noch in ſeinen Ohren. Er ſchämte ſich ſeiner Eiferſucht, die ihn auch in dieſer Nacht wieder unwillkürlich hingeriſſen hatte, wenn er bedachte, in welch unwürdigem Verdacht er die Geliebte gehabt und wie rein ſie in dieſem Augenblick vor ihm geſtanden ſey; er verbarg ſein erröthendes Geſicht tief in den Kiſſen und erſt ſpät entführte ihn der Schlummer dieſen quälenden Gedanken.

Als er am andern Morgen in die Herrenſtube hinabging, wo ſich um ſieben Uhr gewöhnlich die Familie zum Frühſtück verſammelte, kam ihm Marie mit verweinten Augen entgegen. Sie führte ihn auf die Seite und flüſterte ihm zu: „Tritt leiſe ein, Georg! der Ritter aus der Höhle iſt im Zimmer; er iſt vor einer Stunde ein wenig eingeſchlummert; wir wollen ihm dieſe Ruhe gönnen!“

„Der Geächtete?“ fragte Georg ſtaunend, „wie kann er es wagen, noch bei Tag hier zu ſeyn? iſt er krank geworden?“

„Nein,“ antwortete Marie, indem von neuem Thränen in ihren Wimpern hingen; „nein, es muß in dieſer Stunde noch ein Bote von Tübingen anlangen und dieſen will er erwarten. Wir haben ihn gebeten, beſchworen, er möchte doch vor Tag hinabgehen, er hat nicht darauf gehört; hier will er ihn erwarten.“

„Aber könnte denn der Bote nicht auch in die Höhle hinabkommen?“ warf Georg ein, „er ſetzt ſich ja umſonſt dieſer Gefahr aus.“

„Ach, du kennſt ihn nicht, das iſt ſein Trotz; wenn er ſich einmal etwas in den Kopf geſetzt hat, ſo geht er nicht mehr davon ab, und nur zu leicht wird er mißtrauiſch; deßwegen konnten wir ihm nicht ſehr zureden, wegzugehen; er hätte glauben können, wir thun es nur wegen uns. Sein Hauptgrund zu bleiben iſt, daß er ſich gleich mit dem Vater berathen will, ſobald er Nachricht bekommt.“

Sie waren während dieſer Rede an die Thüre der Herrenſtube gekommen, Marie ſchloß ſo leiſe als möglich auf und trat mit Georg ein.

Die Herrenſtube unterſchied ſich von dem großen Gemach im obern Stock nur dadurch, daß ſie kleiner war. Auch ſie hatte die Ausſicht nach drei Seiten, durch Fenſter mit kleinen runden Scheiben, durch welche ſich die Morgenſonne in vielfarbigen Strahlen brach. Decke und Wände umzog ein Getäfel von ſchwarzbraunem Holz, mit farbigen Hölzern kunſtreich ausgelegt. Einige Ahnenbilder der Lichtenſteiner ſchmückten die Wand, welche keine Fenſter hatte, und Tiſche und Geräthſchaften zeigten, daß der Ritter von Lichtenſtein ein Freund alter Sitten und Zeiten ſey, und ſeinen Hausrath, wie er ihn vom Großvater empfangen hatte, auch auf die Tochter vererben wolle. Vor einem großen Tiſch in der Mitte des Zimmers ſaß der Herr des Schloſſes. Er hatte ſein Kinn mit dem langen Bart auf die Hand geſtützt und ſchaute finſter und regungslos in einen Becher, der vor

ihm stand. Die Weinkannen und Deckelkrüge auf dem Tisch, der Becher vor dem alten Herrn machte, daß man ungewiß war, ob er die Nacht beim Becher zugebracht habe, oder ob er so früh am Tage sich durch einen guten Trunk Kräfte sammeln wolle.

Er grüßte seinen jungen Gast, als dieser an den Tisch zu ihnen getreten war, durch ein leichtes Neigen des Hauptes, indem ein kaum bemerkliches Lächeln um seinen Mund zog. Er wies auf einen Becher und einen Stuhl zu seiner Seite; Marie verstand den Wink, schenkte einen Becher voll und kredenzte ihn dem Geliebten mit jener holden Anmuth, die allem, was sie that, einen eigenthümlichen Stempel aufdrückte. Georg setzte sich an die Seite des Alten und trank.

Dieser rückte ihm näher und flüsterte ihm mit heiserer Stimme zu; „ich fürchte, es steht schlimm!“

„Habt Ihr Nachricht?“ fragte Georg eben so heimlich.

„Ein Bauer sagte mir heute frühe, gestern Abend haben die Tübinger mit dem Bunde gehandelt.“

„Gott im Himmel!“ rief Georg unwillkürlich aus.

„Seyd still und weckt ihn nicht! er wird es nur zu frühe erfahren,“ entgegnete ihm jener, indem er auf die andere Seite der Stube deutete.

Georg sah dorthin. An einem Fenster der Seite, die gegen den jähen Abgrund liegt, saß der geächtete Mann. Er hatte den Arm auf das Sims gestützt, die sorgenvolle Stirne, das von Wachen müde Auge lag in der tapferen Hand — er schlummerte. Sein grauer Mantel war über die Schulter herabgefallen und ließ

ein abgetragenes, unſcheinbares Lederkoller ſehen, in das die kräftige Geſtalt gehüllt war. Sein krauſes Haar fiel nachläßig um die Schläfe, und einige Büſche des gerollten Bartes quollen unter der Hand hervor.

Zu ſeinen Füßen lag ſein großer Hund; er hatte ſeinen Kopf auf den Fuß ſeines Herrn gelegt, ſeine treuen Augen hingen theilnehmend an dem Haupte des Geächteten.

„Er ſchläft," ſagte der Alte und zerdrückte eine Thräne in den Augen; „die Natur fordert die Schuld an den Körper und umhüllt die Seele mit einem wohlthätigen Schleier. Er athmet leicht, o daß es beruhigende Träume wären, die ihm vorſchweben! die Wirklichkeit iſt ſo traurig, wer ſollte ihm nicht wünſchen, daß er ſie im Traume vergißt!"

„Es iſt ein hartes Schickſal!" erwiederte Georg, indem er wehmüthig auf den Schlafenden blickte. „Vertrieben von Haus und Hof, geächtet, in die Wüſte hinausgejagt! ſein Leben jedem Buben preis gegeben, der in der Ferne ſeinen Bolz auf ihn anlegt, bei Tag unter der Erde, bei Nacht wie ein Dieb umherſchleichen zu müſſen! wahrlich es iſt hart! Und dies alles, weil er ſeinem Herrn treu war und jene Bündler nach ſeinen Gütern gelüſteten."

„Der Mann dort hat manches verfehlt in ſeinem Leben, ſprach der Ritter von Lichtenſtein mit tiefem Ernſt; „ich habe ihn beobachtet ſeit den Tagen ſeiner Kindheit bis zu dieſer Stunde; ich kann ihm das Zeugniß geben, er hat das Gute und Rechte gewollt. Zuweilen waren die Mittel falſch, die er anwandte, zuweilen

verſtand man ihn nicht, zuweilen ließ er ſich von der Hitze der Leidenſchaft hinreißen — aber wo lebt der Menſch, von dem man dies nicht ſagen könnte? Und wahrlich, er hat es grauſam gebüßt!“ Er hielt inne, als hätte er ſchon mehr geſagt, als er ſagen wollte, und umſonſt ſuchte Georg über den Vertriebenen mehr zu erfahren. Der Alte verſank in Stillſchweigen und tiefes Sinnen.

Die Sonne war über die Berge heraufgekommen, die Nebel fielen, Georg trat ans Fenſter, die herrliche Ausſicht zu genießen. Unter dem Felſen von Lichtenſtein, wohl dreihundert Klafter tief, breitet ſich ein liebliches Thal aus, begrenzt von waldigen Höhen, durchſchnitten von einem eilenden Waldbach; drei Dörfer liegen freundlich in der Tiefe; dem Auge, das in dieſes Thal hinabſieht, iſt es, als ſchaue es aus dem Himmel auf die Erde. Steigt das Auge vom tiefen Thale aufwärts an den waldigen Höhen, ſo begegnet es maleriſch-gruppirten Felſen und den Bergen der Alb, hinter dem Bergrücken ſteigt die Burg Achalm hervor und begrenzt die Ausſicht in der Nähe. Aber vorbei an den Mauern von Achalm dringt rechts und links das Auge tiefer ins Land. Der Lichtenſtein liegt den Wolken ſo nahe, daß er Würtemberg überragt. Bis hinab ins tiefſte Unterland können frei und ungehindert die Blicke ſtreifen. Entzückend iſt der Anblick, wenn die Morgenſonne ihre ſchrägen Strahlen über Würtemberg ſendet. Da breiten ſich dieſe herrlichen Gefilde wie ein bunter Teppich vor dem Auge aus; in dunklem Grün, in kräftigem Braun der Berge beginnt es, und alle Farben und Schattirungen ſind in dieſem

wundervollen Gewebe, das in lichtem Blau ſich endlich mit der Morgenröthe verſchmilzt. Welche Ferne von Lichtenſtein bis Aſperg, und welches Land dazwiſchen! Es iſt kein Flachland, keine Ebene; viele Wellungen von Hügeln und Bergen ziehen ſich hinauf und herunter, und von Hügeln zu Hügeln, welche breite Thäler und Ströme in ihrem Schooße bergen, hüpft das Auge zu dem fernen Horizont.

Georg betrachtete bewundernd; er ſtrengte ſeine Augen mehr und mehr an, er ſuchte in die Weite zu dringen, und jedes Schloß, jedes Dorf in der weiten Ausſicht zu unterſcheiden. Marie ſtand neben ihm; ſie theilte ſeine Bewunderung, obgleich ſie ſeit ihrer früheſten Kindheit dieſes Schauſpiel genoſſen. Sie zeigte ihm flüſternd jeden Fleck, ſie wußte ihm jede Thurmſpitze zu nennen. „Wo iſt eine Stelle in deutſchen Landen,“ ſprach Georg, in dieſen Anblick verſunken, „die ſich mit dieſer meſſen könnte! Ich habe Ebenen geſehen und Höhen erſtiegen, von wo das Auge noch weiter dringt, aber dieſe lieblichen Gefilde zeigen ſie nicht. So reiche Saaten, Wälder von Obſt, und dort unten, wo die Hügel bläulicher werden, ein Garten von Wein! Ich habe noch keinen Fürſten beneidet, aber hier ſtehen zu können, hinaus zu blicken von dieſer Höhe und ſagen zu können, dieſe Gefilde ſind mein!“

Ein tiefer Seufzer in ihrer Nähe ſchreckte Marien und Georg aus ihren Betrachtungen auf. Sie ſahen ſich um, wenige Schritte von ihnen ſtand im Fenſter der Geächtete, und blickte mit trunkenen, glänzenden Blicken über das Land hin, und Georg war ungewiß, ob ſeine

Worte oder das Andenken an ſein Unglück die Bruſt dieſes Mannes bewegt hatten.

Er begrüßte Georg und reichte ihm die Hand. Dann wandte er ſich zu dem Herrn des Schloſſes, und fragte, ob noch immer keine Botſchaft da ſey? „Der von Schweinsberg iſt noch nicht zurück," antwortete dieſer.

Der Geächtete trat ſchweigend an das Fenſter zurück und ſchaute in die Ferne. Marie füllte ihm einen Becher. „Seyd getroſten Muthes, Herr!" ſagte ſie, „ſchauet nicht mit ſo finſtern Blicken auf das Land. Trinket von dieſem Wein, er iſt gut würtembergiſch und wächst dort unten an jenen blauen Bergen."

„Wie kann man traurig bleiben," antwortete er, indem er ſich wehmüthig lächelnd zu Georg wandte, „wenn über Würtemberg die Sonne ſo ſchön aufgeht und aus den Augen einer Würtembergerin ein ſo milder blauer Himmel lacht? Nicht wahr, Junker, was ſind dieſe Berge und Thäler, wenn uns ſolche Augen, ſolche treue Herzen bleiben? Nehmt Euren Becher und laßt uns darauf trinken; ſo lange wir Land beſitzen in den Herzen, iſt nichts verloren: Hie gut Würtemberg allezeit!"

„Hie gut Würtemberg allezeit!" erwiederte Georg und ſtieß an. Der Geächtete wollte noch etwas hinzuſetzen, als der alte Burgwart mit wichtiger Miene hereintrat. „Es ſind zwei Krämer vor der Burg," meldete er, „und begehren Einlaß."

„Sie ſind's, ſie ſind's!" riefen in einem Augenblick der Geächtete und Lichtenſtein. „Führ' ſie herauf."

Der alte Diener entfernte ſich; eine bange Minute folgte dieſer Meldung; alle ſchwiegen, der Ritter von

Lichtenſtein ſchien mit ſeinen feurigen Augen die Thüre durchbohren, der Geächtete ſeine Unruhe verbergen zu wollen, aber die ſchnelle Röthe und Bläſſe, die auf ſeinen ausdrucksvollen Zügen wechſelte, zeigten, wie die Erwartung deſſen, was er hören werde, ſein ganzes Weſen in Aufruhr brachte. Endlich vernahm man Schritte auf der Treppe, ſie näherten ſich dem Gemach; der gewaltige Mann zitterte, daß er ſich am Tiſche halten mußte, ſeine Bruſt war vorgebeugt, ſein Auge hing ſtarr an der Thüre, als wolle er in den Mienen des Kommenden ſogleich Glück oder Unglück leſen — jetzt ging die Thüre auf.

V.

— — Wie du nun ſo ganz
Verlaſſen da ſtehſt und ſo ganz entblößt,
Und wie nun ich, dein einz'ger Lehensmann,
Der Einz'ge bin, der dich noch Herzog nennt,
Und wie nun mir allein die Ehre bleibt,
Dir Dienſt zu leiſten bis zum letzten Hauch.

L. Uhland.

Auch Georg hatte erwartungsvoll hingeſehen. Er muſterte mit ſchnellem Blick die Eintretenden; in dem Einen erkannte er ſogleich den Pfeifer von Hardt, der Andere war — jener Krämer, den er in der Herberge von Pfullingen geſehen hatte. Der letztere warf einen Pack, den er auf dem Rücken getragen, ab, riß das Pflaſter weg, womit er ein Auge bedeckt hatte, richtete ſich aus ſeiner gebückten Stellung auf, und ſtand nun als ein unterſetzter, ſtark gebauter Mann, mit offenen kräftigen Zügen vor ihnen.

„Max Stumpf!“ rief der Geächtete mit dumpfer Stimme, „wozu dieſe finſtere Stirne? Du bringſt uns gute Botſchaft, nicht wahr, ſie wollen uns das Pförtchen öffnen, ſie wollen mit uns aushalten bis auf den letzten Mann?“

Max Stumpf von Schweinsberg warf einen bekümmerten Blick auf ihn. „Machet Euch auf Schlimmes gefaßt, Herr!“ ſagte er. „Die Botſchaft iſt nicht gut, die ich bringe.“

„Wie?“ entgegnete jener, indem die Röthe des Zornes über ſeine Wangen flog und die Ader auf ſeiner Stirne ſich zu heben begann; „wie, du ſagſt, ſie zaudern, ſie ſchwanken? Es iſt nicht möglich! ſieh dich wohl vor, daß du nichts Uebereilteſt ſagſt; es iſt der Adel des Landes, von dem du ſprichſt.“

„Und dennoch ſage ich es,“ antwortete Schweinsberg, indem er einen Schritt weiter vortrat; „im Angeſichte vor Kaiſer und Reich will ich es ſagen, ſie ſind Verräther.“

„Du lügſt!“ ſchrie der Vertriebene mit ſchrecklicher Stimme. „Verräther, ſagſt du? Du lügſt! Wie wagſt du es, vierzig Ritter ihrer Ehre zu berauben? Ha! geſtehe, du lügſt!“

„Wollte Gott, ich allein wäre ein Ritter ohne Ehre, ein Hund, der ſeinen Herrn verläßt. Aber alle vierzig haben ihren Eid gebrochen; Ihr habt Euer Land verloren, Herr Herzog! Tübingen iſt über.“

Der Mann, dem dieſe Rede galt, ſank auf einen Stuhl am Fenſter; er bedeckte ſein Geſicht mit den Händen, ſeine Bruſt hob und ſenkte ſich, als ſuche ſie vergeblich nach Athem, und ſeine Arme zitterten.

Die Blicke aller hingen gerührt und ſchmerzlich an ihm, vor allen Georgs, denn wie ein Blitz hatte der Name des Herzogs das Dunkel erhellt, in welchem ihm bisher dieſer Mann erſchienen war. Er war es ſelbſt, es war Ulerich von Würtemberg! In einem ſchnellen Fluge zog es an ſeiner Seele vorüber, wie er dieſen Gewaltigen zuerſt getroffen, wie er ihn tief in der Erde Schooß beſucht, welche Worte jener zu ihm geſprochen, wie ſein ganzes Weſen ihn ſchon damals überraſcht und angezogen hatte; es war ihm unbegreiflich, daß er nicht längſt ſchon von ſelbſt auf dieſe Entdeckung gekommen war.

Eine geraume Weile wagte niemand das Schweigen zu brechen. Man hörte nur die tiefen Athemzüge des Herzogs und das Winſeln ſeines treuen Hundes, der ſein Unglück zu kennen und zu theilen ſchien. Endlich winkte Lichtenſtein dem Ritter von Schweinsberg, ſie traten zu Ulerich, ſie faßten ſein Gewand und ſchienen ihn erwecken zu wollen; er blieb unbeweglich und ſtumm. Marie hatte weinend in der Ferne geſtanden, ſie nahte ſich jetzt mit unſicheren zagenden Schritten, ſie legte ihre ſchöne Hand auf ſeine Schulter, ſie blickte ihn bange an, ſie faßte ſich endlich ein Herz und flüſterte: „Herr Herzog! hie iſt noch gut Würtemberg alleweg!“

Ein tiefer Seufzer löste ſich aus ſeiner gepreßten Bruſt, aber ſeine Hände drückten ſich feſter auf die Augen, er ſah nicht auf. Jetzt nahte auch Georg. Unwillkürlich kam ihm der heldenmüthige Ausdruck dieſes Mannes in die Seele, jene gebietende Erhabenheit, die er ihm, als er ihn zum erſten Mal geſehen, gezeigt

hatte; jedes Wort, das er damals gesprochen, kehrte wieder, und der junge Mann wagte es, zu ihm zu sprechen: „Warum so kleinmüthig, Mann ohne Namen? **Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae!**"

Wie ein Zauber wirkten diese Worte auf Ulerich von Würtemberg. Sey es dieser sein Wahlspruch, sey es jene Mischung von Seelengröße, Trotz und wahrer Erhabenheit über das Unglück, was ihm bei seinen Zeitgenossen den Namen des „Unerschrockenen" erwarb — er zeigte sich von diesem Augenblick an seines Namens würdig.

„Das war das rechte Wort, mein junger Freund, sprach er zur Verwunderung aller mit fester Stimme, indem er seine Hände sinken ließ, sein Haupt stolzer aufrichtete, und das alte kriegerische Feuer aus seinen Augen loderte; „das war das rechte Wort. Ich danke dir, daß du mir es zugerufen. Tretet vor, Max Stumpf, Ritter von Schweinsberg, und berichtet mir über Eure Sendung. Doch reiche mir zuvor einen Becher, Marie!"

„Es war letzten Donnerstag, daß ich Euch verließ," hob der Ritter an; „Hans steckte mich in diese Kleidung und zeigte mir, wie ich mich zu benehmen habe. In Pfullingen kehrte ich ein, um zu probiren, ob man mich nicht kenne, aber die Wirthin gab mir so gleichgültig einen Schoppen, als habe sie den Ritter Stumpf in ihrem Leben nicht gesehen, und ein Rathsherr, den ich noch vor acht Tagen tüchtig ausgescholten hatte, trank mit mir, als hätte ich Zeitlebens den Kram auf dem Rücken getragen. Der junge Herr dort war auch in der Schenke."

Der Herzog ſchien ſich an dieſer Erzählung zu zerſtreuen; munterer, als man bei ſo großem Unglück hätte denken ſollen, fragte er: „Nun Georg, du haſt ihn geſehen; ſah er ſo recht aus, wie ein ſchäbiger, filziger Krämer? Wie?“

„Ich denke, er hat ſeine Rolle gut geſpielt,“ antwortete der junge Mann lächelnd.

„Von Pfullingen zog ich Abends noch fürbaß bis nach Reutlingen. Dort war in der Weinſtube ein ganzer Trieb Bündiſcher: Augsburger, Nürnberger, Ulmer, alle möglichen Städtler, und jubilirten mit den Reutlingern, daß man die Hirſchgeweihe wieder von ihrem Wappen genommen, die Ihr ihnen aufgeſetzt habt. Sie ſchimpften und ſangen Spottlieder über Euch, die bewieſen, wie ſehr ſie Euch noch immer fürchten. Am Charfreitag früh ging ich nach Tübingen; das Herz pochte mir, als ich das Burgholz herunter kam und das ſchöne Neckarthal vor meinen Blicken lag und die feſten Thürme und Zinnen von Tübingen vom Berg herüber ragten.

Der Herzog preßte die Lippen zuſammen, wandte ſich ab und ſah hinaus ins Weite. Der von Schweinsberg hielt inne und blickte theilnehmend auf ſeinen Herrn, doch jener winkte ihm, fortzufahren.

„Ich ſtieg hinab ins Thal und wandelte weiter nach Tübingen. Die Stadt war ſchon ſeit vielen Tagen von den Bündiſchen beſetzt, und nur wenige Truppen ſtanden mehr im Lager, das ſie über dem Ammerthal auf dem Berge geſchlagen hatten. Ich beſchloß, mich in die Stadt zu ſchleichen und hinzuhorchen, wie es mit dem

Schloß stehe, ehe denn ich auf dem geheimen Wege zur Besatzung ginge. Ihr kennet die Herberge in der obern Stadt, nicht weit von der Sanct Georgenkirche; dort trat ich ein und setzte mich zum Weine. Die bündischen Ritter, so erfuhr ich unterwegs, kehrten oft dort ein, daher schien mir dies der beste Platz zu meinem Zweck."

„Ihr wagtet viel," unterbrach ihn Herr von Lichtenstein; „wie leicht konnten Leute da seyn, die Euch abkaufen wollten, und da wäre der Krämer bald entdeckt gewesen!"

„Ihr vergeßt, daß es Festtag war," entgegnete jener, ich hatte also guten Grund, mein Bündel nicht auszupacken und anzupreisen nach Krämersitte. Doch so leicht wäre ich wohl nicht entdeckt worden, habe ich doch an Georg von Frondsberg ein Büchslein mit Wundbalsam verkauft! Weiß Gott, ich hätte lieber mit ihm gestritten, daß er es gleich hätte brauchen können. — Es war noch das Hochamt in der Kirche, daher war niemand in der Herberge; vom Wirth aber erfuhr ich, daß die Ritter im Schloß einen Waffenstillstand bis Ostermontag früh gemacht haben. Als die Kirche aus war, kamen richtig, wie ich mir gedacht hatte, viele Ritter und Herren in die Herberge zum Frühtrunk. Ich setzte mich in einen Winkel auf die Ofenbank, wie es armen Leuten geziemt in Gegenwart so großer Herren."

„Wen sahst du dort?" fragte der Herzog.

„Ich kannte einige, andere errieth ich aus dem Gespräch, das sie führten. Es war Frondsberg, Alban von Closen, die Huttischen, Sickingen und noch viele; bald trat auch der Truchseß von Waldburg ein. Ich zog

die Kappe tiefer ins Geſicht, als ich ihn ſah, denn er wird noch nicht vergeſſen haben, wie ich ihn vor fünfzehn Jahren im Lanzenſtechen zu Nürnberg von der Mähre warf."

„Saht Ihr nicht auch den Hauptmann Hans von Breitenſtein?" unterbrach ihn Georg.

Breitenſtein? daß ich nicht wüßte; doch ja, ſo hieß wohl jener, der den Hammelſchlägel auf einen Sitz verzehrte. Jetzt fingen ſie an, von der Belagerung zu reden, und vom Waffenſtillſtand. Sie ſprachen hin und her, oft flüſterten ſie auch unter einander, doch ich habe gute Ohren, und vernahm, was mir nicht lieb war. Der Truchſeß nämlich erzählte, daß er einen Pfeil in die Burg habe ſchießen laſſen, mit einem Brieflein an Ludwig von Stadion. Es muß dies ſchon mehrere Mal geſchehen ſeyn, denn die Ritter verwunderten ſich nicht, als er weiter fortfuhr und ſagte, wie er auf demſelben Weg eine Antwort erhalten habe."

Des Herzogs Stirne verfinſterte ſich. „Ludwig von Stadion!" rief er ſchmerzlich „Ich hätte Häuſer auf ihn gebaut! Er war mir ſo lieb, ich that ihm alles, was ich ihm an den Augen anſehen konnte — er hat mich zuerſt verrathen?"

„Im Brieflein ſtand, daß er, der Stadion, und noch zwölf Andere der Fehde müde, auch ſchon halb und halb willens ſeyen, ſich zu ergeben; Georg von Hewen aber habe ihnen abgerathen."

„Um den hab' ichs nicht verdient," ſagte Ulerich; „ich war ihm gram, weil er mich oft getadelt hat, wenn ich nicht nach ſeinem Sinne that. Wie man ſich irren

kann in den Menſchen! Hätte man mich gefragt, wer mich verrathen würde und wer dagegen ſpreche, ich hätte hier den Stadion, dort vielleicht Georg von Hewen genannt!"

„Im Brieflein ſtand auch noch weiter, daß Euer Durchlaucht vielleicht Entſatz bringen, oder, wenn dies nicht möglich, auf geheimen Wegen in die Burg ſich begeben wollen. Die Bündiſchen ſprachen mancherlei hierüber. Sie waren aber darin einig, daß man die Beſatzung zu einem Vergleich bringen müſſe, ehe Ihr heranrücktet oder gar ins Schloß kämet. Denn dann, meinten ſie, könnte ſie noch lange belagern müſſen. Wie ich nun dies alles hörte, ſchien es mir nicht gerathen, durch den geheimen Weg geradezu in die Burg zu gehen und mich zu entdecken; denn wie leicht konnte Stadion ſchon die Oberhand gewonnen haben, und dann war ich verrathen. Ich beſchloß, den Tag noch zu warten; hörte ich bis Samſtag früh nichts Schlimmeres über die Beſatzung, ſo wollte ich ins Schloß bringen und Euer Durchlaucht Schreiben übergeben. Ich ſtreifte im Lager und in der Stadt umher, und niemand hielt mich an; auch ſuchte ich mich immer in der Nähe der Oberſten zu halten; ſo kam der Nachmittag."

„Das war noch Freitags, an dem Feſt?" fragte Lichtenſtein.

„Am heiligen Freitag war's. Nachmittags um drei Uhr ritt Georg von Frondsberg mit etlichen andern Hauptleuten vor die Stadtpforte an dem Schloß und ſchrie hinauf, ob ſie im Schloſſe bauen? Ich ſtand nicht weit davon, und ſah, wie Stadion auf den Wall kam und antwortete: Nein, denn es wäre wider den Pakt

des Stillſtandes; aber ich ſehe, daß ihr im Feld bauet. Georg von Frondsberg rief: So es geſchehen, iſt es ohne meinen Befehl geſchehen; wer biſt du? Da antwortete der im Schloß: ich bin Ludwig von Stadion. Drauf lächelte der Bündiſche und ſtrich ſich den Bart. Iſts alſo, wie du ſagſt, rief er, ſo will ichs wenden, ritt zu ein paar Schanzkörben und warf ſie um. Dann rief er dem Stadion zu, mit einigen Rittern herabzukommen, um mit einander einen Trunk zu thun."

„Und ſie kamen?" rief der Herzog, „die Ehrvergeſſenen kamen?"

„Auf dem Schloßberg vor dem äußerſten Graben iſt ein Platz, dort ſieht man weit ins Land; hinab ins Neckarthal, hinauf die Steinlach, hinüber an die Alb und Zollern, und viele Burgen ſchmücken die Ausſicht. Dorthin ließen ſie einen Tiſch bringen und Bänke, und die Bundesoberſten ſetzten ſich zum Wein. Dann ging das Thor von Hohen-Tübingen auf, die Brücke fiel über den Graben und Ludwig von Stadion mit noch ſechs Andern kamen über die Brücke; ſie brachten Eure ſilbernen Deckelkrüge, ſie brachten Eure goldenen Becher und Euren alten Wein, ſie grüßten die Feinde mit Gruß und Handſchlag, und ſetzten ſich, beſprachen ſich mit ihnen beim kühlen Wein."

„Der Teufel geſegne es ihnen Allen!" [5] unterbrach ihn der Ritter von Lichtenſtein, und ſchüttete ſeinen Becher aus. Der Herzog aber lächelte ſchmerzlich, und gab Max Stumpf einen Wink, fortzufahren.

„So thaten ſie ſich gütlich bis in die Nacht, und zechten, bis ſie rothe Köpfe bekamen und taumelten; ich

ſtand nicht ferne und keine ihrer verrätheriſchen Reden entging mir. Als ſie aufbrachen, nahm der Truchſeß den Stadion bei der Hand. „Herr Bruder," ſagte er, „in Eurem Keller iſt ein guter Wein, laſſet uns bald ein, daß wir ihn trinken. Jener aber lachte darüber, ſchüttelte ihm die Hand und ſagte: Kommt Zeit, kommt Rath. Wie ich nun ſah, daß die Sachen alſo ſtehen, beſchloß ich mit Gott, mein Leben dran zu ſetzen und in die Burg zu den Verräthern zu gehen. Ich ging hinaus bis in die Grafenhalde, wo der kleinere unterirdiſche Gang beginnt. Ungeſehen ſtieg ich hinab, und drang bis in die Mitte. Dort hatten ſie das Fallgatter herab gelaſſen und einen Knecht hingeſtellt; er legte an auf mich, als er mich durch die Finſterniß kommen hörte, und fragte nach der Loſung. Ich ſprach, wie ihr befohlen, das Loſungswort Eures tapfern Ahnherrn, Eberhards im Bart: „Atempto;" der Kerl machte große Augen, zog aber das Gatter auf und ließ mich durch. Jetzt ging ich ſchnellen Schrittes weiter vor und kam heraus im Keller. Ich ſchöpfte einige Augenblicke Luft, denn der Athem war mir ſchier ausgeblieben in dem engen Gang.

„Armer Max! geh', trinke einen Becher, das Reden wird dir ſchwer," ſagte Ulerich; willig befolgte jener das gütige Geheiß ſeines Fürſten und ſprach dann mit friſcher Stimme weiter:

„Im Keller hörte ich viele Stimmen und es war mir, als zanke man ſich. Ich ging den Stimmen nach und ſah eine ganze Schaar der Beſatzung vor dem großen Faß ſitzen und trinken. Es waren einige von Stadions Partei, und Hewen und mehrere der Seinigen. Sie

hatten Lampen aufgeſtellt und große Humpen vor ſich; es ſah ſchauerlich aus, faſt wie das Vehmgericht. Ich barg mich in ihrer Nähe hinter ein Faß und hörte, was ſie ſprachen. Georg von Hewen ſprach mit rührenden Worten zu ihnen und ſtellte ihnen ihre Untreue vor; er ſagte, wie ſie ja gar nicht nöthig haben, ſich zu ergeben, wie ſie auf lange mit Vorräthen verſehen ſeyen, wie Euer Durchlaucht ein Heer ſammeln werden, Tübingen zu entſetzen, wie eher die Belagerer in Noth kommen, als ſie."

„Ha! wackerer Hewen! und was gaben ſie zur Antwort?"

„Sie lachten und tranken; da hat es gute Weile, bis der ein Heer ſammelt! Wo das Geld her nehmen und nicht ſtehlen? ſagte einer. Hewen aber fuhr fort und ſagte: wenn es auch nicht ſo bald möglich ſey, ſo müßten ſie ſich doch halten bis auf den letzten Mann, wie ſie Euch zugeſchworen, ſonſt handeln ſie als Verräther an ihrem Herrn. Da lachten ſie wieder, und tranken und ſagten: wer will auftreten und uns Verräther nennen? Da rief ich hinter meinem Faß hervor: ich, ihr Buben, ihr ſeyd Verräther am Herzog und am Land! Alle waren erſchrocken, der Stadion ließ ſeinen Becher fallen, ich aber trat hervor, nahm meine Kappe ab und den falſchen Bart, ſtellte mich hin und zog Euren Brief aus dem Wamms. Hier iſt ein Brief von eurem Herzog, ſagte ich, er will, ihr ſollet euch nicht übergeben, ſondern zu ihm halten; er ſelbſt will kommen und mit euch ſiegen oder in dieſen Mauern ſterben."

„O Tübingen!" ſagte der Herzog mit Seufzen, „wie thöricht war ich, daß ich dich verließ! Zwei Finger

meiner Linken gäbe ich um dich; was ſage ich, zwei Finger? die Rechte ließ ich mir abhauen, könnte ich dich damit erkaufen, und mit der Linken wollte ich dem Bund den Weg zeigen! Und gaben ſie nichts, gar nichts auf meine Worte?"

„Die Falſchen ſahen mich finſter an und ſchienen nicht recht zu wiſſen, was ſie thun ſollten. Hewen aber vermahnte ſie nochmals. Da ſagte Ludwig von Stadion, ich komme ſchon zu ſpät. Achtundzwanzig der Ritterſchaft wollen ſich der Fehde mit dem Bunde begeben und den Herzog ſolche allein ausmachen laſſen. Komme er wieder mit Heeresmacht ins Land, ſo wollen ſie getreulich zu ihm ſtehen, aber aufs Ungewiſſe wollen ſie den Krieg nicht fortführen, denn ihre Burgen und Güter werden ſo lange beſchädigt und gebrandſchatzt, bis ſie nicht mehr gegen den Bund dienen. Ich verlangte nun, ſie ſollen mich hinaufführen in den Ritterſaal, ich wolle verſuchen, ob nicht Männer da ſeyen, das Schloß zu halten, ich zählte auf, wen ich noch für treu halte, die Rippenburg, die Gültlingen, die Ow, die beiden Berlichingen, die Weſterſtetten, die Eltershofen, Schilling, Reiſchach, Welwart, Kaltenthal, — der von Hewen aber ſchüttelte den Kopf und ſagte, ich habe mich in manchem geirrt."

„Und Stammheim, Thierberg, Weſterſtetten, meine Getreuen, haſt du ſie nicht geſehen?"

„O ja, ſie ſaßen im Keller beim Stadion und tranken Euren Wein. Hinauf wollten ſie mich aber nicht laſſen. Selbſt Hewen, ſelbſt Freiberg und Heideck, die mit ihm waren, riethen ab; ſie ſagten, die zwei Parteien ſeyen ohnedies ſchon ſchwierig gegen einander, der

Stadion habe die Mehrzahl für ſich und auch den größten Theil der Knechte. Wenn ich hinauf gehe, komme es im Schloßhof und im Ritterſaal zum Kampfe, und es bleibe ihnen, als den Geringeren, nichts übrig, als zu ſterben. So gerne ſie nun auch für Euch den letzten Blutstropfen aufwenden, ſo wollen ſie doch lieber in der Feldſchlacht gegen den Feind fallen, als von ihren Landsleuten und Waffenbrüdern todt geſchlagen werden. Da blieb mir nichts übrig, als ſie zu bitten, ſie möchten ſich des Prinzen Chriſtoph und Eures zarten Töchterleins annehmen und ihnen das Schloß bei der Uebergabe erhalten. Einige ſagten zu, andere ſchwiegen und zuckten die Achſel, ich aber gab den Verräthern meinen Fluch als Chriſt und Ritter, ſagte fünf von ihnen auf, und lud ſie zum Kampf auf Leben und Tod, wenn der Krieg zu Ende ſey; dann wandte ich mich und ging auf demſelben Wege aus der Burg, wie ich gekommen war."

„Herr Gott im Himmel! hätte ich dies für möglich gehalten!" rief Lichtenſtein. Zweiundvierzig Ritter, zweihundert Knechte, eine feſte Burg, und ſie doch verrathen! Unſer guter Name iſt beſchimpft; noch in ſpäten Zeiten wird man von unſerem Adel ſprechen und wie ſie ihr Fürſtenhaus im Stich gelaſſen; das Sprüchwort „treu und ehrlich wie ein Würtemberger" iſt zum Hohn geworden!"

„Wohl konnte man einſt ſagen, treu wie ein Würtemberger," ſprach Herzog Ulerich und eine Thräne fiel in ſeinen Bart. „Als mein Anherr Eberhard einſt hinabritt gen Worms, und mit den Churfürſten, Grafen und Herren zu Tiſche ſaß, da ſprachen und rühmten ſie viel

vom Vorzug ihrer Länder. Der Eine rühmte ſeinen Wein, der Andere ſprach von ſeiner Frucht, der Dritte gar von ſeinem Wild, der Vierte grub Eiſen in ſeinen Bergen. Da kam es auch an Eberhard im Bart. Von Euren Schätzen weiß ich nichts aufzuweiſen, ſagte er, doch gehe ich Abends durch den dunkelſten Wald, und komm' ich Nachts durch die Berge und bin müd' und matt, ſo iſt ein treuer Würtemberger bald zur Hand, ich grüße ihn und leg' mich in ſeinen Schooß und ſchlafe ruhig ein. Deß wunderten ſich alle und ſtaunten und riefen: Graf Eberhard hat Recht! und ließen treue Würtemberger leben. Geht jetzt der Herzog durch den Wald, ſo kommen ſie und ſchlagen ihn todt, und leg ich meine Treuen in die Burgen, kaum wende ich den Rücken, ſo handeln ſie mit dem Feind. Die Treue ſoll der Kukuk holen! — doch fahre fort, gib mir den Kelch bis auf die Hefen, ich bin der Mann dazu, ohne Furcht den Grund zu ſehen."

„Nun, daß ich's kurz ſage, ich hielt mich noch in Tübingen auf, bis ich Gewißheit bekäme, wegen der Uebergabe. Geſtern am Oſtermontag ſind ſie zuſammen gekommen; ſie haben die Pakten ſchriftlich aufgeſetzt und nachher durch den Herold auf den Straßen ausrufen laſſen, um fünf Uhr Abends haben ſie das Schloß übergeben. Ihr ſeyd der Regierung förmlich entſetzt. Prinz Chriſtoph, Euer Söhnlein, behält Schloß und Amt Tübingen, doch zu des Bundes Dienſt und unter ſeiner Obervormundſchaft, und in das Uebrige, heißt es, werden ſich die Herren theilen. Ich habe viel Jammer erfahren in meinem Leben, ich habe einen Freund im

Lanzenſtechen umgebracht, ein liebes Kind iſt mir geſtorben und mein Haus abgebrannt, aber ſo wahr mir Gott gnädig ſey und ſeine Heiligen, mein Schmerz war nie ſo groß als in jener Stunde, wo ich des Bundes Farben neben Euer Durchlaucht Panieren aufpflanzen, als ich ihr rothes Kreuz Würtembergs Geweihe und den Helm mit dem Jagdhorn bedecken ſah!"

So ſprach Max Stumpf von Schweinsberg. Die Sonne war während ſeiner Erzählung völlig heraufgekommen, auch an den äußerſten Bergen war der Nebel gefallen, und was um die fernen Höhen von Aſperg zog, war ein Duft, der wie ein zarter Schleier vom Horizont herabhing und die Gegenden, über welche er ſich breitete, nur in noch reizenderem Lichte durchſchimmern ließ. Angethan mit dem ſanften Grün der Saaten, mit den dunkleren Farben der Wälder, geſchmückt mit freundlichen Dörfern, mit glänzenden Burgen und Städten, lag Würtemberg in ſeiner Morgenpracht. Sein unglücklicher Fürſt überſchaute es mit trüben Blicken. Die Natur hatte ihm einen feſten Muth und ein Herz gegeben, das Kummer und Elend nicht zu brechen vermochte; nicht zu jeder Stunde, nicht jedem theilte er ſeine Empfindungen mit, und wenn ein großes Unglück über ihn kam, pflegte er zu ſchweigen und zu handeln.

Auch in dieſen ſchrecklichen Momenten, wo mit der letzten feſten Burg ſeine letzte Hoffnung gefallen war, verſchloß er einen großen Schmerz in einer tapfern Bruſt. Wer ſtand je an dem Sarg einer Mutter und fühlte nicht, wenn er den letzten Blick auf die theuren bleichen Züge, auf den verſtummten Mund warf, bittere

Empfindungen in ſich aufſteigen? Es iſt die Reue, was in ſolchen Augenblicken den Menſchen übermannt. Man erinnert ſich, wie unendlich viel ſie für uns gethan, wie ſie uns als Kind ſo liebreich hegte, wie ihr kein Opfer zu ſchwer ward, das ſie dem Jüngling nicht gebracht hätte. Und wie haben wir vergolten? wir waren gleichgültig gegen ſo viele rührende Liebe, wir glaubten, es müſſe nun einmal ſo ſeyn, wir waren ſogar undankbar und murrten, wenn nicht alle unſere Wünſche ſchnell erfüllt wurden, wir verpraßten ihr Gut und achteten nicht auf ihre ſtillen Thränen.

Jetzt, wo dieſes liebevolle Auge uns nicht mehr ſieht, wo dieſes Ohr auf immer verſchloſſen iſt, das nur auf unſere Wünſche lauſchte, wo dieſe Hände unſern letzten Druck nicht mehr fühlen, dieſe Hände, die uns mühſam nährten: jetzt beſtürmen alle jene Gefühle von Reue, Dankbarkeit, Liebe unſere Bruſt, deren eines hingereicht hätte in den vorigen Tagen, ſie glücklich zu machen!

Ein ähnliches Gefühl der Reue war es, was drückend auf der Bruſt Ulerichs von Würtemberg lag, als er auf ſein Land hinabſchaute, das auf ewig für ihn verloren ſchien. Seine edlere Natur, die er oft im Gewühle eines prächtigen Hofes und betäubt von den Einflüſterungen falſcher Freunde verleugnet hatte, trauerte mit ihm, und es war nicht ſein Unglück allein, was ihn beſchäftigte, ſondern auch der Jammer des okkupirten Landes.

Als er ſich daher nach geraumer Zeit von dem Anblick in die Ferne zu ſeinen Freunden wandte, ſtaunten ſie über den Ausdruck ſeiner Züge. Sie hatten erwartet,

Zorn und Grimm über den Verrath ſeiner Edlen auf ſeiner Stirne, in ſeinen Augen zu leſen; aber es war eine tiefe Rührung, ein ſtiller, großer Schmerz, was ſeinen Mienen einen Ausdruck von Milde gab, den ſie nie an ihm gekannt hatten.

„Max! wie verfahren ſie gegen das Landvolk?“ fragte er.

„Wie Räuber,“ antwortete dieſer; „ſie verwüſten ohne Noth die Weinberge, ſie hauen die Obſtbäume nieder und verbrennen ſie am Wachtfeuer, Sickingens Reiter traben durch das Saatfeld und treten nieder, was die Pferde nicht freſſen. Sie mißhandeln die Weiber und preſſen den Männern das Geld ab. Schon jetzt murrt das Volk aller Orten, und laſſet erſt den Sommer kommen und den Herbſt! Wenn aus den zerſtampften Fluren kein Korn aufgeht, wenn auf den verwüſteten Bergen keine Weinbeere wächst, wenn ſie erſt noch die ungeheure Kriegsſteuer, die der Bundesrath umlegen wird, bezahlen müſſen, — da wird das Elend erſt recht angehen.“

„Die Buben!“ rief der Herzog und ein edler Zorn ſprühte aus ſeinen Augen, „ſie rühmten ſich mit großen Worten, ſie kämen, um Würtemberg von ſeinem Tyrannen zu befreien, es zu entheben aller Noth. Und ſie hauſen wie im Türkenkrieg. Aber ich ſchwöre es, ſo mir Gott eine fröhliche Urſtänd gebe und ſeine Heiligen gnädig ſeyn wollen meiner Seele, wenn keine Saat aufgeht in den verwüſteten Thälern des Neckars und auf ſeinen Höhen keine Traube reift, ich will kommen und mähen und Garben ſchneiden — in ihren Gliedern, ich will

kommen mit ſchrecklichen Winzern, will ſie treten und keltern und ihr Blut verzapfen. Ich will rächen, was ſie an mir und meinem Land gethan, ſo mir der Herr helfe."

„Amen!" ſprach der Ritter von Lichtenſtein. „Aber ehe Ihr hereinkommt, müßt Ihr auf gute Art hinaus ſeyn aus dem Land. Es iſt keine Zeit zu verlieren, wenn Ihr ungefährdet entkommen wollt."

Der Herzog ſann eine Weile nach und antwortete dann: „Ihr habt Recht, ich will nach Mömpelgard; von dort aus will ich ſehen, ob ich ſo viele Mannſchaft an mich ziehen kann, um einen Einfall in das Land zu wagen. Komm her, du treuer Hund, du wirſt mir folgen ins Elend der Verbannung. Du weißt nicht, was es heißt, die Treue brechen und den Eid vergeſſen."

„Hier ſteht noch einer, der dies auch nicht kennt," ſagte Schweinsberg und trat näher zu dem Herzog. „Ich will mit Euch ziehen nach Mömpelgard, wenn Ihr meine Begleitung nicht verſchmähet."

Aus den Augen des alten Lichtenſtein blitzte ein kriegeriſches Feuer. „Nehmt auch mich mit Euch, Herr!" ſagte er. „Meine Knochen taugen freilich nicht mehr viel, aber meine Stimme iſt noch vernehmlich im Rath."

Marie ſah mit leuchtenden Blicken auf den Geliebten; über die Wangen Georgs von Sturmfeder zog ein glühendes Roth, ſein Auge leuchtete vom Muth der Begeiſterung.

„Herr Herzog!" ſagte er, „ich habe Euch meinen Beiſtand angetragen in jener Höhle, als ich nicht wußte,

wer Ihr ſeyet, Ihr habt ihn nicht verſchmäht. Meine Stimme gilt nicht viel im Rath, aber könnet Ihr ein Herz brauchen, das recht treu für Euch ſchlägt, ein Auge, das für Euch wacht, wenn Ihr ſchlafet, und einen Arm, der die Feinde von Euch abwehrt, ſo nehmt mich auf und laſſet mich mit Euch ziehen!“

Alle jene Empfindungen, die ihn zu dem Manne ohne Namen gezogen hatten, loderten in dem Jüngling auf, ſein Unglück und die erhabene Art, wie er es trug, vielleicht auch jener aufmunternde Blick der Geliebten, erhöhten dieſe Flammen zur Begeiſterung und zogen ihn zu den Füßen des Herzogs ohne Land.

Der alte Herr von Lichtenſtein blickte mit ſtolzer Freude auf ſeinen jungen Gaſt, gerührt ſah ihn der Herzog an und bot ihm ſeine Hand, hob ihn auf von den Knien und küßte ihn auf die Stirne.

„Wo ſolche Herzen für uns ſchlagen,“ ſagte er, „da haben wir noch feſte Burgen und Wälle, und ſind noch nicht arm zu nennen. Du biſt mir lieb und werth, Georg von Sturmfeder, du wirſt mich begleiten, mit Freuden nehme ich deine treuen Dienſte an. Max Stumpf von Schweinsberg, dich brauche ich zu wichtigerem Geſchäft, als meinen Leib zu decken. Ich werde dir Aufträge geben nach Hohentwiel und der Schweiz; Eure Begleitung, guter Lichtenſtein, kann ich nicht annehmen. Ich ehre Euch wie einen Vater, Ihr habt getreu an mir gehandelt, Ihr habt mir allnächtlich Eure Burg geöffnet; ich will's vergelten. Wenn ich mit Gottes Hülfe wieder ins Land komme, ſoll Eure Stimme die erſte ſeyn in meinem Rath.“

Sein Auge fiel auf den Pfeifer von Hardt, der demüthig in der Ferne ſtand: „Komm her, du getreuer Mann!“ rief er ihm zu und reichte ihm ſeine Rechte, „du haſt dich einſt ſchwer an uns verſchuldet, aber du haſt treu abgebüßt, was du gefehlt.“

„Ein Leben iſt nicht ſo ſchnell vergolten, ſagte der Bauer, indem er düſter zum Boden blickte, „noch bin ich in Eurer Schuld, aber ich will ſie zahlen.“

„Gehe heim in deine Hütte, ſo iſt mein Wille; treibe deine Geſchäfte wie zuvor, vielleicht kannſt du uns treue Männer ſammeln, wenn wir wieder ins Land kommen. Und Ihr, Fräulein! wie kann ich Eure Dienſte lohnen? Seit vielen Nächten habt Ihr den Schlaf geflohen, um mir die Thüre zu öffnen und mich zu ſichern vor Verrath! Erröthet nicht ſo, als hättet Ihr eine große Schuld zu geſtehen; jetzt iſt es Zeit zu handeln. Alter Herr!“ wandte er ſich zu Mariens Vater, „ich erſcheine als Brautwerber vor Euch, Ihr werdet den Eidam nicht verſchmähen, den ich euch zuführe.“

„Wie ſoll ich Eure Reden verſtehen, gnädigſter Herr?“ ſagte der Ritter, indem er verwundert auf ſeine Tochter ſah.

Der Herzog ergriff Georgs Hand und führte ihn zu jenem. „Dieſer liebt Eure Tochter und das Fräulein iſt ihm nicht abhold, wie wäre es, alter Herr, wenn Ihr ein Pärlein aus ihnen machtet? Zieht nicht die Stirne ſo finſter zuſammen, es iſt ein ebenbürtiger Herr, ein tapferer Kämpe, deſſen Arm ich ſelbſt verſuchte, und jetzt mein treuer Geſelle in der Noth.“

Marie ſchlug die Augen nieder, auf ihren Wangen wechſelte hohe Röthe mit Bläſſe, ſie zitterte vor dem Ausſpruch des Vaters. Dieſer ſah ſehr ernſt auf den jungen Mann: „Georg,“ ſagte er, „ich habe Freude an Euch gehabt ſeit der erſten Stunde, daß ich Euch ſah; ſie möchte übrigens nicht ſo groß geweſen ſeyn, hätte ich gewußt, was Euch in mein Haus führte.“

Georg wollte ſich entſchuldigen, der Herzog aber fiel ihm in die Rede: „Ihr vergeſſet, „daß ich es war, der ihn zu Euch ſchickte mit Brief und Siegel, er kam ja nicht von ſelbſt zu Euch; doch was beſinnet Ihr Euch ſo lange? Ich will ihn ausſtatten wie meinen Sohn, ich will ihn belehnen mit Gütern, daß Ihr ſtolz ſeyn ſollet auf einen ſolchen Schwiegerſohn.“

„Gebt Euch keine Mühe weiter, Herr Herzog,“ ſagte der junge Mann gereizt, als der Alte noch immer unſchlüſſig ſchien. „Es ſoll nicht von mir heißen, ich habe mir ein Weib erbettelt und ihrem Vater mich aufdrängen wollen; dazu iſt mein Name zu gut.“ Er wollte im Unmuth das Zimmer verlaſſen, der Ritter von Lichtenſtein aber faßte ſeine Hand; „Trotzkopf!“ rief er, wer wird denn gleich ſo aufbrauſen? da, nimm ſie, ſie ſey dein, aber — denke nicht daran, ſie heimzuführen, ſo lange ein fremdes Banner auf den Thürmen von Stuttgart weht. Sey dem Herrn Herzog treu, hilf ihm wieder ins Land zu kommen, und wenn du treulich aushältſt: am Tag, wo ihr in Stuttgarts Thore einzieht, wo Würtemberg ſeine Fahnen wieder aufpflanzt und ſeine Farben von den Zinnen wehen, will ich dir mein Töchterlein bringen und du ſollſt mir ein lieber Sohn ſeyn!“

„Und an jenem Tag,“ ſprach der Herzog, „wird das Bräutchen noch viel ſchöner erröthen, wenn die Glocken tönen von dem Thurme und die Hochzeit in die Kirche ziehet! Dann werde ich zum Bräutigam treten und zum Lohn fordern, was mir gebührt. Da, guter Junge, gib ihr den Brautkuß! es iſt zu vermuthen, daß es nicht der erſte iſt; herze ſie noch einmal und dann gehörſt du mein bis an den fröhlichen Tag, wo wir in Stuttgart einziehen. Laſſet uns trinken, Ihr Herren, auf die Geſundheit des Brautpaars!“

Auf Mariens holden Zügen ſtieg ein Lächeln auf und kämpfte mit den Thränen, die noch immer aus den ſchönen Augen perlten. Sie goß die Becher voll und kredenzte den erſten dem Herzog mit ſo dankbaren Blicken, mit ſo lieblicher Anmuth, daß er Georg glücklich pries und ſich geſtehen mußte, manch anderer möchte um ſolchen Preis ſelbſt ſein Leben wagen.

Die Männer ergriffen ihre Becher und erwarteten, daß ihnen der Herzog einen guten Spruch dazu ſagen werde nach ſeiner Weiſe. Aber Ulerich von Würtemberg warf einen langen Abſchiedsblick auf das ſchöne Land, von dem er ſcheiden mußte, einen Augenblick wollte ſich eine Thräne in ſeinem Auge bilden, er wandte ſich kräftig ab. „Ich habe hinter mich geworfen,“ ſagte er, „was mir einſt theuer war, ich werde es wiederſehen in beſſeren Tagen. Doch hier in dieſen Herzen beſitze ich noch Länder. Beklaget mich nicht, ſondern ſeyd getroſten Muthes, wo der Herzog iſt und ſeine Treuen: hie gut Würtemberg alleweg!“

VI.

In Schwaben, wo dein Vater Herzog war,
Wo ihn und dich ein bieb'res Volk geliebt,
Wo mancher jetzt auf ſeiner Veſte hauſ't,
Der unter deinem Banner einſt gekämpft:
Dort muß von dir noch ein Gedächtniß ſeyn,
Dorthin ſey unſer irrer Pfad gelenkt,
Des Schwarzwalds dichter Schatten nehm uns auf.

L. Uhland.

Wohl nie ſo ſchwül hat ein Sommer über Würtemberg gelegen, als der des Jahres 1519. Das ganze Land hatte dem Bunde gehuldigt und meinte, es werde jetzt Ruhe haben. Aber jetzt erſt zeigten die Bundesglieder deutlich, daß es nicht die Wiedereinnahme von Reutlingen geweſen ſey, was ſie zuſammenführte. Sie wollten bezahlt ſeyn, ſie wollten Entſchädigung haben für ihre Mühe. Die Einen wollten, man ſolle Würtemberg unter ſie theilen, die Andern, man ſolle es an Oeſterreich verkaufen, die Dritten wollten es Ulerichs Kindern erhalten, aber unter des Bundes Obervormundſchaft. Sie ſtritten ſich um den Beſitz des Landes, auf das weder der Eine noch der Andere gerechte Anſprüche machen konnte. Das Land ſelbſt war in Spaltung und Parteien. Es ſollte die Kriegskoſten decken, und doch war niemand da, der zahlen wollte. Die Ritterſchaft hielt es für eine erwünſchte Gelegenheit, ſich ganz vom Lande los zu ſagen und ſich für unabhängig zu erklären. Die Bürger und Bauern waren ausgeſogen, ihre Felder waren verwüſtet und zertreten, ſie ſahen nirgends eine Ausſicht, ſich zu erholen; die Geiſtlichkeit wollte auch nicht allein bezahlen, und

so war alles in Hader und Streit. Es ging auch vielen tief zu Herzen, daß ihr angeborner Fürst so schnöde behandelt worden war; manchem kam jetzt, da der Herzog fern von dem Lande seiner Väter in Verbannung hauste, Reue und Sehnsucht an. Sie verglichen sein Regiment mit dem jetzigen; es war nicht besser, wohl aber schlimmer geworden. Aber sie lebten unter zu hartem Zwang, als daß sie ihre Schmerzen hätten offenbaren können.

Der Regentschaft des Bundes entging diese Unzufriedenheit des Volkes nicht; sie mußte, wie sich in alten Berichten findet, „manche seltsame und böse Rede" hören; sie suchte durch geschärfte Strenge sich Anhänglichkeit zu erwerben; sie streute Lügen über den Herzog aus.[6] Man gebot den Priestern, gegen ihn zu predigen, wer von ihm Gutes rede, soll gefangen werden, wer ihn heimlich unterstütze, soll der Augen beraubt, sogar enthauptet werden.

Aber Ulerich hatte noch treue Leute unter dem Landvolk, die ihm auf geheimen Wegen Kunde brachten, wie es in Würtemberg stehe. Er saß in seiner Grafschaft Mömpelgard, und harrte dort mit den Männern, die ihm ins Unglück gefolgt waren, auf günstige Gelegenheit, in sein Land zu kommen. Er schrieb an viele Fürsten, er beschwor sie, ihm zu Hülfe zu kommen; aber keiner nahm sich seiner sehr thätig an. Er schrieb an die zur neuen Kaiserwahl versammelten Churfürsten, sie halfen nicht; das Einzige, was sie thaten, war, dem neuen Kaiser in seiner Capitulation eine Clausel anzuhängen, die Würtemberg und den Herzog betraf. —

er hat ſie nicht geachtet. Als ſich der Herzog von aller Welt alſo verlaſſen ſah, wankte er dennoch nicht, ſondern ſetzte Alles daran, ſein Land mit eigener Macht wieder zu erobern. Es waren einige Umſtände, die für ihn ſehr günſtig ſchienen. Der Bund hatte nämlich, als er Kunde bekam, daß ſich niemand des Vertriebenen annehmen wolle, ſeine Völker entlaſſen; die meiſten Städte und Burgen behielten nur ſehr ſchwache Beſatzungen, und ſelbſt in Stuttgart waren nur wenige Fähnlein Knechte gelaſſen worden.

Durch dieſe Maßregel aber hatte ſich der Bund einen Feind erworben, den man gering ſchätzte, der aber viel zur Aenderung der Dinge beitrug, — es waren dies die Landsknechte. Dieſe Menſchen, aus allen Enden und Orten des Reichs zuſammengelaufen, boten gewöhnlich dem ihre Hülfe an, der ſie am beſten zahlte, für was und gegen wen ſie kämpften, war ihnen gleichgültig. Um ſie zu halten, mußte man ihnen vieles nachſehen, und Raub, Mord, Plünderung, Brandſchatzen führten ſie auf ihre eigene Fauſt aus, um ſich zu entſchädigen, wenn ſie den Sold nicht richtig bekamen. Georg von Frondsberg war der erſte geweſen, der ſie durch ſein Anſehen im Heere, durch tägliche Uebungen und unerbittliche Strenge nur einigermaßen im Zaum hielt; er hatte ſie in regelmäßige Rotten und Fähnlein eingetheilt, er hatte ihnen beſtimmte Hauptleute gegeben, er hatte ſie gelehrt, geordnet und in Reihen und Gliedern zu fechten. Sie zeigten aber jetzt, daß ſie aus einer guten Schule kamen; denn als ſie vom Bunde entlaſſen waren, liefen ſie nicht wie früher, zerſtreut durch das

Land, um Dienste zu suchen; sondern rotteten sich zusammen, richteten zwölf Fähnlein auf, erwählten aus ihrer Mitte Hauptleute,[7] und selbst einen Obersten in der Person des langen Peters. Sie waren schwierig auf den Bund, nährten sich von Raub und Brandschatzen im Land und führten Krieg auf eigene Rechnung. Die Anarchie war in Würtemberg so groß, daß ihnen niemand die Spitze bot. Der Bund hatte sich von Streitkräften entblößt und war zu sehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, als daß er das arme Land von dieser Bande befreit hätte; die Ritterschaft war uneinig, sie saßen auf den Schlössern und sahen ruhig diesem Treiben zu; die Besatzung der Städte war zu gering, um ihnen mit Kraft Einhalt zu thun, und Bürger und Bauern sahen sogar diesen Haufen gerne, wenn seine Forderungen nur nicht allzu groß waren, denn die Landsknechte schimpften weidlich auf den Bund, dem niemand hold war; ja es ging sogar die Sage, diese Kriegsmänner seyen nicht abgeneigt, dem Herzog wieder zu seinem Land zu verhelfen.

Es war ein schöner Morgen in der Mitte Augusts, als sich diese Leute in einem Wiesenthale gelagert hatten, das der Grenze von Baden zunächst gelegen war. Die riesigen schwarzen Tannen und Föhren, die das Thal auf drei Seiten einschlossen, gehörten noch dem Schwarzwald an und das Flüßchen, das durch das Thal eilte, war die Würm. Halb überschattet vom Wald, halb in den Weidenbüschen des Thales versteckt, lag das kleine Heer in wunderlichen Gruppen und pflegte der Ruhe. In der Entfernung von zweihundert Schritten sah man

Poſten aufgeſtellt, deren blitzende Lanzen oder rothglühende Lunten ſchon von weitem Furcht einjagten. In der Mitte des Thales, im Schatten einer Eiche, ſaßen fünf Männer um einen ausgeſpannten Mantel, den ſie als Tiſch gebrauchten, um ein Spiel auf ihm zu ſpielen, das heute noch den Namen Landsknecht führt. Dieſe Männer zeichneten ſich vor ihren übrigen Genoſſen durch breite, rothe Binden aus, die ſie über die Schulter und Bruſt herabhängen hatten, ſonſt aber hatte ihre Bekleidung auch das zerriſſene und morſche Ausſehen, wie das der übrigen Soldateska. Einige hatten Sturmhauben auf, andere große Filzhüte, mit eiſernen Bändern beſchlagen, dazu Lederkoller, welche von Regen, Staub und Bivouaks alle mögliche Schattirungen erhalten hatten.

Bei näherem Blick erkannte man übrigens noch zwei Dinge, durch welche ſie ſich von ihren Kameraden unterſchieden. Sie führten nämlich keine Donnerbüchſen oder Spieße, wie ſie die Landsknechte gewöhnlich trugen, ſondern Raufdegen von ungemeiner Länge und Breite. Auch hatten ſie, wie es damals die Edelleute und Anführer trugen, auf ihren Hüten und Sturmhauben bunte wallende Federbüſche aus Hahnenſchwänzen, um ſich ein ritterliches Anſehen zu geben.

Die fünf Männer ſchienen große Geſchicklichkeit im Spiel zu beſitzen, vorzüglich aber einer, der ſich mit dem Rücken an die Eiche lehnte. Es war dies ein langer wohlbeleibter Mann. Er hatte einen Hut auf, deſſen Rand ſich wie ein bedeutender Mühlſtein um den Kopf zog; der Hut war mit einer Goldtreſſe beſetzt, auf der Stirnſeite war er mit dem goldenen Bild des heiligen

Petrus geſchmückt, aus welchem zwei ungeheure rothe Hahnenfedern hervorragten. Dieſer Mann mußte weit in der Welt herumgekommen ſeyn, denn er konnte auf franzöſiſch, italieniſch, ungariſch fluchen, ſeinen Bart aber trug er ungariſch; er hatte ihn nämlich mit Pech ſo zuſammen gedreht, daß er wie zwei eiſerne Stacheln auf beiden Seiten der Naſe eine Spanne in die Luft hinaus ſtarrte.

„Canto cacramento!“ rief dieſer große Mann mit einem dröhnenden Baß, „der kleine Wenzel iſt mein; drauf'! ich ſtech' ihn mit dem Eichelkönig.“

„Mein iſt er, mit Verlaub!“ rief ſein Nebenmann, „und der König dazu; da liegt die Eichelſau!“

„Mord de ma Vich, zagt der Franzoz, Hauptmann Löffler, Ihr wollt Eurem Oberſt dieſen Stich abjagen? Schämt Euch, ſchämt Euch! daz iſt ein Rebeller, der daz thut; Gott ſtraf mein' Zeel, Ihr wollt mich vom Regiment' abſetzen?“ Der große Mann funkelte zu dieſen Worten gräßlich mit den Augen, ſchob ſeinen großen Hut auf das Ohr, daß ſeine überhängenden Augbrauen und eine mächtige rothe Narbe auf der Stirne ſichtbar wurden, die ihm ein ungemein kriegeriſches Anſehen gaben.

„Beim Spiel, Herr Oberſt Peter, gilt keine Kriegsordnung,“ antwortete der andere Spieler. „Ihr könnet uns Haupleuten befehlen, ein Städtchen zu blokiren und zu brandſchatzen, aber beim Spiel iſt jeder Landsknecht ſo gut wie wir.“

„Ihr zeyd ein Meuter, ein Rebeller gegen die Obrigkeit, Gott ſtraf mein Zeel'! und wäre es nicht

gegen meine Würde, ich wollt' Euch in Kochſtücke mazakeriren; aber ſpielt weiter."

„Da liegt ein Dauß" — „drauf der Quater" — „den ſtech' ich mit dem Zinken," — „Schellenwenzel, wer ſticht den? —"

„Ich," ſprach der Große, „da liegt der Schellenkönig, Mordblei! der Stich iſt mein."

„Wie bringſt du den Schellenkönig rauf?" rief ein kleines dürres Männchen mit ſpitzigem Geſicht und kleinen giftigen Aeuglein und heiſerer Stimme, „hab' ich nicht geſehen, als du ausgabſt, daß er unten liegt? Er hat betrogen, der lange Peter hat ſchändlich betrogen!"

„Muckerle, Hauptmann vom achten Fähnlein! ich rath' Euch, haltet Euer Maul," ſagte der Oberſt; „**bassa manelka**! ich verſteh' keinen Spaß; die Mauz zoll den Löwen nicht erzürnen."

„Und ich ſag's noch einmal; wo hätteſt du ſonſt den König her? Vor dem Papſt und dem König von Frankreich will ichs beweiſen, du falſcher Spieler!"

„Muckerle," erwiederte der Oberſt und zog kaltblütig ſeinen Degen aus der Scheide, „bete noch ein **Ave Maria** und ein **Gratias**, denn ich ſchlage dich todt, zo wie daz Spiel auz iſt."

Die übrigen drei Männer wurden durch dieſe Streitigkeiten aus ihrer Ruhe aufgeſchreckt. Sie erklärten ſich für den kleinen Hauptmann und gaben nicht undeutlich zu verſtehen, daß man dem Oberſten wohl dergleichen zutrauen könnte; dieſer aber vermaß ſich hoch und theuer, er habe nicht betrogen. „Wenn der heilige Petruz, mein gnädiger Herr Patron, den ich auf dem

Hut trage, ſprechen könnte, der würde mir, zo wahr er ein chriſtlicher Landsknecht war, bezeugen, daß ich nicht betrogen!"

„Er hat nicht betrogen," ſagte eine tiefe Stimme, die aus dem Baum zu kommen ſchien. Die Männer erſchracken und ſchlugen Kreuze wie vor einem böſen Spuk, ſelbſt der tapfere Oberſt erbleichte und ließ die Karte fallen; aber hinter dem Baum hervor trat ein Bauersmann, der mit einem Dolch bewaffnet war und eine Cither an einem ledernen Riemen auf der Schulter hängen hatte. Er ſah die Männer mit unerſchrockenen Blicken an und ſagte: „Es iſt, wie ich ſagte, dieſer Herr da hat nicht betrogen, er bekam ſchon beim Ausgeben Schellen- und Eichelkönig, Fünfe und Vier von Laub und den Schippenunter in die Hand."

„Ha! du biſt ein wackerer Kerl!" rief der Oberſt vergnügt, „zo wahr ich ein ehrlicher Landsknecht — will zagen Oberſt bin, ez iſt all' wahr, waz du gezagt haſt."

„Was iſt denn das?" rief der kleine Hauptmann Muckerle mit giftigen Blicken, „wie hat ſich der Bauer da hereingeſchlichen, ohne daß unſere Wachen ihn melbeten? Das iſt ein Spion, man muß ihn hängen!"

„Zey nicht wunderlich, Muckerle! daz iſt kein Spioner. Komm', zetz' dich zu mir. Biſt ein Spielmann, daß du die Cittara umhängſt, wie ein Spanier, wenn er zu zeinem Schäzerl geht?"

„Ja, Herr! ich bin ein armer Spielmann; Eure Wachen haben mich nicht angehalten, als ich aus dem Wald kam. Ich ſah Euch ſpielen, und wagte es, den Herren zuzuſehen."

Die Hauptleute dieſes Freicorps waren nicht gewohnt, ſo höflich mit ſich ſprechen zu hören, daher faßten ſie Zuneigung zu dem Spielmann und luden ihn ſehr herablaſſend ein, ſich zu ihnen zu ſetzen, denn ſie hatten in fremden Kriegsdienſten gelernt, daß große Könige und Feldherren ſehr vertraulich mit den Meiſtern des Geſanges umgehen.

Der Oberſte that einen Trunk aus einer zinnernen Flaſche, bot ſie dem kleinen Hauptmann und ſprach mit heiterer Stimme: „Muckerle, daz zoll mein Tod zeyn, waz ich getrunken, wenn ich nicht allez vergeſſe; Hader und Zank haben ein Ende; wir wollen nicht weiter ſpielen, ihr Herren! ich liebe Gezang und Lautenſpiel; wie wäre ez, wenn wir uns aufſpielen ließen?“

Die Männer willigten ein und warfen die Karten zuſammen; der Spielmann ſtimmte ſeine Cither und fragte, was er ſingen ſolle.

„Sing' ein Lied vom Spiel!“ rief einer, „weil wir gerade dran ſind.“

Der Spielmann ſann ein wenig nach und hub an:

„Von dem Zinken, Quater und Aß
Kommt mancher in des Teufels Gaß;
Von Quater, Zinken und von Dreien
Muß mancher Waffengo ſchreien;
Von Aß, Seß und Daus
Hat mancher gar ein ödes Haus;
Von Quater, Drei und Zinken
Muß mancher lauter Waſſer trinken;
Von Zinken, Drei und Quater
Weinen oft Mutter, Kind und Vater;
Von Zinken, Quater und Seß
Muß Jungfrau, Metz und Agnes
Oft gar lang' unberathen bleiben,
Will er die Läng' das Spiel betreiben.“

Der Oberſt Peter und die Hauptleute lobten das Lied und reichten dem Spielmann zum Dank die Flaſche. „Gott geſegne es Euch,“ ſagte dieſer, indem er die Flaſche zurückgab; „Viel Glück zu Eurem Zuge! Ihr ſeyd wohl Oberſten und Hauptleute des Bundes und ziehet wieder zu Feld; darf man fragen, gegen wen?“

Die Männer ſahen ſich an und lächelten, der Oberſte aber antwortete ihm: „Ganz unrecht habt Ihr nicht; wir haben früher dem Bund gedient, jetzt aber dienen wir niemand alz unz zelbſt und wer Leute braucht, wie wir zind.“

„Die Schweizer werden heuer ein gutes Jahr haben, man ſagt ja, der Herzog wolle wieder ins Land?“

„Aller Hund Krümmen komme auf die Schweizer!“ rief der Oberſt, „wie übel zind zie an ihm gefahren; der gute Herzog hat all' zeine Hoffnung auf zie geſetzt, und **diavolo maledetto**, wie haben zie ihn im Stich gelaſſen bei Blaubeuern!“

„Sie haben ihn ſchändlich verlaſſen,“ ſagte der Hauptmann Muckerle mit heiſerer Stimme; „aber doch ſo man's beim Licht b'ſieht, ſo g'ſchieht ihm wohl halb recht, dann er ſollt' ſie je wohl kent haben; es leit doch am Tag, daß ſie kein dick's Britlein boren. Der Tüfel hol' ſie all'!“

„Ja, der Herzog hat halt nichts beſſeres haben können,“ entgegnete der Spielmann; „freilich, wenn er ſolche Herren gehabt hätte, wie ihr und eure tapfern Fähnlein, da wäre der Bund noch bei Ulm.“

„Du haſt da ein wahrez Wort geſprochen, guter Gezell! Landsknecht' hätte er zollen haben und keine

Schwyzer. Und hält er zich jetzt wieder zu ihnen, zo weiß ich, waz ich von ihm halte. Landsknecht' hätt' er zollen haben, ich zag's noch einmal. Nicht wahr, Magdeburger?"

„Dat will ick man och meenen," antwortete der Magdeburger. „Landsknechte oder keener können den Hertog wieder up den Stuhl ſetzen. Die Schweizer können man gar nichts als mit den Hellebarden in die Glieder ſtechen; dat iſt all ihre Kunſt. Aber Ihr ſolltet man ſehen, wie wir die Donnerbüchſen laden, uf die Gabel legen un mit den Lunten d'rauf, dat dich dat Wetter! dat Manäfer macht uns keener nich nach; Gott ſtraf' mir, keener! Sie brauchen eine halve Stunde, um ihre Kugeln loszuſchießen, und wir Landsknechte eine halve Vertelſtunde."

„Ja, alle Achtung vor den Herren Landsknechten," ſagte der Spielmann und lüftete ehrerbietig die Mütze; „freilich, euch Herren ſollt' er haben. Aber der Bund wird euch ſo gut belohnt haben, daß ihr dem armen Herzog nicht zu Hülfe ziehen möget."

„Gelohnt, ſocht er?" rief der fünfte Hauptmann und lachte; „jo wenn er's Geld von Blech ſchlagen könnt, der ſchwäbiſch' Hund! bei denen gilt's Sprüchwort:

Dien' wohl und fordre keinen Sold,
So werden dir die Herren hold.

Ich ſog, ſchlecht hot er uns zohlt; und wenn ſeine Durchlaucht der Herr Herzog mi hoben will, i ſteh'nem z'Dienſt wie jedem."

„Ztaberl, du haſt Recht," ſagte der Oberſt und wichste den ungariſchen Bart. „Mordblei! die Katz iſt

gern, wo man ſie ſtrehlet; wenn der Herr Ulerich gut zahlt, zo wird, Gott ſtraf' mein Zeel', unſere ganze Mannſchaft mit ihm ziehen."

„Nun, das werdet Ihr bald ſehen können," entgegnete der Bauer liſtig lächelnd; „habt Ihr noch keine Antwort vom Herzog auf Eure Botſchaft?"

Der Oberſt Peter ward feuerroth bis in die Stirne. „Mordelement! wer biſt denn du, Menſchenkind, daz du mein Geheimnuz weißt? wer hat dir gezagt, daz ich zum Herzog ſchickte?"

„Zum Herzog hobt er g'ſchickt, Peter? Wos hobt er denn für G'hamnuß mitenonder, doß wir's nit wiſſen dörften? Sog's nur gleich!"

„Nun, ich hab' gedacht, ich müſſe wieder einmal für Euch alle denken, wie immer, und hab' einen Mann zum Herzog geſchickt, ihm in unzerm Namen einen ſchönen Gruz entboten und fragen laſſen, ob er unz brauchen könnt'? Dez Monats für den Mann einen halben Dickthaler, uns Oberſten und Hauptleut' aber einen Goldgülden und täglich vier Maaz alten Wein."

„Dat is keen bitterer Vorſchlach, der Teiwel! eenen Goldgülden monatlich? ich bin dabei und es wird keener wat dagegen haben. Haſt du Antwort von dem Hertog?"

„Bis jetzt noch keine; aber **bassa manelka**! wie kamſt du zu meinem Geheimnuz, Bauer? Ich hau' dir ein Ohr ab, Gott ſtraf' mein Zeel', zo thu' ich, wie mein Patron, der heilige Petruz, war auch ein Landsknecht, dem Malchus, der war von den jüdiſchen Schwyzern, *ein Hellebardirer.* Zag' ſchnell oder ich hau'."

„Langer Peter!“ rief der kleine Hauptmann Muckerle mit ängſtlicher Stimme, „laſſ' um Gott's willen den gehen, der iſt feſt und kann heren; ich weiß noch wie heut, daß wir ihn in Ulm fangen ſollten und in Herrn von Krafts, des Rathsſchreibers Stall kamen, wo er ſich aufhielt, denn er war ein Kundſchafter, ſo machte er ſich klein und immer kleiner, bis er ein Spatz wurde und über uns 'naus flog.“

„Was?“ ſchrie der tapfere Oberſt und rückte von dem Spielmann hinweg, „der iſts? Wo dann der Magiſtrat auzrufen ließ, man zolle alle Spatzen todt ſchießen, weil zich ein würtemberger Spioner in einen verwandelt habe?“

„Der iſts,“ flüſterte Muckerle; „es iſt der Pfeifer von Hardt, ich hab' ihn gleich erkannt.“

Der Oberſt und die Hauptleute hatten ſich von ihrem Erſtaunen noch nicht ganz erholt. Sie ſahen den Mann, von welchem der Ruf ſo wunderbare Dinge erzählte, halb ängſtlich, halb neugierig an. Er ſelbſt hatte ein zu wohlgeübtes Ohr, als daß er nicht verſtanden hätte, was dieſe Leute unter ſich flüſterten; aber er that, als bemerkte er ihr Staunen und Verſtummen nicht; er beſchäftigte ſich ruhig mit ſeiner Cither. Endlich faßte ſich der lange Peter, wohlbeſtallter Oberſt dieſes Heeres, ein Herz, zwirbelte den Bart einige Mal, zog dann den ungeheuern Hut vom Kopf und ſprach: „Verzeihet doch, lieber Geſelle, werthgeſchätzter Pfeifer, daß wir zo ohne alle Umſtände mit Euch verfahren zind; konnten wir denn wiſſen, wen wir da neben unz haben? Zeit vielmal gegrüßet, hab' ſchon oft, Gott ſtraf' mein' Zeel', gedacht, möchte nur

nmal den fürtrefflichen Kerl zehen, den Pfeifer von
ardt, der in Ulm am hellen Tag alz Spatz auzge-
)gen."

„Iſt ſchon gut," unterbrach ihn der Spiel-
ann unmuthig; laſſet die alten Geſchichten ruhen.
un, von wegen des Herzogs kam mir die Nachricht
, ich ſoll Euch Herren auf den heutigen Tag auf-
chen, und wenn Ihr noch geneigt wäret, mit ihm zu
:hen, ſo wolle er gerne zahlen, was Ihr ihm vorge-
)lagen."

„Canto cacramento! daz iſt ein frommer Herr!
n Goldgülden des Monats und täglich vier Maaz
ein! Er zoll leben!"

„Und wann wird er kommen?" fragte der Haupt-
ann Löffler, „wo werden wir zu ihm ſtoßen?"

„Wenn kein Unglück geſchehen iſt, heute noch.
eute iſt er auf Heimsheim losgebrochen, die Beſatzung
ſchwach; wenn er ſie überwältigt hat, rückt er heute
)ch weiter."

„Schaut! reitet dort unten nicht ein Geharniſchter?
ieht aus wie ein Ritter!" Die Männer ſahen aufmerk-
m nach dem Ende des Thales; dort ſah man einen
elm und Harniſch in der Sonne blinken, auch ein Pferd
urde hie und da ſichtbar. Der Pfeifer von Hardt ſprang
f und klimmte auf die Eiche hinan; von dieſem hohen
tandpunkt konnte er das Thal beſſer überſehen; noch
ar der Reiter zu fern, als daß er ſeine Züge hätte
terſcheiden können, aber er glaubte ſeine Feldbinde zu
kennen, er glaubte den Mann zu erkennen, den er in
eſer Stunde erwartete.

„Was ſiehſt du?“ riefen die Hauptleute, „iſt es einer, der zufällig durchs Thal reitet, oder glaubſt du, er kommt vom Herzog?“

„Richtig, weiß und blau iſt die Schärpe,“ ſprach der Pfeifer; „das iſt ſein langes Haar, ſo ſitzt er zu Pferd; ei, du Goldjunge, willkommen in Würtemberg! Jetzt ſieht er eure Wachen, jetzt reitet er auf ſie zu, ſchau, wie die Burſche ihre Lanzen vorſtrecken und die Beine ausſpreizen!“

„Ja, was Landsknechte ſind, die verſtehen den Kriegsbrauch! darf keiner vorbei, wo die Hauptleute liegen, ohne daß er Rede ſteht.“

„Halt! jetzt rufen ſie ihn an; er ſpricht mit ihnen, ſie deuten hieher; er kommt!“ Der Pfeifer von Hardt ſtieg mit freudeglühendem Geſicht vom Baum herab.

„Diavolo maledetto! bassam teremdete! Zie werden ihn doch nicht allein reiten laſſen? ez wird doch einer zein Roß am Zügel führen nach Kriegsbrauch! Wie? iſt ez ein Ritter, der kommt?“

„Ein Edelmann, ſo gut wie einer im Reich,“ antwortete der Pfeifer; „und der Herzog iſt ihm ſehr gewogen.“ Bei dieſer Nachricht ſtanden die Hauptleute auf, denn ob ſie ſich gleich nicht wenig einbildeten, Hauptleute zu heißen, ſo wußten ſie doch, daß ſie eigentlich nur Landsknechte und dem Ritter jedes Zeichen von Ehrerbietung ſchuldig ſeyen. Der Oberſt aber ſetzte ſich gravitätiſch am Fuß der Eiche nieder, ſtrich den Bart, daß er hell glänzte, ſetzte den großen Hut mit der Hahnenfeder zurecht, ſtützte ſich auf ſeinen großen Hieber und erwartete ſo den Ritter.

VII.

Der Herzog iſt gekommen,
Er liegt nicht weit im Feld;
Er hats dem Feind genommen,
Er bringt 'nen Sack mit Geld.

G. Schwab.

Dem Platze, wo die Hauptleute und der lange Peter, ihr Oberſt, verſammelt waren, nahte ſich jetzt ein geharniſchter Reiter, deſſen Pferd von zwei Landsknechten geführt wurde. Der Ritter hatte das Viſir ſeines blanken Helmes herabgeſchlagen, die breiten Schultern und die kräftigen Lenden und Beine waren mit Platten und Schienen von Stahl verhüllt, aber die wallenden Federn ſeines Helmbuſches und die wohlbekannten Farben einer Schärpe, die über den Panzer herablief, die Haltung und das edle kräftige Weſen des Nahenden hatten dem Pfeifer von Hardt längſt geſagt, wen er zu erwarten habe. Und er betrog ſich nicht, denn einer der Knechte trat jetzt vor den Oberſt und berichtete, daß der „Edle von Sturmfeder" mit den Anführern der geſammten Landsknechte etwas zu ſprechen habe.

Der lange Peter antwortete im Namen der Uebrigen: „Zag' ihm, er iſt willkommen, Peter Hunzinger der Oberſt, Ztaberl von Wien, Cunrad der Magdeburger, Balthaſer Löffler und der tapfere Muckerle, wohlbeſtallte Hauptleute, erwarten ihn zum Geſpräch. — Gott ſtraf' mein Zeel', er hat einen ſchönen Harniſch und einen Helm wie der König Franz, aber zein Gaul dürfte beſſer zeyn, Mordblei! er iſt an allen Vieren ſteif."

„Das iſt halt, ſag' ich, weil er den ganzen Sommer g'ſtanden iſt in Mömpelgard beim Herzog.“

Die Männer belächelten den Witz des Wieners, doch hüteten ſie ſich, ihre Freude laut werden zu laſſen, denn der Ritter hielt nicht allzuferne. Noch immer machte er aber keine Miene, abzuſteigen und ſich ihnen zu nahen; er ſprach mit dem Knecht, ſchlug dann das Viſir auf und zeigte ein ſchönes, freundliches Geſicht. „Steht dort nicht Hans der Spielmann?“ rief er mit lauter Stimme. „Erlaubet, daß er ein wenig zu mir trete.“

Der Oberſt nickte dem Pfeifer zu, er ging und der Junker ſchwang ſich vom Pferde. „Willkommen in Würtemberg, edler Herr!“ rief der Mann von Hardt, indem er den Handſchlag des Junkers treuherzig erwiederte. „Bringt Ihr gute Botſchaft? Ich ſeh's Euch an den Augen an, es ſteht gut mit dem Herzog.“

„Komm! tritt hier ein wenig auf die Seite,“ ſagte Georg von Sturmfeder mit freudiger Haſt. „Wie ſteht es auf Lichtenſtein? denkt ſie an mich? haſt du einen Brief, ein paar Zeilen? o gib ſchnell! was läßt ſie mir ſagen, guter Hans?“

Der Pfeifer lächelte ſchlau über die Ungeduld des liebenden Jünglings. „Einen Brief hab' ich nicht; keine Zeile. Sie iſt geſund und der alte Herr auch; das iſt alles, was ich weiß.“

„Wie!“ unterbrach ihn Georg, „keinen Gruß? keine Botſchaft? So hat ſie dich gewiß nicht ziehen laſſen?“

„Als ich vorgeſtern Abſchied nahm, ſagte das Fräulein: ſag ihm, er ſoll ſich ſputen, daß er einziehet

in Stuttgart; sie wurde gerade so roth wie Ihr jetzt, da sie dies sprach."

Der junge Mann erröthete voll freudiger Gefühle, sein Auge glänzte und ein freundliches Lächeln zeigte, daß er den Sinn dieser Worte verstanden habe.

„Bald, bald werden wir einziehen, so Gott will," sagte er. „Aber wie lebten sie diesen langen Sommer? nur dreimal kam uns Botschaft von ihnen zu! Warst du oft auf Lichtenstein, Hans? War sie traurig? Was sprach sie?"

„Lieber Herr," antwortete der Mann von Hardt, „geduldet Euch noch, auf dem Marsch will ich Euch ein Langes und Breites erzählen, für jetzt nur so viel: sobald der Alte hört, daß Ihr auf Stuttgart ziehet, will er von Lichtenstein aufbrechen und Euch die Braut zuführen. Denn er zweifelt nicht, daß Ihr die Stadt überwältiget. Habt Ihr Heimsheim?"

„Wir haben es; ich jagte mit zwölf Reitern in die Thore, ehe sie sich's versahen. Die Besatzung war zwar etwas stärker, als wir, aber muthlos und unzufrieden. Ich handelte mit ihnen in des Herzogs Namen, da glaubten sie, er liege mit vielen Truppen noch im Hinterhalt, und ergaben sich. So weit wären wir nun in Würtemberg, aber wie ist der Weg weiter hin?"

„Offen, bis ins Herz offen. Ich bringe Euch wichtige Nachricht vom Ritter von Lichtenstein; daß die gewaltigen Herren aus dem Lande sind, wisset Ihr —"

„Sie halten einen Bundestag in Nördlingen,[9] ists nicht so? freilich wissen wir's, denn auf diese Nachricht brach der Herzog aus Baden auf."

„Nun, und wenn die Katzen fort ſind, tanzen die Mäuſe auf dem Tiſch? Die Beſatzungen ſind überall unbeſorgt; an den Herzog denkt kein Bündler mehr, ſie ſind nur aufmerkſam auf den Bundestag, welchen Herrn wir bekommen werden; den Oeſterreicher, den Baier, den Prinzen Chriſtophel, oder ob uns der Städtebund, Augsburg und Aalen, Nürnberg und Bopfingen, regieren werde.“

„Welche Augen ſie machen werden!“ rief Georg lächelnd, „wenn der Stuhl ſchon beſetzt iſt, um welchen ſie ſtreiten!“

„Der Froſch hüpft wieder in ſein' Pfuhl,
Wenn er auch ſäß' auf einem goldnen Stuhl,“

ſagt's Sprüchwort; ſie werden ihre Büchſen auf die Schulter nehmen und 's Regieren ſeyn laſſen.“

„Und die Würtemberger? wie denken ſie jetzt vom Herzog? glaubſt du, er werde viel Anhang finden? Werden ſie uns zu Hülfe ziehen?“

„Was Bürger und Bauern ſind, ja. Von der Ritterſchaft weiß ich's nicht und der alte Herr zuckte die Achſel, wenn ich ihn fragte, und murmelte ein paar Flüche. Ich fürchte, es ſteht hier nicht alles, wie es ſoll. Aber Bürger und Bauern die ſind für den Herzog. Es ſind allerlei ſonderbare Zeichen geſchehen, die das Volk aufmuntern. So iſt neulich im Remsthal ein Stein vom Himmel gefallen, drauf war ein Hirſchgeweih eingegraben und die Worte: Hie gut Würtemberg alleweg, und auf der andern Seite ſoll man auf lateiniſch geleſen haben: Herzog Ulerich ſoll leben!“ [10]

„Vom Himmel gefallen, ſagſt du?“

„So ſagt man. Die Bauern hatten große Freude dran, aber die bündiſchen Herren wurden zornig, nahmen die Schulzen gefangen und wollten ihnen abpreſſen, woher der Stein des Anſtoßes komme. Und als man bei hoher Strafe verbot, vom Herzog zu ſprechen, da lachten die Männer und ſagten, jetzt träumen wir von ihm. Alles wünſcht ihn zurück, denn ſie wollen ſich lieber von ihrem angeſtammten Herrn drücken, als von Fremden die Haut abziehen laſſen.“

„Gut! der Herzog und ſeine Reiter können in wenigen Stunden hier ſeyn. Sein Plan iſt, ſich gerade durch's Land nach Stuttgart zu ſchlagen. Iſt die Hauptſtadt unſer, ſo fällt uns auch das Land zu. Und wie iſt es mit den Landsknechten dort? wollen ſie mitziehen?“

„Faſt hätte ich die vergeſſen,“ ſagte Hans; „ſie werden ungeduldig werden, wenn wir ſie zu lange warten laſſen. Gehet doch recht klug mit ihnen um, es ſind ſtolze Geſellen und laſſen ſich Hauptleute ſchelten; aber haben wir die Fünfe gewonnen, ſo ſind zwölf Fähnlein des Herzogs. Beſonders mit dem Oberſt, dem langen Peter, müßt Ihr gar höflich ſeyn.

„Welcher iſt der lange Peter?“

„Der dicke Mann, der unter der Eiche ſitzt. Er hat einen ſteifen Schnauzbart und einen vornehmen Hut auf dem Kopf. Der iſt der Höchſte unter ihnen.“

„Ich will mit ihm reden, wie du ſagſt,“ antwortete der junge Mann und ging mit dem Pfeifer zu den Landsknechten. Die lange Unterredung der Beiden hatte ſie ſchon etwas unmuthig gemacht und der kleine Muckerle ſchoß ſtechende Blicke auf den Geſandten des Herzogs.

Als dieſer aber mit edlem Anſtand und freiem ſiegendem Blick unter ſie trat, wurden ſie ſchüchtern und verlegen, und als er ſie endlich mit höflichen ſchmeichelhaften Worten anredete, wurden ihre tapfern Herzen von der Anmuth Georgs von Sturmfeder für des Herzogs Sache gewonnen.

„Wohlerfahrener Oberſt," ſprach er, „tapfre Hauptleute der verſammelten Landsknechte! der Herzog von Würtemberg hat ſich den Grenzen ſeines Landes genaht, hat die Stadt Heimsheim erobert und iſt willens, auf gleiche Weiſe ſein ganzes Herzogthum wieder an ſich zu bringen — "

„Gott ſtraf' mein Zeel', er hat Recht! thät'z auch zo machen — "

„Er hat den tapfern Arm und die fürtreffliche Kriegskunſt der Landsknechte erprobt, als ſie noch gegen ihn ſtanden, er verſieht ſich zu ihnen, daß ſie ihm mit gleichem Muthe jetzt beiſtehen werden, und verſpricht ihnen mit ſeinem fürſtlichen Wort, die Bedingungen zu halten, die ſie ihm angeboten haben."

„Ein frommer Herr!" murmelten ſie untereinander mit beifälligem Nicken, „ein Goldgülden des Monats — und Mordblei — täglich vier Maaß Wein für die Hauptleut'!"

Der Oberſt ſtand auf, entblöste ſein kahles Haupt zum Gruß und ſprach, von manchem Räuſpern der Verlegenheit unterbrochen: „Wir danken Euch, hochedler Herr, wollen'z thun, wollen mitziehen, — wir wollen dem ſchwäbiſchen Bund heimgeben, was er unz gethan, zo wollen wir. Die allerbeſten und tapferſten, wie auch

fürtrefflichſten Leute haben zie fortgeſchickt, als brauchten zie keine Landsknechte mehr. Da ſteht zum Beiſpiel der Hauptmann Löffler; wenn'z einen tapferern Landsknecht gibt in der Chriſtenheit, zo laß ich mir die Haut vom Leib ſchälen und laß mich braten wie eine Zau. Da ſteht der Staberl von Wien; zo einen hat die Zonne noch nie beſchienen und der Mond. — Da iſt dann der Magdeburger, wie der, ficht keiner in der Türkei — und der Muckerle da, man zollt ihm'z nicht anzehen; aber daz iſt der beſte Schütz mit der Donnerbüchs und trifft auf vierzig Gäng' inz Schwarze. — Von mir mag ich nicht reden, Eigenlob ſtinkt; aber **Bassa manelka** in Spanien und Holland hab' ich gedient und **Canto cacramento** in Italia und Deutſchland, Mordblei! in jedem Heere kennt man den langen Peter. Gott ſtraf' mein Zeel', wenn ich und die Andern hinter den ſchwäbiſchen Hund, wollt' zagen Bund, komme, **diavolo maledetto!** da werden zie daz Hazenpanier ergreifen und mit den Abſätzen hinter ſich hauen!"

Es war dies die längſte Rede, die der lange Peter in ſeinem Leben gehalten hatte, und noch in ſpäten Jahren, als er längſt bei Pavia den Ruhm der deutſchen Landsknechte mit dem Tod beſiegelt hatte, führten ſeine Genoſſen, wenn ſie den jüngern Kameraden vom langen Peter erzählten, dieſen Moment als einen der erhabenſten ſeines Lebens auf. Wie er dageſtanden ſey, auf das lange Schwert geſtützt, den großen Hut mit der Hahnenfeder kühn auf das Ohr gerückt, die rechte Hand in die Seite geſtemmt und die Beine ausgeſpreizt, da habe ihm nichts gefehlt als ein beſſeres Wamms und eine

Gnadenkette, um ihn für einen echten Oberſt und wahrhaften Feldherrn zu halten.

Die Hauptleute luden jetzt den Junker von Sturmfeder ein, eine Muſterung über das neugeworbene Heer zu halten. Der dumpfe Schall der ungeheuern Trommeln tönte durch's Thal und weckte die Schläfer aus ihrer Ruhe. Noch ſchien Frondsbergs kriegeriſcher Geiſt und ſein ſtrenger Ordnungsſinn über ihnen zu ſchweben, denn in wenigen Augenblicken hatten ſie ſich zu drei großen Kreiſen gebildet, die je aus vier Fähnlein beſtanden. Einem Auge, das an die ſchnelle taktmäßige Bewegung, die ſchöne Haltung und die gleiche Farbe der Regimenter unſerer Zeit gewöhnt iſt, möchte wohl jener Anblick überraſchend, ja lächerlich erſchienen ſeyn. Die Landsknechte waren nach ihrem Geſchmack gekleidet, doch hatte die Mode der Zeit im Schnitt ein wenig Gleichförmigkeit in ihren Anzug gebracht. Sie trugen gewöhnlich enge Wämmſer von Leder, oder auch Lederweſten mit Aermeln von grobem Tuch. Die Lenden ſtacken in ungeheuer weiten Pluderhoſen, die am Knie zugebunden, durch ihre eigene Schwere noch etwas tiefer herunter hingen. Die vollen Waden umgaben grobe Strümpfe von hellen Farben und die Füße waren mit groben Bundſchuhen von ungefärbtem Leder bekleidet. Ein Hut, eine Tuch- oder Ledermütze, eine erbeutete oder für eigene Rechnung gekaufte Blechhaube bedeckte den Kopf, und die bärtigen Geſichter dieſer Männer, die oft zwanzig Jahre unter allen Heeren und Himmelsſtrichen Europa's dienten, hatten einen kühnen martialiſchen Ausdruck. Ihre Bewaffnung beſtand in einem langen Dolch und einer

Hellebarde, ein Theil war auch mit Donnerbüchſen bewaffnet, die man mit Lunten losbrannte.

So ſtanden ſie mit ausgeſpreizten Beinen, Fuß an Fuß geſchloſſen, wie ein feſtes Bollwerk, und Georgs kriegeriſchen Sinn erfreute der Anblick dieſer kampfgeübten Männer, die wohl zu wiſſen ſchienen, daß ſie vereinzelt nichts, aber in Maſſen verbunden auch einer zahlreichen Schaar von Feinden furchtbar ſeyen.

Die Hauptleute hatten den Kriegesbrauch und das Commandowort ihrer früheren Anführer wohl im Gedächtniß behalten; ſie traten daher mit dem jungen Ritter in einen dieſer Kreiſe, und der tiefe, weit tönende Baß des langen Peters befahl: „Gebt Acht ihr Leut! kehrt euch um!“

Schnell hatten ſich die Kreiſe nach innen gekehrt, und vernahmen nun die Reden ihrer Hauptleute, die ihnen jene Aufforderung des Herzogs von Würtemberg auseinander ſetzten. Ein freudiges Gemurmel zeigte, daß ſie mit dieſen Bedingungen zufrieden ſeyen und Ulerich von Würtemberg ſo eifrig dienen wollten als ſie vorher gegen ihn gedient hatten. Die Hauptleute ließen jetzt auch einige Uebungen machen, und Georg bewunderte die Geſchicklichkeit der Landsknechte und glaubte feſt, man werde es in der Kriegskunſt auf Erden ſchwerlich noch viel weiter bringen. Er täuſchte ſich! Doch ſein Irrthum iſt ſo verzeihlich, als jener unſerer Großväter, welche die Heroen des großen Friedrich für unübertrefflich hielten und den gottloſen Spott ihrer Enkel über Zopf- und Kamaſchendienſt nicht ahneten. Und wird nicht eine Zeit kommen, wo man auch über die guten alten Zeiten von

1826 lächeln wird? Freilich, ſo ſchlanke Taillen wie heut zu Tage ſah man bei den Landsknechten und ihren Hauptleuten Anno 1519 nicht. Doch hätten jene martialiſchen Figuren einem ganzen heutigen Heere mit Normalbärten aushelfen können.

Etwa nach einer Stunde meldeten die Vorpoſten, daß man unten im Thale, von der Gegend von Heimsheim her, Waffen blinken ſehe, und wenn man das Ohr auf die Erde lege, ſeyen die Tritte vieler Roſſe deutlich zu vernehmen.

„Das iſt der Herzog!“ rief Georg, „führt mein Pferd vor, ich will ihm entgegen reiten.“

Der junge Mann galoppirte durch das Thal hin, und die Hauptleute und ihre Geſellen blickten ihm nach und bewunderten die Kraft und Gewandtheit, mit welcher er in der ſchweren Rüſtung aufs Pferd geſprungen war, lobten ſeinen Anſtand und ſeine Haltung, ſo lange ſie ihn noch ſehen konnten. Bald miſchte ſich ſein Helmbuſch mit den Büſchen und Lanzenſpitzen, die man unten im Thal bemerkte. Sie kamen näher, jetzt ſah man Helme blinken, jetzt wurden die Reiter bis um die Bruſt ſichtbar, jetzt erſchienen ſie auf einmal auf einer kleinen Anhöhe und man konnte die ganze Schaar überſehen. Der Pfeifer von Hardt ſchaute mit blitzenden Augen in die Ferne. Seine Bruſt hob und ſenkte ſich, die Freude ſchien ihn des Athems zu berauben, ſprachlos nahm er den Oberſten an der Hand und deutete auf die Reiterſchaar.

„Welcher iſt der Herzog?“ fragte dieſer, „iſts der auf dem Mohrenſchimmel?“

„Nein, das ist der edle Herr von Hewen; seht Ihr das Banner von Würtemberg? Wie, seh' ich recht? bei Gott, der Junker von Sturmfeder darf es tragen!"

„Daz ist eine große Ehre! Mordblei, ist erst fünfundzwanzig und darf die Fahne tragen! In Frankreich darf das nur der Connetabel thun, der erste Mann nach dem König Franz. Dort heißt man'z Ohrenflamme und ist aus lauter Gold. Aber welcher ist der Herzog Ulerich?"

„Seht Ihr den im grünen Mantel mit den schwarz und rothen Federn auf dem Helm? er reitet neben dem Banner und spricht mit dem Junker, er reitet einen Rappen und zeigt gerade mit dem Finger auf uns. — seht, das ist der Herzog."

Die Reiterschaar mochte ungefähr vierzig Pferde betragen; sie bestand meist aus Edelleuten und ihren Dienern, die dem Herzog in seine Verbannung nachgezogen waren, oder von seinem Einfall benachrichtigt, an der Grenze seines Landes sich an ihn angeschlossen hatten. Sie waren alle wohl beritten und bewaffnet. Georg von Sturmfeder trug Würtembergs Panier, neben ihm ritt ganz geharnischt der Herzog. Als dieser Zug jetzt den Landsknechten etwa auf zweihundert Schritte nahe war, erhob der lange Peter seine Stimme und sprach: „Gebt Acht, ihr Leut! wann Zeine Durchlaucht nahe ist und ich meinen Hut vom Scheitel reiße, zo schreiet: „Vivat **Ulericus**!" schwenket die Fähnlein in der Luft, und ihr, Trommler, rasselt auf euren Fellen, daß euch das Donnerwetter! schlagt den Wirbel wie beim Sturm auf eine Festung; **bassa manelka** haut drauf und wenn

der Schlägel bricht! — zo begrüßen die tapfern Landsknecht' einen Fürſten."

Dieſe kurze Anrede that ihre vollkommene Wirkung; die kriegeriſche Schaar murmelte das Lob des Herzogs, ſie ſchüttelten ihre Hellebarden, ſtampften ihre Büchſen klirrend auf den Boden und die Trommler faßten ihre Schlegel krampfhaft in die Hand, und als jetzt Georg von Sturmfeder, der Bannerträger von Würtemberg, anſprengte und hinter ihm hoch zu Roß, erhaben wie in den Tagen ſeiner Herrſchaft, mit kühnen, gebietenden Blicken Herzog Ulerich von Würtemberg ſich zeigte, da entblößte der lange Peter ehrfurchtsvoll ſein Haupt, die Trommeln raſſelten wie zum Sturm einer Veſte, die Fähnlein neigten ſich zum Gruß und die Landsknechte riefen ein tauſendſtimmiges **Vivat Ulericus!**

Der Bauersmann von Hardt war ſtill in der Ferne geſtanden, hatte nicht auf dieſe kriegeriſchen Grüße gehört, ſeine ganze Seele ſchien nur in ſeinem Auge zu liegen, das trunken an ſeinem Herrn hing. Der Herzog hielt den Rappen an, blickte um ſich, und es war tiefe Stille unter den vielen Menſchen. Da trat der Bauer vor, kniete nieder, hielt ihm den Bügel zum Abſteigen und ſprach: „Hie gut Würtemberg alleweg!"

„Ha! biſt du es, Hans, mein Geſelle im Unglück, der mir den erſten Gruß von Würtemberg bringt? Meine Edeln habe ich erwartet, daß ſie mich begrüßen bei meinem erſten Schritt auf würtembergiſchen Grund, meinen Canzlar und meine Räthe; wo ſind die Hunde? Die Stände meiner Landſchaft, wo blieben ſie? will man mich nicht wiederſehen in der Heimath? Ja

keiner von allen da, mir den Bügel zu halten, als der Bauer?“

Seine Begleiter drängten ſich ſtaunend um den Herzog her, als ſie ihn alſo ſprechen hörten. Sie wußten nicht, war es Ernſt oder bitterer Scherz über ſein Unglück; ſein Mund ſchien zu lächeln, aber ſein Auge blitzte muthig und ſeine Stimme klang ernſt und befehlend. Sie ſahen einander wegen dieſer düſtern Laune zweifelhaft an, aber der Pfeifer von Hardt erwiederte ſeinem Fürſten:

„Diesmal iſt's nur der Bauer, der Euch auf Würtembergs Boden hilft; aber verachtet nicht ein treues Herz und eine feſte Hand. Die andern werden ſchon auch kommen, wenn ſie hören, daß der Herzog wieder im Lande ſey.“

„Meinſt du,“ ſprach Ulerich bitter lachend, indem er ſich vom Pferde ſchwang, „ſie werden auch kommen? Bis jetzt haben wir wenig Kunde davon; aber ich will anklopfen an ihren Thüren, daß ſie merken ſollen, es iſt der alte Herr, der in ſein Haus will!“

„Sind dies die Landsknechte, die mir dienen wollen?“ fuhr er fort, indem er aufmerkſam das kleine Heer betrachtete; ſie ſind nicht übel bewaffnet und ſehen männlich aus. Wie viel ſind es?“

„Zwölf Fähnlein, Euer Durchlaucht,“ antwortete der Oberſt Peter, der noch immer mit gezogenem Hut vor ihm ſtand und hie und da verlegen den ungariſchen Bart zwirbelte. „Lauter geübte Leut', Gott ſtraf' mein' Zeel; thut mir leid, wenn ich geflucht hab', der König in Frankreich hat ſie nicht beſſer.“

„Wer biſt denn du?“ fragte ihn der Herzog, der die große dicke Figur mit dem langen Hieber und dem rothen Geſicht verwundert anſchaute.

„Ich bin eigentlich ein Landsknecht meines Zeichens, man nennt mich den langen Peter, jetzt aber wohlbeſtallter Oberſt verzammelter —“

„Was, Oberſt? dieſe Narrheit muß aufhören. Ihr mögt mir wohl ein tapferer Mann ſeyn, aber zum Hauptmann ſeyd Ihr nicht gemacht. Ich ſelbſt will euer Oberſt ſeyn, aber zu Hauptleuten werde ich einige meiner Ritter machen.“

„**Bassa manelk** — thut mir leid, wenn ich geflucht hab', aber erlaubt, Herr Herzog, einem alten Kerl ein Wort, daz iſt gegen unzern Pakt mit dem Goldgülden monatlich und den vier Maaz Wein tagtäglich. Da ſteht zum Beiſpiel der Staberl aus Wien, 'z gibt keinen Tapferern unter dem Mond —“

„Schon gut, Alter, ſchon gut! auf die Goldgülden und den Wein ſoll mir's nicht ankommen. Wer bisher Hauptmann war, ſoll es richtig bekommen; nur den Befehl müßt ihr abgeben. Habt ihr Pulver und Kugeln?“

„Das will ich meenen!“ ſagte der Magdeburger, „wir haben noch von Euer Durchlaucht eigenem Pulver und Blei, was wir in Tübingen mitgenommen. Wir haben Munition auf achtzig Schuß für den Mann.“

„Gut! Georg von Hewen und Philipp von Rechberg, ihr theilt euch in die Knechte, jeder nimmt ſechs Fähnlein. Ihr da, die ihr euch Hauptleute nennet, könnt bei den einzelnen Fähnlein bleiben und den beiden Herren an die Hand gehen. Ludwig von Gemmingen,

seyd so gut und nehmet den Oberbefehl über das Fußvolk. Jetzt geraden Weges auf Leonberg. Freu' dich, mein treuer Bannerträger," sagte Ulerich, als er sich aufs Pferd schwang, „so Gott will, ziehen wir morgen in Stuttgart ein."

Die Reiterschaar, den Herzog an der Spitze, zog fürder. Der lange Peter stand noch immer unverrückt auf dem Platz, den Hut mit der stolzen Hahnenfeder in der Hand und schaute den Reitern nach.

„Daz ist einmal ein Fürst!" sprach er zu den Hauptleuten, die neben ihm standen. „Waz der für eine gewaltige Stimme hat und wie er greulich mit den Augen funkelt, daz ez einem angst und bange wird. Hu, ich meinte, er woll' mich mit Haut und Haar verschlucken, alz er mich fragte: wer bist denn du?"

„Mir wor's g'rod, wie wenn einer siedend Wasser über mein' Leib schütten thät. In Wien ist doch auch 'n Kaiser, aber der thut nit so g'waltig wie der do!"

„Also Hauptleut' sind wer g'wesen," sprach der Hauptmann Muckerle, „die Herrlichkeit hat nit lang dauert."

„Narr! daz ist mir recht. Würde bringt Bürde, sagt ein Sprüchwort; die Andern haben oft nicht recht gehorcht, wenn wir befohlen haben, Diavolo, hat doch erst heute einer mich ausgelacht. Hat allez einen bessern Schick, wenn'z die Herren anführen; den Goldgülden und die vier Maaz haben wir ja doch, und daz bleibt die Hauptzache."

„Dat meen' ick ooch! und dat haben wer dem langen Peter tu verdanken. Er soll leben!"

„Dank' ſchön! Aber daz zag' ich, der Herr wird dem Bund aufzünden. Mordblei! wenn der erſt ein Schwert in die Hand nimmt, der jagt die Städtler allein auz dem Land! Und zeine Räthe und Canzlar und die Landſchaft! Habt ihr gehört, wie greulich er über die geflucht hat? ich möcht' in keinez Haut ſtecken."

Das Wirbeln der Trommeln unterbrach das Geſpräch dieſer tapferen Krieger; dieſe Töne erſchollen nicht mehr auf ihren Befehl, aber der lange Peter war in ſeinen vielen Feldzügen ſo ſehr an den Wechſel von Glück und Unglück, von Hoheit und Niedrigkeit gewöhnt worden, daß er über den Sturz ſeines Regiments nicht trauerte. Gelaſſen nahm er die Hahnenfeder von dem großen Hut, legte die rothe Schärpe und den langen Hieber, die Zeichen ſeiner Würde, ab und ergriff eine Hellebarde. „Gott ſtraf' mein' Zeel', ez iſt ſchwer für einen Kerl wie ich, zwölf Fähnlein zu regieren!" ſagte er, als er ſich wieder als guter Landsknecht in die Reihen ſeiner Kameraden ſtellte. „Aber bei Sanct Petruz, dem trefflichen Landsknecht — er muß jetzt auch Oberſt zeyn in den himmliſchen Heerſchaaren, Kyrie eleyzon! — der Menſch muß allez probiren auf Erden." Die Landsknechte ſchüttelten ihm die Hand und beſtätigten es; es that ſeinem tapfern Herzen wohl, zu hören, er habe ſein Commando trefflich verwaltet. Die drei Ritter, ihre Anführer, ſaßen auf und ſtellten ſich zu ihren Fähnlein, die Landsknechte richteten ſich in gewohnter Ordnung zum Marſch und Ludwig von Gemmingen ließ die Trommeln rühren zum Aufbruch.

VIII.

Erſtiegen iſt der Wall, wir ſind im Lager!
Jetzt werft die Hülle der verſchwiegnen Nacht
Von euch, die euren ſtillen Zug verhehlte,
Und macht dem Feinde eure Schreckensnähe
Durch lauten Schlachtruf kund.

Schiller.

Es war in der Nacht vor Maria Himmelfahrt, als Herzog Ulerich vor dem Rothenbühlthor in Stuttgart anlangte. Er hatte auf ſeinem Zuge ſchnell das Städtchen Leonberg erobert und war dann unaufhaltſam immer weiter gedrungen. Vieles Volk lief zu, denn wie ein Lauffeuer hatte ſich die Nachricht verbreitet, daß der Herzog wieder im Lande ſey. Jetzt erſt zeigte es ſich, wie wenig Freunde der Bund ſich erworben hatte; denn überall wurde die Freude laut, daß das gehäſſige Regiment des Bundes ein Ende habe, daß das angeſtammte Fürſtenhaus wieder in ſeine alten Rechte ſich einſetze.

Auch nach Stuttgart war bald dieſe Nachricht vorgedrungen und hatte die verſchiedenſten Empfindungen dort erregt. Der Adel, der ſich in der Stadt befand, wußte nicht, was er ſich vom Herzog zu verſehen hatte; die Uebergabe von Tübingen war noch in zu friſchem Gedächtniß, als daß er ganz unbeſorgt geweſen wäre. Aber die Erinnerung an den glänzenden Hof Ulerichs von Würtemberg, an die fröhlichen Tage, die ſie dort verlebt hatten, die Vergleichung dieſer Zeit mit dem freudenloſen Leben der Bundesräthe mochte ſie günſtig für den Herzog ſtimmen, wenn auch mancher Urſache hatte, ſeine Wiederkehr nicht gerade herbei zu wünſchen.

Die Bürgerſchaft konnte ihre Freude über dieſe Nachrichten kaum verbergen; ſie verließen ihre Häuſer, traten haufenweiſe auf den Straßen zuſammen und beſprachen ſich über Dinge, die ihrer warteten. Sie ſchimpften leiſe aber weidlich auf den Bund, ballten grimmig ihre Fäuſte in der Taſche, und waren überaus patriotiſch geſinnt. Sie erinnerten ſich der erlauchten Ahnen des vertriebenen Fürſten, es war ſein Name Würtemberg, den auch ſie trugen, ſie zählten ſo manchen wackeren Herrn aus der Familie auf, unter welchem ſie und ihre Väter glücklich gelebt, der Würtembergs Namen berühmt gemacht hatte. Auch der Gedanke that ihnen wohl, daß von ihrer Entſcheidung für den einen oder den andern Theil ſo viel abhänge, weil man im ganzen Lande auf die Stuttgarter ſehe. Sie waren zwar weit entfernt, gegen die bündiſche Beſatzung auf ihre eigene Fauſt einen Aufruhr zu unternehmen, aber ſie ſprachen zu einander: „Gevatter, wart' nur, bis es Nacht wird, da wollen wir den Reichsſtädtlern zeigen, wo ſie her ſind, wir Stuttgarter."

Dem bündiſchen Statthalter, Chriſtoph von Schwarzenberg, entging dieſe Bewegung unter den Bürgern nicht. Zu ſpät ſah er ein, wie thöricht man gethan habe, das Heer zu entlaſſen. Er wandte ſich an die Bundesſtände, die noch zu Nördlingen verſammelt waren, und begehrte Hülfe, aber er ſelbſt gab die Hoffnung auf, Stuttgart ſo lange halten zu können, bis ein neues Heer im Feld erſchienen ſey. Er traf zwar einige Anſtalten zur Gegenwehr, aber die Blitzesſchnelle, mit welcher der Herzog erſchien, vereitelte alle ſeine Bemühungen. Als er ſah,

daß er den Bürgern nicht trauen könne, daß ihm der Adel nicht beistehe, daß die Besatzung nicht einmal zur Sicherung der Thore hinreiche, entwich er bei Nacht und Nebel mit den Bundesräthen nach Eßlingen. Ihre Flucht war so eilig und geheim, daß sie sogar ihre Familien zurückließen und niemand in der Stadt ahnte, daß der Stadthalter und die Räthe nicht mehr in den Mauern seyen. Daher waren die Anhänger des Bundes noch immer getrosten Muthes, und glaubten nicht an die Gerüchte von der schnellen Annäherung des Herzogs.

Der Marktplatz war damals das Herz der Stadt Stuttgart; zwar hatten sich schon zwei große Vorstädte, die Sanct Leonhards- und die Turnieracker-Vorstadt, um sie gelagert, welche, mit Graben, Mauern und starken Thoren versehen, das Ansehen eigener Städte bekommen hatten; aber noch standen die Ringmauern und Thore der Altstadt, und ihre Bürger sahen nicht ohne Stolz herab auf die Vorstädtler. Der Marktplatz war es, wo nach alter Sitte bei jeder besondern Gelegenheit die Bürger sich versammelten; auch an dem wichtigen Abend vor Mariä Himmelfahrt strömten sie dorthin zusammen. Zur Zeit, wo der Bürger noch mit der Wehre an der Seite auftreten durfte, hatte sein öffentlich gesprochenes Wort auch mehr zu bedeuten, als in spätern Tagen, wo Dinte, Feder und Papier die Oberhand gewannen. Und wahrlich, die Bürger von Stuttgart waren bei Nacht und in Massen versammelt ganz andere Leute als Morgens. Mancher, der, hätte man ihn Vormittags um seine Meinung wegen des Herzogs gefragt, antwortete: „Was geht es mich an,

bin ein friedlicher Bürgersmann," erhob jetzt seine Stimme und schrie: „Wir wollen dem Herzog die Thore öffnen, fort mit den Bündischen! wer ist ein guter Würtemberger?"

Der Mond schien hell auf die versammelte Menge herab, die unruhig hin und her wogte. Ein verworrenes Gemurmel drang von ihr in die Lüfte; noch schienen sie unschlüssig, vielleicht weil keiner kühn genug war, sich an die Spitze zu stellen. Aus den hohen Giebelhäusern, die den Platz einschlossen, schauten viele hundert Köpfe auf den Markt hernieder; es waren die Weiber und Töchter der Versammelten, die ängstlich und gespannt auf das Gemurmel lauschten. Denn die Stuttgarter Mädchen waren damals ein neugieriges Völkchen und hielten es im Herzen aus Mitleiden mit dem Herzog.

Schon wurde das Murmeln der Menge immer lauter und verständlicher; der Ruf: „Wir wollen die Knechte vom Thor wegjagen und die Stadt dem Herzog aufthun!" immer deutlicher, da sah man einen langen hageren Mann auf eine Bank am Brunnen springen, wo er die ganze Menge überragte. Er focht mit ungeheuer langen Armen in der Luft umher, that einen weiten Mund auf und schrie mit heiserer Stimme um Gehör. Es wurde nach und nach stiller auf dem Platz, man vernahm einzelne Worte aus seiner Rede: „Was? die ehrsamen Bürger von Stuttgart wollen ihren Eid brechen? Habt ihr nicht dem Bunde geschworen? Wem wollet ihr die Thore öffnen? Dem Herzog? Er kommt mit ganz geringer Mannschaft, denn er hat ja kein Geld, um Leute zu bezahlen, und da müsset dann ihr wieder den

Beutel aufthun und blechen! Da wird's heißen, Stuttgart zahlt zehntauſend Gulden, weil es von uns abgefallen iſt. Hört ihr? zehntauſend Gulden ſollt ihr zahlen!"

„Wer iſt denn der lange Kerl?" fragten ſich die Männer. — „Er hat nicht unrecht — werden tüchtig zahlen müſſen. — Iſt er ein Bürger, der da oben? Wer ſeyd Ihr?" rief einer der Kühnſten, „woher wollt Ihr wiſſen, was wir zahlen müſſen?"

„Ich bin der berühmte Doctor Calmus," ſprach der Redner mit feierlicher Stimme, „und weiß das ganz genau. Und wen wollt ihr vertreiben? Den Kaiſer, das Reich, den Bund? ſo viele reiche Herren wollt ihr vor den Kopf ſtoßen? und warum? wegen dem Utz, der euch das Fell über die Ohren zieht; denkt nur an das geringere Gewicht, an die harten Jagdfrevel. Jetzt hat er gar kein Geld mehr; er iſt ein Lump, hat alles verſpielt in Mömpelgard — "

„Halt Er ſein Maul!" ſchrien die Bürger, „was geht das Ihn an? Er iſt kein hieſiger Burger; fort mit dem Kahlmäuſer — ſchlagt ihn todt — werft ihn als Fiſch in den Brunnen — der Herzog ſoll leben!"

Doctor Calmus erhob noch einmal ſeine Stimme, aber die Bürger überſchrien ihn.

In dieſem Augenblick kam ein neuer Trupp Bürger aus der obern Vorſtadt herabgerannt. „Der Herzog iſt vor dem Rothenbühlthor!" riefen ſie, „mit Reitern und Fußvolk. Wo iſt der Statthalter? wo ſind die Bundesräthe? Er will in die Stadt ſchießen, wenn man nicht aufmacht! — Fort mit den Bündiſchen! — wer iſt gut würtembergiſch?"

Der Tumult wuchs von Sekunde zu Sekunde. Die Bürger ſchienen noch unſchlüſſig, da beſtieg ein neuer Redner die Bank; es war ein feiner Herr, der durch ſein ſchmuckes Aeußere einen Augenblick den Bürgern imponirte: „Bedenket, ihr Männer,“ rief er mit feiner Stimme, „was wird der durchlauchtige Bundesrath dazu ſagen, wenn ihr — “

„Was ſcheeren wir uns um den Durchlauchtigen!“ überſchrie man ihn, „fort! reißt ihn herab mit dem roſenfarbenen Mäntelein und dem glatten Haar, das iſt ein Ulmer! fort mit ihm — auf ihn, er iſt von Ulm!“

Aber ehe ſie noch dieſen Entſchluß ausführten, trat ein kräftiger Mann hinauf, warf mit einem Schlag den Doktor rechts und den Ulmer mit dem roſenfarbenen Mäntelein links von der Bank, und winkte mit der Mütze in die Luft. „Still! das iſt der Hartmann,“ flüſterten die Bürger, „der verſteht's, hört, was er ſpricht!“

„Höret mich!“ ſprach dieſer, „der Statthalter und die Bundesräthe ſind nirgends zu finden, ſie ſind entflohen und haben uns im Stich gelaſſen, drum greifet dieſe beiden da, wir wollen ſie als Geißeln behalten. Und jetzt hinauf ans Rothebühlthor. Dort ſteht unſer rechter Herr! 's iſt beſſer, wir machen ſelbſt auf, als daß er mit Gewalt eindringt; wer ein guter Würtemberger iſt, folgt mir nach.“

Er ſtieg herab von der Bank, und jubelnd umgab ihn die Menge; die beiden Fürſprecher des Bundes wurden, ehe ſie ſich deſſen verſahen, gebunden und fortgeführt. Jetzt ergoß ſich der Strom der Bürger vom Marktplatz zum obern Thor, hinaus über den breiten

Graben der alten Stadt in die Turnieracker-Vorſtadt, am Bollwerk vorbei zum Rothenbühlthor. Die bündiſchen Knechte, die das Thor beſetzt hielten, wurden ſchnell übermannt, das Thor ging auf, die Zugbrücke fiel herab und legte ſich über den Stadtgraben. —

Dort hatten indeſſen die Anführer des Fußvolkes ihre beſten Truppen aufgeſtellt, denn man wußte nicht genau, wie die Bündiſchen ſich bei Annäherung des Herzogs benehmen werden. Ulerich ſelbſt hatte die Poſten viſitirt. Vergeblich ſuchte Georg von Sturmfeder ihn zu überzeugen, daß die Beſatzung von Stuttgart ſo ſchwach ſey, daß ſie ihnen nicht die Spitze bieten könne, vergeblich ſtellte er ihm vor, daß die Bürger ihn zurückſehnen und willig ihre Thore öffnen werden; der Herzog ſchaute finſter in die Nacht hinaus, preßte die Lippen zuſammen und knirſchte mit den Zähnen.

„Das verſtehſt du nicht,“ murmelte er dem Jüngling zu; „du kennſt die Menſchen nicht; ſie ſind alle falſch; traue niemand als dir ſelbſt. Sie drehen den Mantel nach jedem Wind! — Aber diesmal will ich ſie faſſen; meinſt du, ich habe mein Land umſonſt mit dem Rücken angeſehen?“

Georg konnte dieſe Stimmung des Herzogs nicht begreifen. Im Unglück war er feſt, ſogar mild und ſanft geweſen, hatte von manchem ſchönen Brauch geſprochen, den er einführen wolle, wenn er wieder ins Land komme, hatte ſelten Zorn über ſeine Feinde, beinahe nie Unmuth über die Unterthanen gezeigt, die von ihm abgefallen waren; aber ſey es, daß mit dem Anblick der vaterländiſchen Gegenden auch das Gefühl der Kränkung ſtärker

als zuvor in ihm erwachte; ſey es, daß es ihm unangenehm auffiel, daß der Adel und die Stände noch nichts hatten von ſich hören laſſen: er war, ſeit er die Grenzen Würtembergs überſchritten, nicht freudig, gehoben, erwartungsvoll, ſondern ein ſtolzer Trotz blitzte aus ſeinen Augen, ſeine Stirne war finſter und eine gewiſſe Strenge und Härte im Urtheil fiel ſeinen Umgebungen, beſonders Georg von Sturmfeder auf, der ſich in dieſe neue Seite von Ulerichs Charakter nicht gleich zu finden wußte.

Die Aufforderung an die Stadt mochte wohl ſchon ſeit einer halben Stunde ergangen ſeyn; bald war die Friſt abgelaufen, die er ihr gegeben hatte, und noch immer war keine Antwort da; man hörte nur ein ängſtliches Hin- und Herrennen in der Stadt, aus welchem man weder gute noch böſe Zeichen deuten konnte.

Der Herzog ritt zu den Landsknechten vor, die erwartungsvoll auf ihren Hellebarden und Donnerbüchſen lehnten. Die drei Ritter, welche ſie führten, ſtanden am Graben, und hielten durch ihre Anweſenheit die Knechte in Ruhe und Ordnung. Beim Schein des Mondes betrachtete Georg ängſtlich Ulerichs Züge. Die Ader auf ſeiner Stirne war aufgelaufen, eine tiefe Röthe lag auf ſeinen Wangen und ſeine Augen brannten in düſterer Gluth.

„Hewen, laßt Leitern anſchleppen!“ ſagte er mit dumpfer Stimme. „Der Donner und das Wetter! es iſt mein eigen Haus, vor dem ich ſtehe, und die Hunde wollen mich nicht einlaſſen. Ich laſſ' noch einmal blaſen, machen ſie dann nicht ſogleich auf, ſo ſchmeiß' ich Feuer in die Stadt, daß ihre Käfige zuſammenbrennen.“

„**Bassa manelka**, waz mich daz freut!“ ſagte der lange Peter, der in der erſten Rotte neben dem Herzog ſtand, leiſe zu ſeinen Kameraden. „Jetzt werden Leitern beigeſchleppt, wie die Katzen wir hinauf, mit den Hellebarden über die Mauer geſtochen, daß die Kerl herunter müſſen, mit den Büchſen drein gepfeffert, **Canto cacramento!**“

„Dat will ick meenen!“ flüſterte der Magdeburger, „und dann hinunter in die Stadt, angezündet an allen Ecken, geplündert, gebürſtet, da will ick man och bei ſin.“

„Um Gottes willen, Herr Herzog!“ rief Georg von Sturmfeder, welcher die Reden des Herzogs und die greuliche Freude der Landsknechte wohl vernommen hatte, „wartet nur noch ein kleines Viertelſtündchen; es iſt ja Eure eigene Reſidenzſtadt. Sie berathen ſich vielleicht noch.“

„Was haben ſie ſich lange zu berathen?“ entgegnete Ulerich unwillig, „ihr Herr iſt hier außen vor dem Thor und fordert Einlaß. Ich habe ſchon zu lange Geduld gehabt. Georg! breite mein Panier aus im Mondſchein, laß die Trompeter blaſen, fordre die Stadt zum letzten Mal auf! und wenn ich dreißig zähle nach deinem letzten Wort, und ſie haben noch nicht aufgemacht, beim heiligen Hubertus, ſo ſtürmen wir. Spute dich, Georg!“

„O Herr! bedenket eine Stadt, Eure beſte Stadt! wie lange habt Ihr in dieſen Mauern gelebt, wollt Ihr Euch ein ſolches Brandmal aufrichten? Gebt noch Friſt.“

„Ha!“ lachte der Herzog grimmig und ſchlug mit dem Stahlhandſchuh auf den Bruſtharniſch, daß es weithin tönte durch die Nacht; „ich ſehe, dich gelüſtet nicht

ſehr in Stuttgart einzuziehen und dein Weib zu verdienen. Aber bei meiner Ungnade, jetzt kein Wort mehr, Georg von Sturmfeder. Schnell ans Werk! Ich ſag', roll' mein Panier auf, blaſ't, Trompeter, blaſ't, ſchmettert ſie auf aus dem Schlaf, daß ſie merken, ein Würtemberger iſt vor dem Thor und will trotz Kaiſer und Reich in ſein Haus. Ich ſag', fordere ſie auf, Sturmfeder."

Georg folgte ſchweigend dem Befehl; er ritt bis dicht vor den Graben und rollte das Panier von Würtemberg auf. Die Strahlen des Mondes ſchienen es freundlich zu begrüßen, ſie beleuchteten es deutlich und zeigten ſeine Felder und Bilder. Auf eine große Fahne von rother Seide war Würtembergs Wappen eingewoben. Der Schild zeigte vier Felder. Im erſten waren die würtembergiſchen Hirſchhörner angebracht, im zweiten die Würfel von Teck, im dritten die Reichs-Sturmfahne, die dem Herzog als Reichs-Bannerträger zukam, und im vierten die Fiſche von Mömpelgard, der Helm aber trug die Krone und das Uracher Jägerhorn. Der junge Mann ſchwenkte das ſchwere Panier in der ſtarken Hand, drei Trompeter ritten neben ihm auf und ſchmetterten ihre wilden Fanfaren gegen die verſchloſſene Pforte.

Im Thore öffnete ſich ein Fenſter; man fragte nach dem Begehr. Georg von Sturmfeder erhob ſeine Stimme und rief: „Ulerich, von Gottes Gnaden Herzog zu Würtemberg und Teck, Graf zu Urach und Mömpelgard, fordert zum zweiten und letzten Mal ſeine Stadt Stuttgart auf, ihm willig und ſogleich die Thore zu öffnen. Widrigenfalls wird er die Mauer ſtürmen und die Stadt als feindlich anſehen."

Noch während Georg dieſes ausrief, hörte man das verworrene Geräuſch vieler Tritte und Stimmen in der Stadt, es kam näher und näher und wurde zum Tumult und Geſchrei.

„Gott ſtraf mein Zeel, zie machen einen Auzfall!“ ſagte der lange Peter, laut genug, um vom Herzog verſtanden zu werden.“

„Du könnteſt Recht haben,“ erwiederte dieſer, indem er ſich plötzlich zu dem erſchrockenen Landsknecht wandte. „Schließt dichter an, ſtreckt die Piken vor und haltet die Lunten bereit; wir wollen ſie empfangen nach Verdienſt.“

Die ganze Linie zog ſich vom Graben zurück, nur die drei erſten Fähnlein ſtellten ſich da, wo die Zugbrücke ſich ans Land legen mußte, auf. Ein Wall von Piken ſtarrte jedem Angriff entgegen und die Schützen hatten die Donnerbüchſen aufgelegt und hielten die Lunten über dem Zündloch; tiefe Stille der Erwartung war auf dieſer Seite, deſto brauſender drang der Lärm aus der Stadt herüber. Die Brücke fiel herab, aber keine Feinde waren es, die zu einem Ausfall herüberdrangen, ſondern drei alte graue Männer kamen aus dem Thor; ſie trugen das Wappen der Stadt und die Schlüſſel.

Als der Herzog dies ſah, ritt er etwas freundlicher hinzu. Georg folgte ihm. Zwei dieſer Männer ſchienen Rathsherren oder Bürgermeiſter zu ſeyn; ſie beugten das Knie vor dem Herrn und überreichten ihm die Zeichen ihrer Unterwerfung. Er gab ſie ſeinen Dienern und ſagte zu den Bürgern: „Ihr habt uns etwas lange warten laſſen vor der Thüre; wahrhaftig, wir wären bald

über die Mauer geſtiegen und hätten eigenhändig eure Stadt zu unſerem Empfang beleuchtet, daß euch der Rauch die Augen hätte beizen ſollen. Der Teufel! warum ließet ihr ſo lange warten?"

„O Herr!" ſagte einer der Bürger, „was die Burgerſchaft betrifft, die war gleich bereit, Euch aufzuthun; wir haben aber etliche vornehme Herren vom Bunde hier, die hielten lange und gefährliche Reden an das Volk, um es gegen Euch aufzuwiegeln. Das hat ſo lange verzögert."

„Ha! wer ſind dieſe Herren? Ich hoffe nicht, daß ihr ſie habt entkommen laſſen! mich gelüſtet, ein Wort mit ihnen zu ſprechen."

„Bewahre, Euer Durchlaucht! wir wiſſen, was wir unſerm Herrn ſchuldig ſind. Wir haben ſie ſogleich gefangen und gebunden. Befehlt Ihr, daß wir ſie bringen?"

„Morgen früh ins Schloß! will ſie ſelbſt verhören; ſchicket auch den Scharfrichter, werde ſie vielleicht köpfen laſſen."

„Schnelle Juſtiz, aber ganz nach Verdienſt!" ſprach hinter den beiden Bürgern eine heiſere, krächzende Stimme.

„Wer ſpricht da mir ins Wort?" fragte der Herzog und ſchaute ſich um: zwiſchen den beiden Bürgern heraus trat eine ſonderbare Geſtalt. Es war ein kleiner Mann, der den Höcker, womit ihn die Natur geziert hatte, unter einem ſchwarzen ſeidenen Mantel ſchlecht verbarg; ein kleines ſpitziges Hütlein ſaß auf ſeinen grauen ſchlichten Haaren, tückiſche Aeuglein funkelten unter buſchigen grauen Augenbrauen und der dünne Bart, der ihm

unter der hervorſpringenden Adlernaſe hing, gab ihm das Anſehen eines ſehr großen Katers. Eine widerliche Freundlichkeit lag auf ſeinen eingeſchrumpften Zügen, als er vor dem Herzog das Haupt zum Gruß entblößte, und Georg von Sturmfeder faßte einen unerklärlichen Abſcheu und ein ſonderbares Grauen vor dieſem Mann gleich beim erſten Anblick.

Der Herzog ſah den kleinen Mann an und rief freudig: „Ha! Ambroſius Volland, Unſer Canzlar! biſt du auch noch am Leben? Hätteſt zwar früher ſchon kommen können, denn du wußteſt, daß Wir wieder ins Land dringen — aber ſey Uns deswegen dennoch willkommen.“

„Allerdurchlauchtigſter Herr!“ antwortete der Kanzler Ambroſius Volland, „bin wieder ſo hart vom Zipperlein befallen worden, daß ich beinahe nicht aus meiner Behauſung kommen konnte; verzeihen daher, Euer —“

„Schon gut, ſchon gut!“ rief der Herzog lachend, „will dich ſchon kuriren vom Zipperlein. Komm morgen früh ins Schloß; jetzt aber gelüſtet uns, Stuttgart wieder zu ſehen. Heran, mein treuer Bannerträger!“ wandte er ſich mit huldreicher Miene zu Georg; „du haſt treulich Wort gehalten bis an die Thore von Stuttgart; ich wills vergelten. Bei Sanct Hubertus, jetzt iſt die Braut dein nach Recht und Billigkeit. Trag' mir meine Fahne vor, wir wollen ſie aufpflanzen auf meinem Schloß und jenes bündiſche Banner in den Staub treten! Gemmingen und Hewen, ihr ſeyd heute Nacht noch meine Gäſte; wir wollen ſehen, ob uns die Herren vom Schwabenbund noch ein Reſtchen Wein übrig gelaſſen haben!“

So ritt Herzog Ulerich, umgeben von den Rittern, die ſeinem Zuge gefolgt waren, wieder in die Thore ſeiner Reſidenz. Die Bürger ſchrien Vivat und die ſchönen Mädchen verneigten ſich freundlich an den Fenſtern zum großen Aergerniß ihrer Mütter und Liebhaber, denn Alle dachten, dieſe Grüße gelten dem ſchönen jungen Ritter, der des Herzogs Banner trug und, beleuchtet vom Fackelſchein, wie Sanct Georg, der Lindwurmtödter, ausſah.

IX.

O Burg, von Geiſtern tapf'rer Ahnen,
Die thatenfreudig hier gelebt,
Und wack'rer Fürſten Ruhm umſchwebt,
O, deren Bild mit frommem Mahnen
Sich in des Nahen Bilder webt.

Ph. Conz.

Das alte Schloß zu Stuttgart hatte damals, als es Georg von Sturmfeder am Morgen nach des Herzogs Einzug beſchaute, nicht ganz die Geſtalt, wie es noch in unſern Tagen zu ſehen iſt, denn dieſes Gebäude wurde erſt von Ulerichs Sohn, Herzog Chriſtoph, aufgeführt. Das Schloß der alten Herzoge von Würtemberg ſtand übrigens an derſelben Stelle, und war in Plan und Ausführung nicht ſehr verſchieden von Chriſtophs Werk, nur daß es zum größten Theil aus Holz gebaut war. Es war umgeben von breiten und tiefen Gräben, über welche eine Brücke in die Stadt führte. Ein großer ſchöner Vorplatz diente in früheren Zeiten dem fröhlichen Hofe Ulerichs zum Tummelplatz für ritterliche Spiele, und mancher Reiter wurde von des Herzogs eigener

gewaltiger Hand in den Sand geworfen. Die Zeichen dieſes ritterlichen Sinnes ſprachen ſich auch in andern Theilen des Gebäudes aus. Die Halle im untern Theile des Schloſſes war hoch und gewölbt wie eine Kirche, daß die Ritter in dieſer „Tyrnitz“ bei Regentagen fechten und Speere werfen, und ſogar die ungeheuren Lanzen ungehindert darin handhaben konnten. Von der Größe dieſer fürſtlichen Halle zeugt die Ausſage der Chroniſten, daß man bei feierlichen Gelegenheiten dort oft zwei- bis dreihundert Tiſche gedeckt habe. Von da führte eine ſteinerne Treppe aufwärts, ſo breit, daß zwei Reiter neben einander hinaufreiten konnten. Dieſer großartigen Einrichtung des Schloſſes entſprach die Pracht der Zimmer, der Glanz des Ritterſaales und die reichen breiten Gallerien, die zum Tanz und Spiel eingerichtet waren.

Georg maß mit ſtaunendem Auge dieſe verſchwenderiſche Pracht der Hofburg. Er verglich den kleinen Sitz ſeiner Ahnen mit dieſen Hallen, dieſen Höfen, dieſen Sälen, wie klein und gering kam er ihm vor! Er erinnerte ſich der Sage von der glänzenden Hofhaltung Ulerichs, von ſeiner prachtvollen Hochzeit, wo er in dieſem Schloß ſiebentauſend Gäſte aus allen Theilen des deutſchen Reiches ſpeiſte und tränkte, wo in dem hohen Gewölbe der Tyrnitz und in dem weiten Schloßhofe einen ganzen Monat lang Ritterſpiel und Gelage gehalten wurden, und wenn der Abend einbrach, hundert Grafen, Ritter und Edelleute mit Hunderten der ſchönſten Damen in jenen Sälen und Gallerien tanzten. Er blickte hinab in den herrlichen Schloßgarten, das Paradies

genannt. Seine Phantaſie bevölkerte dieſe Luſtgehege und Gänge mit jenem fröhlichen Gewimmel des fröhlichen Hofes, mit den Heldengeſtalten der Ritter, mit den feſtlich geputzten Fräulein, mit allem Jubel und Sang, der einſt hier erſcholl. Aber wie öde und leer däuchten ihm dieſe Mauern und Gärten, wenn er die Gegenwart mit den Bildern ſeiner Phantaſie verglich. Die Gäſte der Hochzeit, der glänzende luſtige Hof iſt verſchwunden, ſprach er zu ſich, die fürſtliche Gemahlin iſt entflohen, der glänzende Frauenkreis, der ſie einſt umgab, hat ſich zerſtreut, die Ritter und Grafen, die einſt hier ſchmausten und ein reiches Leben voll Spiel und Tanz verlebten, ſind von dem Fürſten abgefallen, die zarten Sproſſen ſeiner Ehe ſind in fernen Landen — er ſelbſt ſitzt einſam in dieſer herrlichen Burg, brütet Rache an ſeinen Feinden und weiß nicht, wie lange er nur in dem Hauſe ſeiner Väter bleiben wird; ob nicht aufs neue ſeine Feinde noch mächtiger heranziehen, ob er nicht noch unglücklicher wird, als je zuvor.

Vergebens ſtrebte der Jüngling, dieſe trüben Gedanken, welche der Widerſpruch der Pracht ſeiner Umgebungen mit dem Unglück des Herzogs in ihm erweckt hatte, zu unterdrücken. Vergebens rief er das Bild jenes holden Weſens herauf, das er jetzt bald auf ewig ſein nennen durfte, vergebens malte er ſich ſein häusliches Glück an ihrer Seite mit den lockendſten reizendſten Farben aus, jene trüben Bilder kehrten immer wieder. Sey es, daß jener Mann durch die Erhabenheit, die er im Unglück gezeigt hatte, einen ſo großen Raum in der Bruſt des Jünglings gewonnen hatte, ſey

es, daß ihn die Natur in einzelnen Augenblicken mit einem unwillkürlichen Gefühl der Ahnung begabte, er blieb ſinnend und ernſt, und es war ihm, als ſey der Herzog nichts weniger als glücklich, als müſſe er ihn vor irgend einem drohenden Unglück warnen.

„So überaus ernſt, junger Herr?“ fragte eine heiſere Stimme hinter ihm und weckte ihn aus ſeinen Gedanken. „Ich dächte doch, Georg von Sturmfeder hätte alle Urſache, heiter und guter Dinge zu ſeyn!“

Der junge Mann wandte ſich verwundert um, und ſchaute herab — auf den Kanzler Ambroſius Volland. War ihm dieſer Mann ſchon geſtern durch ſeine widrige Freundlichkeit, durch ſein katerhaftes ſchleichendes Weſen unangenehm aufgefallen, ſo war dies heute noch mehr der Fall, da der Kanzler durch überladenen Putz ſeine Mißgeſtalt noch mehr herausgehoben hatte. Sein dunkelgelbes verwittertes Antlitz, mit dem ewigen ſtehenden Lächeln, die grünen Aeuglein unter den langen grauen Wimpern, die rothen entzündeten Ränder der Augenlieder, der dünne Katzenbart ſtachen grell ab gegen ein rothes Barrett von Sammt und gegen einen Mantel von hellgelber Seide, der über den Höcker des kleinen Mannes hinabfloß. Unter dieſem trug er einen grasgrünen Anzug, roſenroth ausgeſchlitzt und roſenrothe Kniebänder mit ungeheuren Maſchen. Sein Kopf ſtack in den Schultern und das rothe Barrett ſtieß hinten ſogleich auf den Höcker auf. Der Scharfrichter von Stuttgart pflegte daher zu ſagen, unter allen Menſchen, die er kenne, ſey niemand ſchwerer zu köpfen, als der Kanzler Ambroſius Volland.

Dieſer Mann war es, der an Georg von Sturmfeder mit ſüßem Lächeln hinauf ſah, und da ihn dieſer noch immer anſtarrte, zu ſprechen fortfuhr: „Ihr kennet mich vielleicht nicht, werthgeſchätzter junger Freund, ich bin aber Ambroſius Volland, Seiner Durchlaucht Kanzler. Ich komme, um Euch einen guten Morgen zu wünſchen.“

„Ich danke Euch, Herr Kanzler! viele Ehre für mich, wenn Ihr Euch deßwegen her bemühtet.“

„Ehre, wem Ehre gebühret! Ihr ſeyd ja der Ausbund und die Krone unſerer jungen Ritterſchaft! Ja, wer meinem Herrn ſo treu beigeſtanden iſt in aller Noth und Fährlichkeit, der hat Anſpruch auf meinen innigſten Dank und meine abſonderliche Verehrung.“

„Ihr hättet das wohlfeiler haben können, wenn Ihr mitgezogen wäret nach Mömpelgard,“ erwiederte Georg, den die Lobſprüche dieſes Mannes beleidigten. „Treue muß man nie loben, eher Untreue ſchelten.“

Einen Augenblick blitzte ein Strahl des Zornes aus den grünen Augen des Kanzlers, aber er faßte ſich ſchnell wieder zur alten Freundlichkeit. „Ja wohl, das mein' ich auch. Was mich betrifft, ſo lag ich am Zipperlein hart darnieder, und konnte alſo nicht wohl nach Mömpelgard reiſen; werde aber jetzt mit meinem kleinen Licht, das mir der Himmel verliehen, dem Herrn deſto thätlicher zur Hand gehen.„

Er hielt einen Augenblick inne und ſchien Antwort zu erwarten; aber der Jüngling ſchwieg, und maß ihn nur hin und wieder mit einem Blick, den er nicht recht ertragen konnte. „Nun, Euch wird die Freude erſt recht

angehen. Der Herzog hält erſtaunlich viel auf Euch! Natürlich, Ihr verdient es auch im höchſten Grade, und der Herzog hat ſeinen Liebling gut gewählt. Wollet doch erlauben, daß Ambroſius Volland Euch auch eine kleine Erkenntlichkeit zeige. Seyd Ihr Freund von ſchönen Waffen? Kommet in meine Behauſung auf den Markt, wählet Euch aus meiner Armatur, was Euch beliebt. Vielleicht dienen Euch ſchöne Bücher? habe einen ganzen Kaſten voll; wählet Euch aus, was Ihr wollet, wie es unter Freunden gebräuchlich. Eſſet auch zuweilen bei mir zu Mittag, meine Baſe, ein feines Kind von ſiebzehn Jahren, hält mir Haus; ſehet ihr nur, hi hi hi — ſehet ihr nur nicht zu tief in die Augen."

„Seyd ohne Sorgen, bin ſchon verſehen."

„So? ei das iſt recht chriſtlich gedacht; das muß ich loben; man trifft ſolchen wackern Sinn nicht immer unter unſerer heutigen Jugend. Ich ſagte es ja gleich, der Sturmfeder das iſt ein Ausbund von Tugenden. Nun, was ich noch ſagen wollte, wir ſind bis jetzt ſo mit einander die einzigen von des Herzogs Hofſtaat, ſtehen wir zuſammen, ſo werden nur Leute aufgenommen, die wir wollen. Verſtehet mich ſchon, hi hi, eine Hand wäſcht die andere. Darüber läßt ſich noch ſprechen; Ihr beehret mich doch zuweilen mit einem Beſuche?"

„Wenn es meine Zeit erlauben wird, Herr Kanzler."

„Würde mich gerne noch länger bei Euch aufhalten, denn in Eurer Gegenwart iſt mir ganz wohl ums Herz; muß aber jetzt zum Herrn. Er will heute früh Gericht halten über die zwei Gefangenen, die geſtern Nacht das

Volk aufwiegeln wollten. Wird was geben, der Beltle iſt ſchon beſtellt.“

„Der Beltle?“ fragte Georg, „wer iſt er?“

„Das iſt der Scharfrichter, werthgeſchätzter junger Freund.“

„Ich bitte Euch! der Herzog wird doch nicht den erſten Tag ſeiner neuen Regierung mit Blut beflecken wollen!“

Der Kanzler lächelte greulich und antwortete: „Was das wieder Eurem fürtrefflichen Herzen Ehre macht; aber zum Blutrichter taugt Ihr nicht. Man muß ein Exempel ſtatuiren. Der Eine,“ fuhr er mit zarter Stimme fort, „der Eine wird geköpft, weil er von Adel iſt, der Andere wird gehängt. Behüt Euch Gott, Lieber!“

So ſprach der Kanzler Ambroſius Volland und ging mit leiſen Schritten die Gallerie entlang, den Gemächern des Herzogs zu. Georg ſah ihm mit düſteren Blicken nach. Er hatte gehört, daß dieſer Mann früher durch ſeine Klugheit, vielleicht auch durch unerlaubte Künſte großen Einfluß auf Ulerich gewonnen hatte; er hatte den Herzog ſelbſt oft mit großer Achtung von der Staatsklugheit dieſes Mannes ſprechen hören; aber er wußte nicht warum, er fürchtete für den Herzog, wenn er ſich dem Kanzler vertraue, er glaubte Tücke und Falſchheit in ſeinen Augen geleſen zu haben.

Er ſah gerade den Höcker und den wehenden gelben Mantel um die Ecke ſchweben, als eine Stimme neben ihm flüſterte: „Trauet dem Gelben nicht!“ Es war der Pfeifer von Hardt, der ſich unbemerkt an ſeine Seite geſtellt hatte.

„Wie? biſt du es Hans?“ rief Georg und bot ihm freundlich die Hand: „Kommſt du ins Schloß, uns zu beſuchen? Das iſt ſchön von dir, biſt mir wahrhaftig lieber als der mit dem Höcker; aber was wollteſt du mit dem Gelben, dem ich nicht trauen ſolle?“

„Das iſt eben der mit dem Höcker, der Kanzler, der iſt ein falſcher Mann; ich habe auch den Herzog verwarnt, er ſoll nicht alles thun, was er ihm räth, aber er wurde zornig, und — es mag wahr ſeyn, was er ſagte.“

„Was ſagte er denn? haſt du ihn heute ſchon geſprochen?“

„Ich kam, um mich zu verabſchieden, denn ich gehe wieder heim nach Hardt, zu Weib und Kind; der Herr war erſt gerührt und erinnerte ſich an die Tage ſeiner Flucht, und ſagte, ich ſolle mir eine Gnade ausbitten. Ich aber habe keine verdient, denn was ich gethan, iſt eine alte Schuld, die ich abgetragen. Da ſagte ich, weil ich nichts anders wußte, er ſoll mich meinen Fuchs frei ſchießen laſſen, und es nicht ſtrafen als Jagdfrevel. Deß lachte er und ſprach: das könne ich thun, das ſey aber keine Gnade; ich ſolle weiter bitten. Da faßte ich ein Herz und antwortete: Nun, ſo bitt' ich, Ihr möget dem ſchlauen Kanzler nicht allzuviel trauen und folgen; denn ich meine, wenn ich ihn ſehe, er meint es falſch.“

„So geht es mir gerade auch!“ rief Georg, „es iſt, als wolle er mir die Seele ausſpioniren mit den grünen Augen, und ich wette, er meint es falſch; aber was gab dir der Herzog zur Antwort?“

„Das verſtehſt du nicht, ſagte er, und wurde böſe; „in Klüften und Höhlen magſt du wohl bewandert ſeyn,

aber im Regiment kennt der Kanzler die Schliche beſſer als du. Kann ſeyn, ich habe Unrecht, und es ſoll mir lieb ſeyn um den Herzog. Nun lebet wohl, Junker, Gott ſey mit Euch! Amen."

„Und wollteſt du alſo gehen? wollteſt nicht noch zu meiner Hochzeit bleiben? Ich erwarte den Vater und das Fräulein heute. Bleibe noch ein paar Tage; du warſt ſo oft der Liebesbote und darfſt uns nicht fehlen!"

„Was ſoll ſo ein geringer Mann, wie ich, bei der Hochzeit eines Ritters? Zwar könnte ich mich hinauf ſetzen zu den Spielleuten, und auch eins aufſpielen zum Ehrentanz, aber das thun andere ſo gut als ich, und mein Haus verlangt nach mir."

„Nun, ſo lebe wohl! grüße mir dein Weib und Bärbele, dein ſchmuckes Töchterlein, und beſuche uns fleißig auf Lichtenſtein; Gott ſey mit dir!"

Dem Jüngling hing eine Thräne im Auge, als er dem Bauer die Hand zum Abſchied bot, denn er hatte in ihm einen kräftigen biedern Mann, einen treuen Diener ſeines Fürſten, einen muthigen Genoſſen in Gefahren und einen heitern Geſellen im Unglück erkannt. Wohl ſchwebte ihm noch manche Frage über das geheimnißvolle Walten dieſes Mannes, über ſeine wunderbare Anhänglichkeit an den Herzog auf den Lippen, aber er unterdrückte ſie, überwältigt von jener unerklärlichen Macht, von jener natürlichen Größe und Würde, welche den Pfeifer von Hardt auch im unſcheinbaren Gewand des Bauern umgab.

„Noch eins!" rief Hans, als er eben nach dem letzten Händedruck des Junkers ſcheiden wollte, „wiſſet Ihr

auch, daß Euer ehemaliger Gastfreund und zukünftiger Vetter, Herr von Kraft, hier ist?"

„Der Rathsschreiber? wie sollt' der hieher kommen? Er ist ja bündisch!"

„Er ist hier und nicht gerade im anmuthigsten Closet, denn er sitzt gefangen. Gestern Abend, als das Volk zusammenlief wegen des Herzogs, soll er für den Bund öffentlich gesprochen haben."

„Gott im Himmel! das war Dieterich Kraft, der Rathsschreiber? Da muß ich schnell zum Herzog, er richtet schon über ihn, und der Kanzler will ihn köpfen lassen. Gehab dich wohl!"

Mit diesen Worten eilte der Jüngling den Corridor entlang zu den Gemächern des Herzogs. Er war in Mömpelgard zu allen Tageszeiten zum Herzog gegangen, daher machten ihm auch jetzt die Thürhüter ehrerbietig Platz; er trat hastig in das Gemach; der Herzog sah ihn verwundert und etwas unwillig an, der Kanzler aber hatte das ewige süße Lächeln wie eine Larve vorgehängt.

„Guten Morgen, Sturmfeder!" rief der Herzog, der in einem grünen goldgestickten Kleide, den grünen Jagdhut auf dem Kopf, am Tisch saß; „hast du gut geschlafen in meinem Schlosse? Was führt dich schon so früh zu uns? wir sind beschäftigt."

Die Augen des jungen Mannes hatten indessen unruhig im Zimmer umher gestreift und den Schreiber des Ulmer Raths in einer Ecke gefunden. Er war blaß wie der Tod, sein sonst so zierliches Haar hing in Verwirrung herab und ein rosenfarbenes Mäntelein, das er über ein schwarzes Kleid trug, war in Fetzen zerrissen.

Er warf einen rührenden Blick auf den Junker Georg und ſah dann auf zum Himmel, als wollte er ſagen: „mit mir iſts aus!“ Neben ihm ſtanden noch einige Männer, und auch ein langer hagerer Mann, den er ſchon geſehen zu haben ſich erinnerte. Die Gefangenen wurden von Peter, dem tapfern Magdeburger und dem Staberl aus Wien bewacht. Sie ſtanden mit ausgeſpreizten Beinen, die Hellebarden auf den Boden geſtemmt, kerzengerade auf ihrem Poſten.

„Ich ſag', wir haben zu thun,“ fuhr der Herzog fort; „was ſchauſt du nur immer nach dem roſenfarbenen Menſchenkind? das iſt ein verſtockter Sünder; das Schwert wird ſchon für ihn gewetzt.“

„Euer Durchlaucht erlauben mir nur ein Wort,“ entgegnete Georg. „Ich kenne jenen Mann, und wollte mich mit Hab und Gut für ihn verbürgen, daß er ein friedlicher Mann iſt, und gewiß kein Verbrecher, der den Tod verdiente.“

„Bei Sanct Hubertus, das iſt kühn! Die Natur hat ſich geändert. Mein Kanzler, der treffliche Juriſt, hat ſich aufgeputzt wie ein junger Krieger, und mein junger Krieger dort will den Advokaten machen. Was ſagt Ihr dazu, Ambroſius Volland?“

„Hi, hi! ich habe Euer Durchlaucht durch meine Perſon Spaß machen wollen; weiß aus früherer Zeit, daß Ihr einen kleinen Scherz liebet; nun, der liebe gute Sturmfeder will die Luſtbarkeit vermehren und den Juriſten ſpielen. Hi hi hi! wird ihm aber nichts helfen, dem Roſenfarbenen. Majeſtätsverbrechen! wird halt doch geköpft, der im Mäntelein!“

„Herr Kanzler,“ rief der Jüngling, vor Unmuth glühend, „der Herr Herzog wird mir bezeugen können, daß ich mich nie zum Schalksnarren hergegeben habe. Dieſe Rolle mache ich andern nicht ſtreitig. Und mit Menſchenleben ſpiele und ſcherze ich nie! Es iſt mein wahrer Ernſt; ich verbürge mich mit meinem Leben für gegenwärtigen Edlen von Kraft, Rathsſchreiber in Ulm. Ich hoffe, meine Bürgſchaft kann angenommen werden.“

„Wie?“ ſagte Ulerich, „das iſt wohl der zierliche Herr, dein Gaſtfreund, von dem du mir ſo oft erzählteſt? Thut mir leid um ihn, aber er wurde in einem Aufruhr unter ſehr gefährlichen Umſtänden gefangen.“

„Freilich!“ krächzte Ambroſius, „ein **crimen laesae majestatis**!“

„Erlaubet, Herr! ich habe die Rechte lange genug ſtudirt, um zu wiſſen, daß hier durchaus nicht von einem ſolchen Verbrechen die Rede ſeyn kann. Geſtern Nacht waren die Bundesräthe und der Statthalter noch hier; folglich war Stuttgart noch in Gewalt des Bundes, und der Rathsſchreiber, der durchaus kein Unterthan Seiner Durchlaucht iſt, hat nicht anders gehandelt, als jeder bündiſche Soldat, der auf Befehl ſeines Oberen gegen uns zu Felde zog.“

„Ei, die Jugend, die Jugend! wie Ihr alles überhaſpelt, mein junger ſehr werthgeſchätzter Freund! Seht, ſobald der Herzog die Stadt aufgefordert und alſo den **Animum possidendi** hatte, war auch alles, was innerhalb der Mauern ſich befand, *ſein*. Folglich, wer eine Verſchwörung gegen ihn anzettelte, iſt

ein Majeſtätsverbrecher. Beſagter Herr von Kraft aber hat ſchrecklich gefährliche Reden an das Volk gehalten."

„Nicht möglich! es wäre ganz gegen ſeine Art und Weiſe! Herr Herzog, das kann nicht ſeyn!"

„Georg!" ſagte dieſer ernſt, „Wir haben lange Geduld gehabt, dich anzuhören. Es hilft deinem Freunde doch nichts. Hier liegt das Protokoll; der Kanzler hat, ehe ich kam, ein Zeugenverhör angeſtellt, worin alles ſonnenklar bewieſen iſt. Wir müſſen ein Exempel ſtatuiren. Wir müſſen unſere Feinde recht ins Herz hinein verwunden, der Kanzler hat ganz recht; darum kann ich keine Gnade geben."

„So erlaubt mir nur noch eine Frage an ihn und die Zeugen, nur ein paar Worte."

„Iſt gegen alle Form Rechtens," fiel der Kanzler ein; „ich muß dagegen proteſtiren, Lieber! es iſt ein Eingriff in mein Amt."

„Laß ihn, Ambroſius! mag er meinetwegen noch ein paar Fragen an den armen Sünder thun, er iſt doch verloren."

„Dietrich von Kraft," fragte Georg, „wie kommt Ihr hieher?"

Der arme Rathsſchreiber, den der Tod ſchon an der Kehle gefaßt hatte, verdrehte die Augen und ſeine Zähne ſchlugen an einander; endlich konnte er einige Worte herausſtoßen: „Bin hieher geſchickt worden vom Rath, wurde Schreiber beim Statthalter —"

„Wie kamet Ihr geſtern Nacht zu den Bürgern von Stuttgart?"

„Der Statthalter befahl mir Abends, wenn etwa die Bürger ſich aufrühreriſch zeigten, ſie anzureden und zu ihrer Pflicht und Eid zu verweiſen.“

„Ihr ſehet, er kam alſo auf höheren Befehl dorthin. — Wer nahm Euch gefangen?“ fuhr Georg zu fragen fort.

„Der Mann, der neben Euch ſteht.“

„Ihr habt dieſen Herrn gefangen? alſo müßt Ihr auch gehört haben, was er ſprach? was ſagte er denn?“

„Ja, was wird er geſagt haben?“ antwortete der Bürger; „er hat keine ſechs Worte geſprochen, ſo warf ihn der Bürgermeiſter Hartmann von der Bank herunter; ich weiß noch, er hat geſagt: Aber bedenket, was wird der durchlauchtigſte Bundesrath dazu ſagen! Das war alles, da nahm ihn der Hartmann beim Kragen und warf ihn herunter. Aber dort, der Doktor Calmus, der hielt eine längere Rede.“

„Der Herzog lachte, daß das Gemach dröhnte, und ſah bald Georg, bald den Kanzler an, der ganz bleich und verſtört ſich bemühte, ſein Lächeln beizubehalten. „Das war alſo die gefährliche Rede, das Majeſtätsverbrechen? Was wird der Bundesrath dazu ſagen! Armer Kraft! wegen dieſes kraftvollen Sprüchleins verfielſt du beinahe dem Scharfrichter. Nun, das haben ſelbſt unſere Freunde oft geſagt: Was werden die Herren ſagen, wenn ſie hören, der Herzog iſt im Land? Deßwegen ſoll er nicht beſtraft werden. Was ſagſt du dazu, Sturmfeder?

„Ich weiß nicht, was Ihr für Gründe habt, Herr Kanzler,“ ſagte der Jüngling, indem ſein Auge noch

immer von Unmuth glühte, „die Sachen ſo auf die Spitze zu ſtellen und dem Herrn Herzog zu Maßregeln zu rathen, die ihn überall — ja ich ſage es, die ihn überall als einen Tyrannen ausſchreien müſſen. Wenn es nur Dienſteifer iſt, ſo habt ihr diesmal ſchlecht gedient.“

Der Kanzler ſchwieg und warf nur einen grimmigen ſtechenden Blick aus den grünen Aeuglein auf den jungen Mann. Der Herzog aber ſtand auf und ſprach: „Laß mir mein Kanzlerlein gehen, diesmal freilich war er zu ſtrenge. Da — nimm deinen roſenrothen Freund mit dir; gib ihm zu trinken auf die Todesangſt, und dann mag er laufen, wohin er will. Und du, Hund von einem Doktor, der du zu ſchlecht zu einem Hundedoktor biſt, für dich iſt ein würtembergiſcher Galgen noch zu gut. Gehängt wirſt du doch noch einmal, ich will mir die Mühe nicht geben. Langer Peter, nimm dieſen Burſchen, binde ihn rückwärts auf einen Eſel und führe ihn durch die Stadt; und dann ſoll man ihn nach Eßlingen führen — zu den hochweiſen Räthen, wo er und ſein Thier hingehören. Fort mit ihm!“

Die Züge des Doktor Kahlmäuſer, in welchem ſchon der Tod geſeſſen war, heiterten ſich auf; er holte freier Athem und verbeugte ſich tief. Peter, Staberl und der Magdeburger fielen mit grimmiger Freude über ihn her, luden ihn auf ihre breite Schultern und trugen ihn weg.

Der Rathsſchreiber von Ulm vergoß Thränen der Rührung und Freude; er wollte dem Herzog den Mantel küſſen, doch dieſer wandte ſich ab und winkte Georg, den Gerührten zu entfernen.

X.

O thu es nicht! Thu's nicht!
Sieh, deine reinen edlen Züge wissen
Noch nichts von dieser unglückselgen That;
Blos deine Einbildung befleckte sie,
Die Unschuld will sich nicht vertreiben lassen
Aus deiner hoheitblickenden Gestalt.

Schiller.

Der Schreiber des großen Rathes schien noch nicht Fassung genug erlangt zu haben, um auf dem Wege durch die Gänge und Gallerien des Schlosses die vielen Fragen seines Erretters zu beantworten. Er zitterte noch an allen Gliedern, seine Knie wankten, und oft drehte er sich um und schaute mit verwirrten Blicken hinter sich, als fürchte er, den Herzog möchte seine Gnade gereuen, und der greuliche Kanzler im gelben Mantel möchte ihm nachschleichen und ihn plötzlich am Genick packen. Auf Georgs Zimmer angekommen, sank er erschöpft auf einen Stuhl, und es verging noch eine gute Weile, ehe er geordnet zu denken und zu antworten vermochte.

„Eure Politica, Vetter, hat Euch einen schlimmen Streich gespielt," sagte Georg; „was fällt Euch aber auch ein, in Stuttgart als Volksredner auftreten zu wollen? Wie konntet Ihr überhaupt nur Eure bequeme Haushaltung, die sorgsame Pflege der Amme und die Nähe der holden Bertha fliehen, um hier dem Statthalter zu dienen?"

„Ach! sie ist es ja gerade, die mich in den Tod geschickt hat; Bertha ist an allem schuld. Ach, daß ich

nie mein Ulm verlaſſen hätte! Mit dem erſten Schritte über unſere Markung fing mein Jammer an.“

„Bertha hat Euch fortgeſchickt?“ fragte Georg, „wie, ſeyd Ihr nicht zum Ziele Eurer Bemühungen gelangt? Sie hat Euch abgewieſen und aus Verzweiflung ſeyd Ihr — “

„Gott behüte! Bertha iſt ſo gut als meine Braut. Ach, das iſt gerade der Jammer! Wie Ihr von Ulm abgezogen waret, bekam ich Händel mit Frau Sabina, der Amme; da entſchloß ich mich und hielt bei meinem Oheim um das Bäschen an. Nun habt Ihr aber dem Mädchen durch Euer kriegeriſches Weſen gänzlich den Kopf verrückt. Sie wollte, ich ſolle vorher zu Feld ziehen und ein Mann werden wie Ihr. — Dann wolle ſie mich heirathen. Ach, du gerechter Gott!“

„Und da ſeyd Ihr förmlich zu Feld gezogen gegen Würtemberg? Welche kühne Gedanken das Mädchen hat!“

„Bin zu Feld gezogen; die Strapatzen vergeſſe ich in meinem Leben nicht! Mein alter Johann und ich rückten mit dem Bundesheer aus. Das war ein Jammer! Mußten oft täglich acht Stunden reiten. Die Kleider kamen in Unordnung, alles wurde beſtaubt und unſauber, der Panzer drückte mich wund; ich hielt es nicht mehr aus und Johann lief heim nach Ulm; da bat ich um eine Stelle bei der Feldſchreiberei, miethete mir eine Sänfte und zwei tüchtige Saumroſſe dazu, und ſo ging es doch erträglicher.“

„Da wurdet Ihr alſo zu Feld getragen (wie der Hund zum Jagen). Habt Ihr auch einem Treffen beigewohnt?“

„O ja; bei Tübingen kam ich hart ins Gedränge. Keine zwanzig Schritte von mir wurde einer maustodt geſchoſſen. Ich vergeſſe den Schrecken nicht und wenn ich achtzig Jahre alt werde! Als wir dann das Land völlig beſiegt hatten, bekam ich die ehrenvolle Stelle beim Statthalter. Wir lebten ruhig und in Frieden; da kommt auf einmal wieder der unruhige Herr ins Land; ach, daß ich meinem Kopfe gefolgt und mit dem Bundesoberſten nach Nördlingen auf den Bundestag gezogen wäre! aber ich ſcheute die beſchwerliche Reiſe.“

„Warum ſeyd Ihr aber nicht mit dem Statthalter davon gegangen, als wir kamen? Der ſitzt jetzt im Trockenen in Eßlingen, bis wir ihn weiter jagen.“

„Er hat uns im Stiche gelaſſen und meinem Kopf alles anvertraut; und beinahe hätte ich mit dem Kopf dafür büßen müſſen. Ich dachte nicht, daß die Gefahr ſo groß ſey, ließ mich vom Doktor Calmus verführen, eine Rede ans Volk zu halten, um Würtemberg dem Bunde zu retten. Das hätte gewiß Aufſehen gemacht, und Bertha wäre noch einmal ſo freundlich geweſen. Aber die Leute da unten in Würtemberg ſind Barbaren und ohne alle Lebensart; ſie ließen mich nicht einmal zum Wort kommen, warfen mich herab und behandelten mich ganz gemein und roh. Seht nur meinen Mantel an, wie ſie ihn zerriſſen haben! Es iſt ſchade dafür, er hat mich vier Goldgulden gekoſtet, und Bertha behauptete immer, daß mir roſenfarb ſo gut zu Geſicht ſtehe.“

Georg wußte nicht, ob er über die Thorheit des Schreibers lachen, oder es als hohen ſtoiſchen Gleichmuth bewundern ſollte, daß er, kaum dem Tode entgangen,

ſein zerriſſenes Mäntelein bedauern konnte. Er wollte ihn noch weiter über ſeine Schickſale befragen, als ihn ein Geräuſch vom Vorplatz des Schloſſes her ans Fenſter lockte; er ſah hinaus und winkte ſchnell Herrn Dieterich herbei, um ihm das Schauſpiel gefallener irdiſcher Größe zu zeigen.

Der Doktor Calmus hielt ſeinen Umzug durch die Stadt. Er ſaß verkehrt auf einem Eſel; die Landsknechte hatten ihn wunderlich ausgeſchmückt; ſie hatten ihm eine ſpitzige Mütze von Leder aufgeſetzt, an deren Spitze eine Hahnenfeder angebracht war. Vor ihm gingen zwei Trommler, zu ſeinen Seiten ſah man in gravitätiſchen Schritten den Magdeburger und den Wiener, den ehemaligen Hauptmann Muckerle und ſeinen tapfern Oberſten gehen, die hin und wieder mit den Enden ihrer Hellebarden den Eſel zu kühnen Sprüngen antrieben. Ein ungeheurer Volkshaufe umſchwärmte ihn und warf ihn mit Eiern und Erde.

Der Rathsſchreiber ſchaute trübſelig auf ſeinen Gefährten hinab und ſeufzte. „'s iſt hart, auf dem Eſel reiten zu müſſen," ſagte er, „aber doch immer noch beſſer als gehängt werden." Er wandte ſich ab von dieſem Schauſpiel und blickte nach einer andern Seite des Schloßplatzes. „Wer kommt denn hier?" fragte er den jungen Ritter. „Schaut, in einem ſolchen Kaſten zog ich zu Felde."

Georg wandte ſich um. Er ſah einen Zug von Reiſigen, die eine Sänfte in ihrer Mitte führten. Ein alter Herr zu Pferd folgte dem Zug, der jetzt aufs Schloß einbeugte; Georg ſah ſchärfer hinab; „ſie ſind's!" rief

er, „wahrhaftig, es iſt der Vater, und in der Sänfte wird ſie ſitzen!“ In einem Sprung war er zur Thüre hinaus, und der Rathsſchreiber ſah ihm ſtaunend nach. „Wer ſoll es ſeyn, welcher Vater?“ fragte er; er ſchaute noch einmal durchs Fenſter, die Sänfte hielt vor der Zugbrücke des Schloſſes und in demſelben Augenblicke ſtürzte Georg aus dem Thor. Herr Dieterich ſah ihn die Thüre der Sänfte ungeſtüm aufreißen, eine verſchleierte Dame ſtieg aus, ſie ſchlug den Schleier zurück — und wunderbar! es war das Bäschen Marie von Lichtenſtein. „Ei, ſehe doch einer! er küßt ſie auf öffentlicher Straße,“ ſprach der Rathsſchreiber kopfſchüttelnd vor ſich hin; „was das eine Freude iſt! Aber wehe, jetzt kommt der Alte um die Sänfte herum, der wird Augen machen, der wird ſchimpfen! — doch wie? er nickt dem Junker freundlich zu, er ſteigt ab, er umarmt ihn. Nein, das geht nicht mit rechten Dingen zu!“

Und dennoch ſchien es durchaus mit rechten Dingen zuzugehen; denn als der Schreiber des großen Rathes aus dem Zimmer auf die Gallerie trat, um ſich zu überzeugen, daß ihn ſeine Augen getäuſcht haben müſſen, kam ſein Oheim, der alte Herr von Lichtenſtein, die Treppe herauf. An der rechten Hand führte er Georg von Sturmfeder, an der linken — Bäschen Marie. Welche Veränderung war mit jenen holden Zügen vorgegangen, die ſich ſo tief in ſein Herz, in ſein Gedächtniß geprägt hatten.

In Ulm war ſie ihm zum erſten Mal wie ein Bote aus einem unbekannten Lande erſchienen, ſo erhaben war der Blick ihrer ſchönen blauen Augen, ſo majeſtätiſch

ihre Stirne, ſo ſinnig jenes kleine Fleckchen zwiſchen den ſchönen dunkeln Bogen der Brauen. Er hatte oft und viel darüber nachgedacht, worin denn der Zauber beſtehe, der ihn ſo unwiderſtehlich feßle? Die Ulmer Mädchen hatten friſchere Wangen, lebhaftere Augen, ein ſchalkhafteres Lächeln und den fröhlichen, friſchen Glanz einer heitern Jugend. Und dennoch war Marie unter ihnen geſtanden, ſtill und groß wie eine Königin. War es vielleicht der dunkle Schleier ihrer Wimpern, der ſich oft mit unnennbarem Reiz über das Auge herabſenkte, um das Geheimniß einer ſtillen Thräne zu verhüllen? Waren es die feinen geſchloſſenen Lippen, von ſüßer Wehmuth umlagert? War es der zarte Wechſel der Farben auf ihren Zügen, die bald nur gebietende Hoheit auszuſtrahlen, bald das reizende Geheimniß leidender Liebe zu verrathen ſchienen? Bertha's Heiterkeit, Bertha's fröhliche neckende Gunſt hatte dieſes ernſtere Bild längſt aus ſeinem Herzen verdrängt, und doch fühlte der arme Herr Dieterich die alte Wunde wieder bluten, als das Fräulein von Lichtenſtein ſich nahte. Aber welcher unbekannten Macht ſollte er es zuſchreiben, daß Mariens Züge einen ganz anderen Ausdruck gewonnen hatten? Wohl lag noch eine hohe Würde in ihrer Haltung, auf ihrer Stirne, aber in ihren Augen glühte eine ſtille Freude, ihr Mund lächelte und ſcherzte, auf ihren Wangen waren die ſchönſten Roſen aufgeblüht. Sprachlos hatte Dieterich von Kraft dieſe Erſcheinung angeſtarrt, und jetzt erſt wurde auch er von dem alten Ritter bemerkt. „Seh' ich recht," rief dieſer, „Dieterich Kraft, mein Neffe! was führt denn dich

nach Stuttgart? kommſt du etwa zur Hochzeit meiner Tochter mit Georg von Sturmfeder? Aber wie ſiehſt du aus? Was fehlt dir doch? du biſt ſo bleich und elend, und deine Kleider hängen dir in Fetzen vom Leibe!“

Der Rathsſchreiber ſah herab auf das roſenfarbene Mäntelein und erröthete. „Weiß Gott!“ rief er, „ich kann mich vor keinem ehrlichen Menſchen ſehen laſſen. Dieſe verdammten Würtemberger, dieſe Weingärtner und Schuſterjungen haben mich ſo zerfetzt. Aber wahrhaftig! der ganze durchlauchtige Bund iſt in meiner Perſon angegriffen und beleidigt!“

„Ihr dürft froh ſeyn, Vetter, daß Ihr ſo davon gekommen ſeyd,“ ſagte Georg, indem er die Angekommenen in ſein Gemach einführte; „bedenket, Herr Vater, geſtern Nacht, als wir vor den Thoren ſtanden, hielt er Reden an die Bürger, um ſie aufzuwiegeln gegen uns; da hat ihn heute früh der Kanzler wollen köpfen laſſen; mit großer Mühe bat ich ihn los, und jetzt klagt er die Würtemberger wegen ſeines zerfetzten Mänteleins an.“

„Mit gnädiger Erlaubniß,“ ſagte Frau Roſel und verbeugte ſich dreimal vor dem Rathsſchreiber, „wenn Ihr meine Hülfe annehmen wollet, ſo will ich den Mantel flicken, daß es eine Luſt iſt. Da geht's wie im Sprüchwort: Hat der Junge den Rock zerriſſen, hat der Alt' ihn flicken müſſen.“

Herrn Dieterich war dieſe Hülfe ſehr angenehm; er bequemte ſich, zu der Frau Roſel ans Fenſter zu ſitzen, um ſich ſeine Gewänder zurecht richten zu laſſen. Sie zog aus ihrer großen Ledertaſche Zwirn von allen Farben, und machte ſich an die Wunden, die ihm die

Würtemberger geſchlagen hatten. Sie unterhielt ihn dabei mit ergötzlichen Reden von der Haushaltung und der Zubereitung verſchiedener Speiſen, die in Frau Sabina's Kochregiſter nicht vorgekommen waren. Entfernt von dieſem Paar um die ganze Breite des Zimmers ſaßen Georg und Marie in traulichem Flüſtern der Liebe. Weder der gelehrte Johannes Thethingerus noch ein Johannes Bezius, weder Gabelkofer noch Cruſius, ſo wichtige Kunde wir ihnen über dieſe Zeiten verdanken, melden uns, was dieſe beiden an jenem Morgen zuſammen flüſterten; nur ſo viel können wir berichten, daß eine ſüße Ruhe auf Mariens Zügen lag, daß ſie die ſchönen Augen bald freudig aufſchlug, bald verſchämt wieder ſenkte, daß ſie bald lächelte, bald tief erröthete, und manche Frage des Geliebten mit Küſſen zurückdrängte.

Der Leſer wird es uns Dank wiſſen, wenn wir ihn von einer Scene, die ſo wenig hiſtoriſchen Grund und Boden, alſo nach neueren Begriffen auch keinen Werth hat, hinwegführen und den Schritten des Ritters von Lichtenſtein folgen. Er hatte ſeine Tochter unter der Pflege Georgs, ſeinen Neffen unter der kunſtreichen Hand der Frau Roſalia gelaſſen, und ſchritt nun den Gemächern des Herzogs zu. Seine Züge, welchen Alter und Erfahrung einen ſinnenden Ernſt eingedrückt hatten, erſchienen in dieſer Stunde noch ernſter — beinahe traurig. Dieſer Mann hatte von ſeinen Vätern die Liebe zum Hauſe Würtemberg geerbt, Gewohnheit und Neigung hatten ihn an die Regenten gefeſſelt, die während ſeines langen Lebens über Würtemberg geherrſcht hatten, und das Unglück und die

Verläumdung, welche auf Ulerich unabläſſig hereinſtürmten, hatten das Herz des alten Herrn nicht von dieſem Herzog losreißen können, ſie feſſelten ihn nur mit noch ſtärkeren Banden. Mit der Freude eines Bräutigams, der zur Hochzeit zieht, mit der Kraft eines Jünglings hatte er den weiten und beſchwerlichen Weg von ſeinem Schloß nach Stuttgart zurückgelegt, als man ihm gemeldet hatte, daß der Herzog Leonberg erobert habe und auf Stuttgart zuziehe. Keinen Augenblick zweifelte er an dem Siege des Herzogs, und ſo traf es ſich, daß er ſchon am andern Morgen der neuen Herrſchaft Ulerichs nach Stuttgart kam.

Nicht ſo fröhlicher Art waren die Nachrichten, die ihm Georg mittheilte, als er mit ihm und Marien die Treppe heraufſtieg. „Der Herzog," hatte ihm jener zugeflüſtert, „der Herzog iſt nicht ſo wie er ſollte; Gott weiß, was er mit ſeinem Lande machen will; er hat unterwegs ſonderbare Reden fallen laſſen, und ich fürchte, er iſt nicht in den beſten Händen. Der Kanzler Ambroſius Volland — " dieſer einzige Name reichte hin, in dem Ritter von Lichtenſtein große Beſorgniſſe aufzuregen. Er kannte dieſen Volland, er wußte, daß er zwar gelehrt, in allen Regierungsgeſchäften überaus wohl erfahren, zu jedem, auch dem ſchwerſten Dienſt bereit, aber dabei ein Mann ſey, der zum wenigſten ſchon öfters ein gewagtes, wo nicht falſches Spiel geſpielt habe.

„Wenn der Herzog dieſem ſein Vertrauen ſchenkt, wenn er nur ſeine Rathſchläge befolgt, dann ſey Gott gnädig. Dem Ambroſius iſt das Land ein Stück Leder,

das man nach Willkür handhaben kann; er wird es zurechtſchneiden wollen zu einem Koller für den Herzog und die Abſchnipfel für ſich behalten. Aber, wie Frau Roſel zu ſagen pflegt: zerſchneiden kann jeder Narr, aber wie zuſammennähen?" So ſprach der Alte Herr von Lichtenſtein zu ſich, als er durch die Gallerien ging; er ſtreichelte unmuthig ſeinen langen weißen Bart und ſeine Augen glühten vom Eifer für die gute Sache Würtembergs.

Er wurde ſogleich vorgelaſſen und traf den Herzog in großer Berathung mit Ambroſius. Der Letztere hatte eine ungeheure Schwanenfeder in der einen Hand, in der andern hielt er ein Pergament, das mit ſchwarzer, rother und blauer Dinte in vielen zierlichen Schnörkeln beſchrieben war. Der Herzog ſpielte mit einem großen Sigill, daß er in der Hand hielt, er ſchien mit ſich zu kämpfen, er ſah bald ſeinen Kanzler durchdringend an, bald heftete ſich ſein Blick wieder auf das Sigill. Sie waren beide ſo vertieft, daß Lichtenſtein einige Minuten im Zimmer ſtand, ohne von ihnen bemerkt zu werden; er betrachtete mit großer Theilnahme die edlen Züge Ulrichs von Würtemberg. Er ſah, wie auf ſeiner Stirne, in ſeinen ſprechenden Augen ſo verſchiedene Empfindungen wechſelten. Bald runzelte ſich ſeine Stirne, ſeine Augenbrauen zuckten, ſein Auge rollte, dann glätteten ſich dieſe Falten, aus ſeinen Blicken ſtrahlte nur ein tiefer Ernſt, der in Nachdenken überging, und oft ſchien ein Anflug von Güte den ſtrengen Ausdruck ſeiner Züge zu mildern. Aber der im gelben Mäntelein, mit der Schwanenfeder in der Hand, ſtand wie der Verſucher vor ihm; er wand und drehte ſich vor ihm, wie die Schlange

im Paradies, und das ewig ſtehende Lächeln, der Ausdruck von Ehrlichkeit, den er ſeinen grünen Aeuglein zu geben wußte, wenn ihn ſein Herr ſcharf anſah, ſollten einladen, den Apfel anzubeißen.

„Ich kann nicht begreifen," ſprach er mit heiſerer feiner Stimme, „warum Ihr es nicht thun möget. Hat wohl Cäſar ſo lange gezaudert, als er über den Rubicon ging? Ein großer Mann hat große Mittel nöthig, und die Mitwelt und die Nachwelt wird Euch preiſen, daß Ihr dieſe Feſſeln von Euch geworfen."

„Weißt du dies ſo gewiß, Ambroſius Volland?" entgegnete der Herzog, indem er ihn düſter anblickte. „Man wird ſagen: Herzog Ulerich war ein Tyrann. Er hat die alte Ordnung umgeſtoßen, die ſeinen Vätern heilig war, er hat den Vertrag, den er ſelbſt aufgerichtet, gebrochen, er hat ſein Land wie ein fremdes behandelt, er hat die Geſetze nicht gehalten, die —"

„Erlaubet," unterbrach ihn jener, „es kommt nur allein auf die Frage an: wer iſt der Herr? der Herzog oder das Land? Wenn das Land Herr iſt, dann iſts was anderes; dann freilich ſind allerlei Pakten, Verträge, Klauſeln und dergleichen nöthig. Die Ritterſchaft, die Prälaten und die Landſchaft ſind dann Meiſter, und Euer Durchlaucht — nun, ſind dann der, welcher den Namen dazu hergibt. Seyd Ihr aber, was man ſo eigentlich Herr nennt, dann ſeyd Ihr es auch, der Geſetze gibt. Jetzt habt Ihr das Heft in der Hand; jetzt noch ſeyd Ihr Herr und Meiſter. Drum fort mit dem alten Recht, hier iſt ein neues — da, nehmt in Gottes Namen die Feder, unterzeichnet!"

Der Herzog ſtand noch eine Weile unſchlüſſig, ſeine Wangen glühten, ſeine ganze Geſtalt richtete ſich höher auf, aber ſein Auge haftete noch am Boden. Jetzt ſchlug er es auf und es blitzte vom Gefühl ſeiner Würde. „Ich heiße Würtemberg,“ ſagte er, „ich bin das Land und das Geſetz — ich unterſchreibe.“ Er ſtreckte die Rechte aus, die Schwanenfeder aus der Hand ſeines Kanzlers zu empfangen, aber mit ſanfter Gewalt wurde ſein Arm von einer fremden Hand ergriffen und weggezogen. Erſtaunt ſah er ſich um und blickte in die ruhigen, aber ernſten Züge des Ritters von Lichtenſtein.

„Ha! willkommen!“ rief er, „mein getreuer Lichtenſtein; ſogleich ſteh' ich Euch Rede, laſſet mich nur zuvor dies Pergament unterzeichnen.“

„Erlauben Euer Durchlaucht,“ ſagte der alte Mann, „Ihr habt mir eine Stimme zugeſagt in Eurem Rath, darf ich nicht auch wiſſen um die erſte Verordnung, die Ihr an Euer Land ergehen laſſet.“

„Mit Euer Hochedeln Erlaubniß,“ fiel Ambroſius Volland haſtig ein, „das Ding hat Eile; die Bürgerſchaft von Stuttgart verſammelt ſich ſchon auf der Wieſe; dieſe Schrift muß ihr vorgeleſen werden; es hat wahrhaftig Eile.“

„Nun, Ambroſius,“ ſagte der Herzog, „ſo gar eilig iſt es nicht, daß wir unſerem alten Freund die Sache nicht mittheilen ſollten. Wir haben nämlich beſchloſſen, uns huldigen zu laſſen, und zwar nach neuen Verträgen und Geſetzen. Die alten ſind null und nichtig.“

„Das habt Ihr beſchloſſen? um Gottes willen, habt Ihr auch bedacht, zu was dies führt? Habt Ihr

nicht erſt vor wenigen Jahren den Tübinger Vertrag beſchworen?“

„Tübingen!“ rief der Herzog mit ſchrecklicher Stimme, indem ſeine Augen von Zorn glühten, „Tübingen! nenne dies Wort nicht mehr! Dort hatte ich all' meine Hoffnung, dort war mein Land, meine Kinder, ha! und dort haben ſie mich verrathen und verkauft. Ich bat, ich flehte, ſie ſollen zu mir halten, ich wolle Gut und Blut mit ihnen theilen — nichts! man wollte von Ulerich nichts mehr; das neue Regiment gefiel ihnen beſſer, im Elend haben ſie mich ſchmachten laſſen, haben zugegeben, daß ihr Herzog in Verbannung war, haben geduldet, daß der Name Würtemberg ein Hohngelächter wurde in allen Reichen — jetzt bin ich wieder Herr und Meiſter, habe das Heft in der Hand und will mir's nicht wieder aus der Hand winden laſſen. Haben ſie ihren Eid vergeſſen, bei Sanct Hubertus, ſo iſt mein Gedächtniß auch nicht länger. Tübinger Vertrag? Ich ſag', der Teufel ſoll alles holen, was mit dieſem Namen ſich verknüpft!“

„Aber bedenken Euer Durchlaucht!“ ſprach Lichtenſtein, von dieſem Ausbruch der Leidenſchaft erſchüttert, „bedenket doch, welchen Eindruck ein ſolcher Schritt auf das Land machen muß. Noch habt Ihr nichts als Stuttgart und die Gegend; noch liegen in Urach, Aſperg, Tübingen, Göppingen, überall bündiſche Beſatzungen. Wird die Landſchaft Euch beiſtehen, den Bund zu verjagen, wenn ſie hört, auf welche neue Ordnung ſie huldigen ſoll?“

„Ich ſag': iſt mir die Landſchaft beigeſtanden, als ich Würtemberg mit dem Rücken anſehen mußte?

Sie haben mich laufen laſſen und dem Bunde gehuldigt!“

„Vergebt mir, Herr Herzog,“ entgegnete der Alte mit bewegter Stimme, „dem iſt nicht alſo. Ich weiß noch wohl den Tag bei Blaubeuren. Wer hielt da zu Euch, als die Schweizer abzogen? Wer bat Euch, nicht vom Land zu laſſen; wer wollte Euch ſein Leben opfern? Das waren achttauſend Würtemberger. Habt Ihr den Tag vergeſſen?“

„Ei, ei, Wertheſter,“ ſagte der Kanzler, dem es nicht entging, welchen mächtigen Eindruck dieſe Worte auf Ulerich machten; „ei! Ihr ſprechet doch auch etwas zu kühnlich. Iſt übrigens jetzt auch gar nicht die Rede von damals, ſondern von jetzt. Die Landſchaft iſt von der alten Huldigung gänzlich abgekommen, hat dem Bunde eine andere Huldigung gethan; Seine Durchlaucht iſt jetzt als ein neu angekommener Herr anzuſehen; er hat dies Land mit Gewalt erobert; hat ſich nun der Bund auf beſondere Verträge huldigen laſſen, ſo kann es der Herzog eben ſo halten. Neuer Herr, neu Geſetz. Man kann ſich in allewege nach eigenem Gutdünken huldigen laſſen. Soll ich die Feder eintauchen, gnädiger Herr?“

„Herr Kanzler!“ ſagte Lichtenſtein mit feſter Stimme, „habe alle mögliche Ehrfurcht vor Eurer Gelahrtheit und Einſicht, aber was Ihr da ſagt, iſt grundfalſch und kein guter Rath. Jetzt gilt es, zu wiſſen, wen das Volk liebt. Der Bund hat durch ſein Walten im Land alles gegen ſich aufgebracht; es war die rechte Zeit, daß Seine Durchlaucht wieder kam, jetzt fliegen ihm alle Herzen zu; wird er ſie nicht gewaltſam von ſich ſtoßen, wenn er

alles Alte umreißt und nach eigener neuer Satzung ſchaltet und waltet? O bedenkt, bedenkt, die Liebe eines Volkes iſt eine mächtige Stütze!"

Der Herzog ſtand mit untergeſchlagenen Armen da, düſter vor ſich hinblickend, er antwortete nicht. Deſto eifriger that dies der Kanzler im gelben Mäntelein. „Hi hi hi! wo habt Ihr die ſchönen Sprüchlein her, Liebwerther, Hochgeſchätzter? Liebe des Volkes ſagt Ihr? Schon die Römer wußten, was davon zu halten ſey. Seifenblaſen, Seifenblaſen! hätt' Euch für geſcheuter gehalten. Wer iſt denn das Land? hier, hier ſteht es in Perſona, das iſt Würtemberg, dem gehört's, hat's geerbt und jetzt noch dazu erobert. Volksliebe! Aprillenwetter! wäre ihre Liebe ſo ſtark geweſen, ſo hätten ſie nicht dem Bunde gehuldigt."

„Der Kanzler hat Recht!" rief Ulerich, aus ſeinen Gedanken erwachend. „Du magſt es gut meinen, Lichtenſtein; aber er hat diesmal Recht. Meine Langmuth hat mich zum Lande hinaus getrieben; jetzt bin ich wieder da, und ſie ſollen fühlen, daß ich Herr bin. Die Feder her, Kanzler, ich ſag', ſo will ichs; ſo wollen Wir uns huldigen laſſen!"

„O Herr, thut nichts in der erſten Hitze! wartet, bis Euer Blut ſich abkühlt. Rufet die Landſchaft zuſammen; machet Aenderungen nach Eurem Sinne, nur jetzt nicht, nur nicht, ſo lange der Bund noch Land beſitzt in Würtemberg; es könnte Euch ſchaden bei den Uebrigen. Geſtattet nur noch eine kurze Friſt."

„So," unterbrach in der Kanzler, „daß man dann allgemach wieder in das alte Weſen hinein kommt?

Gebt acht, wenn die Landſchaft erſt beiſammen iſt, wenn ſie ſich erſt zuſammen berathen, meinet Ihr, da werden ſie ſo gutwillig nachgeben? Hi hi! da wird man Gewalt anwenden müſſen, und das macht erſt verhaßt. Schmiedet das Eiſen, ſo lange es warm iſt. Oder gelüſtet Euer Durchlaucht, wieder ganz gehorſamlich unter das alte Joch zu ſtehen und den Karren zu ziehen?"

Der Herzog antwortete nicht. Er riß mit einer haſtigen Bewegung Feder und Pergament dem Kanzler aus der Hand, warf einen ſchnellen, durchdringenden Blick auf ihn und den Ritter, und ehe noch dieſer es verhindern konnte, hatte Ulerich ſeinen Namen unterzeichnet. Der Ritter ſtand in ſtummer Beſtürzung; er ſenkte bekümmert das Haupt auf die Bruſt herab. Der Kanzler blickte triumphirend auf den Ritter und den Herzog. Doch dieſer ergriff eine ſilberne Glocke, die auf dem Tiſch ſtand, und klingelte. Ein Diener erſchien und fragte nach ſeinem Befehl.

„Iſt die Bürgerſchaft verſammelt?" fragte er.

„Ja, Euer Durchlaucht! auf den Wieſen gegen Cannſtadt ſind ſie verſammelt, Amt und Stadt; die Landsknechte rücken ſo eben aus, ſechs Fähnlein."

„Die Landsknechte? wer gab die Erlaubniß?"

Der Kanzler zitterte bei dem Ton dieſer Frage. „Es iſt nur wegen der Ordnung," ſagte er; „ich habe gedacht, weil es bei ſolchen Fällen gebräuchlich ſey, daß bewaffnete Mannſchaft —"

Der Herzog winkte ihm, zu ſchweigen; er begegnete einem trüben fragenden Blick des alten Lichtenſtein, der ihn erröthen machte. „Mit meinem Befehl geſchah es

nicht," ſprach er, „doch — es möchte auffallen, wenn wir ſie zurückriefen. Es iſt ja gleichgültig. Man bringe mir den rothen Mantel und den Hut; ſchnell!"

Der Herzog trat ans Fenſter und ſah ſchweigend hinaus; der Kanzler ſchien nicht recht zu wiſſen, ob ſein Herr erzürnt ſey oder nicht; er wagte nicht zu ſprechen, und der Ritter von Lichtenſtein beharrte in ſeinem trüben Schweigen. So ſtanden ſie geraume Zeit, bis ſie von den Dienern unterbrochen wurden. Es traten vier Edelknaben ins Gemach, der erſte trug den Mantel, der zweite den Hut, der dritte eine Kette von Gold und der vierte des Herzogs Schlachtſchwert. Sie bekleideten den Herzog mit dem Fürſtenmantel von purpurrothem Sammt mit Hermelin verbrämt. Sie reichten ihm den Hut, der die ſchwarz und gelbe Farbe des Hauſes Würtemberg in reichen wehenden Federn zeigte, dieſe wurden zuſammengehalten von einer Agraffe aus Gold und Edelſteinen, die eine Grafſchaft werth waren. Der Herzog bedeckte ſein Haupt mit dieſem Hut. Seine kräftige Geſtalt ſchien in dieſem fürſtlichen Schmuck noch erhabener als zuvor, und die freie majeſtätiſche Stirne, das glänzende Auge ſahe gebietend unter den wallenden Federn hervor. Er ließ ſich die Kette umhängen, ſteckte das Schlachtſchwert an und winkte ſeinem Kanzler, aufzubrechen.

Noch immer ſprach der Ritter von Lichtenſtein kein Wort; mit bekümmerter Miene hatte er dieſen Anſtalten zugeſehen und ſich dann abgewendet. Der Herzog ſchritt mit leichtem Neigen des Hauptes an dem alten Ritter vorüber zur Thüre, und die wunderliche Figur des Kanzlers Ambroſius Volland folgte ihm mit majeſtätiſchen

Schritten. Hatte der Herr den Alten nicht gegrüßt, glaubte auch der Kanzler ihm dies nicht ſchuldig zu ſeyn; er warf nur einen tückiſchen Blick nach dem Platz hinüber, wo jener noch immer ſtand, und ſein großer zahnloſer Mund verzog ſich zu einem höhniſchen Lächeln. In der Thüre ſtand der Herzog ſtille, er ſah rückwärts, ſeine beſſere Natur ſchien über ihn zu ſiegen, er kehrte zur Verwunderung des Kanzlers zurück und trat zu Lichtenſtein.

„Alter Mann!“ ſagte er, indem er vergeblich ſtrebte, ſeine tiefe Bewegung zu unterdrücken, „du warſt mein einziger Freund in der Noth, und in hundert Proben habe ich deine Treue bewährt gefunden, du kannſt es mit Würtemberg nicht ſchlimm meinen; ich fühle, es iſt einer der wichtigſten Schritte meines Lebens, und ich gehe vielleicht einen gewagten Gang; — aber wo es das Höchſte gilt, muß man alles wagen.“

Der Ritter von Lichtenſtein richtete ſein greiſes Haupt auf; in den weißen Wimpern hingen Thränen; er ergriff Ulerichs Hand: „Bleibet,“ rief er, „nur diesmal, diesmal folget meiner Stimme! mein Haar iſt grau, ich habe lange gelebt, Ihr erſt drei Jahrzehnte.“ — Indem ertönten die Trommeln der Landsknechte in dem Hof. Das ungeduldige Stampfen der Roſſe drang herauf, und die Herolde ſtießen, zur Huldigung rufend, in die Trompeten.

„Jacta alea esto! war der Wahlſpruch Cäſars,“ ſagte der Herzog mit muthiger Miene; „jetzt gehe ich über meinen Rubicon. Aber dein Segen möchte mir frommen, alter Mann, zum Rath iſt es zu ſpät!“

Der Ritter blickte ſchmerzlich aufwärts; die Stimme verſagte ihm, er drückte ſegnend ſeines Herzogs Rechte an die Bruſt. Noch zögerte Ulerich bei ihm, da ſtreckte der Kanzler den langen dürren Arm unter dem gelben Mäntelein hervor und winkte ihm mit der Pergamentrolle; er war anzuſchauen wie der Verſucher, dem es gelingt, eine arme Seele mit ſich hinab zu ziehen. Ulerich von Würtemberg riß ſich los und ging, um ſich von ſeiner Hauptſtadt huldigen zu laſſen.

XI.

Kein Feuer, keine Kohle
Kann glühen ſo heiß,
Als heimliche Liebe
Von der niemand weiß.
Altes Volkslied.

Die Beſorgniſſe des alten Herrn ſchienen nicht ſo ungegründet geweſen zu ſeyn, als Ambroſius Volland ſie dargeſtellt hatte. Ein ſehr großer Theil des Landes fiel zwar dem Herzog zu, weil die Vorliebe für den angeſtammten Regenten, der Druck des Bundes und die anfangs ſo ſiegreichen Waffen Ulerichs Viele bewogen, die Huldigung, die ſie gezwungener Weiſe dem Bunde gethan, zu vergeſſen und ſich für Würtemberg zu erklären.

Aber die neue Huldigung, die alle frühern Verträge umſtieß, das Gerücht, daß manche Stadt durch Gewalt zu dieſen Formen gezwungen worden ſey, bewirkte wenigſtens, daß der Herzog keine Popularität gewann, ein Mangel, der in ſo zweifelhafter Lage oft nur zu bald fühlbar wird. Noch beharrten Urach, Göppingen und

Tübingen auf ihren dem Bunde geleiſteten Pflichten, denn ihre bündiſch geſinnten Obervögte zwangen ſie mit Gewalt dazu; zu Urach hauste Dieterich Späth, des Herzogs bitterſter Feind; er brachte in wenigen Tagen ſo viel Mannſchaft auf, daß er nicht nur ſein ganzes Amt im Zaume hielt, ſondern auch Einfälle in die Ländereien machte, die dem Herzog wieder zugefallen waren. Es ging auch das Gerücht, die Bundesſtände ſeyen ſchnell von Nördlingen aufgebrochen, jeder in ſeine Heimath geeilt, um friſche Heere aufzubieten und Ulerich zum zweiten Mal auf Leben und Tod zu bekämpfen.

Ulerich ſelbſt ſchien weder der einen noch der andern dieſer Beſorgniſſe Raum zu geben. Er pflog bei verſchloſſenen Thüren mit Ambroſius Volland Rath; man ſah viele Eilboten kommen und abgehen, aber niemand erfuhr, was ſie brachten. In Stuttgart aber glaubte man feſt, der Herzog müſſe in der fröhlichſten Stimmung ſeyn, denn wenn er mit ſeinem glänzenden Gefolge durch die Straßen ritt, alle ſchönen Jungfrauen grüßte und mit den Herren zu ſeiner Seite ſcherzte und lachte, da ſagten ſie: „Herr Ulerich iſt wieder ſo luſtig, wie vor dem armen Conrad.“ Er hatte ſeinen Hofſtaat wieder glänzend eingerichtet. Zwar war es nicht mehr wie früher der Sammelplatz der baieriſchen, ſchwäbiſchen und fränkiſchen Grafen und Herren, zwar fehlte die Fürſtin, die ſonſt einen ſchönen Kranz blühender Fräulein um ſich verſammelt hatte, aber dennoch fehlte es nicht an ſchönen Frauen und ſchmucken Edeln, ſeinen Hof zu verherrlichen, und die Luft dieſer Stadt ſchien ſchon damals der Schönheit ſo günſtig zu ſeyn, daß die bunten Reihen in den

Sälen und Hallen des Schloſſes nicht einer gewöhnlichen Verſammlung, ſondern einer Auswahl aus den ſchönen Frauen des Landes glich.

Tänze und Ritterſpiele waren in ihre alten Rechte eingeſetzt worden. Feſt drängte ſich an Feſt, und Ulerich ſchien eifrig nachholen zu wollen, was er in der Zeit ſeines Unglücks verſäumt hatte. Keines dieſer geringſten Feſte war die Hochzeits Georgs von Sturmfeder mit der Erbin von Lichtenſtein.

Der alte Herr hatte ſich lange nicht entſchließen können, ſein Wort zu halten; nicht daß er die Wahl ſeiner Tochter mißbilligt hätte, denn er liebte ſeinen Eidam väterlich, er ſah in ihm ſeine eigene Jugend wieder aufblühen, er ſchlug ihm ſeine freiwillige Verbannung mit dem Herzog hoch an; aber wie der Horizont von Ulerichs Glück, ſo war auch die Stirne des alten Mannes noch immer umwölkt, denn er ahnte, daß es nicht ſo bleiben werde, wie es jetzt war, und tief ſchmerzte es ihn, daß der Herzog in ſo mancher wichtigen Angelegenheit von ſeinem Rath nicht Gebrauch machte, ſondern alles heimlich mit ſeinem Kanzler abhandelte. So hatte er unſchlüſſig und betrübt dieſen Tag der Freude immer hinausgeſchoben, aber die ſchönen Augen ſeiner Tochter, in welcher er oft einen leiſen Vorwurf zu leſen glaubte, Georgs Bitten nöthigten ihm endlich einen beſtimmten Termin ab. Der Herzog ließ es ſich nicht nehmen, die Hochzeit auszurichten. Er mochte ſich jener Nächte erinnern, wo der Vater nicht müde ward, ihm ſeine Anhänglichkeit zu bezeugen, wo die zarte Tochter keinen Sturm, keine Kälte ſcheute, um ihn am Burgthor

zu empfangen, um ihn mit warmen Speiſen zu laben. Er mochte ſich noch aus der jüngſten Vergangenheit der Opfer erinnern, die ihm der Bräutigam gebracht hatte: er zeigte auf glänzende Art, wie er Treue, Aufopferung und Liebe, die ſich ihm ſo ſelten bewährt hatten, zu vergelten wiſſe. Der Ritter und ſeine Tochter waren bisher noch immer ſeine Gäſte im Schloß zu Stuttgart geweſen, jetzt ließ er ein ſchönes Haus nächſt der Collegiatenkirche mit neuem Hausgeräthe verſehen und übergab am Vorabend der Hochzeit den Schlüſſel dem Fräulein von Lichtenſtein, mit dem Wunſche, ſie möchte es, ſo oft ſie in Stuttgart ſey, bewohnen.

Und jetzt endlich war der Tag gekommen, welchen Georg oft in ungewiſſer Ferne, aber immer mit gleicher Sehnſucht geſchaut hatte. Er rief ſich am Morgen dieſes Tages das ganze Leben ſeiner Liebe zurück; er wunderte ſich, wie alles ſo ganz anders gekommen war, als er ſich gedacht hatte. Wie hätte er, als er damals durch den Schönbuch nach der Heimath zog, denken können, daß das Glück, die Geliebte ganz zu beſitzen, nicht mehr ſo ferne liegen werde, als er fürchtete. Wie hätte er, als er ſich an das Bundesheer anſchloß, ahnen können, daß der Herzog, welchen er zu bekriegen kam, ſein Glück gründen werde. Mit welch' heiterer Ruhe dachte er jetzt an die Stürme jener Tage zurück, wo es ihm zuerſt wieder möglich geworden war, der Geliebten ein Wörtchen der Liebe zuzuflüſtern, wo er die Schreckenskunde vernahm, daß ihr Vater, ein Feind des Bundes, ſie mit ſich hinwegführen werde; wo er in Bertha's Garten die unglücklichſte Stunde ſeines Lebens im ſchmerzlichen

Abſchied von der Geliebten hinbrachte, wo er auf lange, vielleicht auf ewig verloren glaubte, was heute auf ewig ſein werden ſollte. Jedes Wort der Geliebten kehrte wieder in ſeiner Erinnerung, und er mußte aufs neue ihre hohe Zuverſicht, ihren ſchönen Glauben an ein gütiges Geſchick bewundern, den ſie auch damals, wo die Zukunft mit einem düſteren Schleier verhüllt und keine Ausſicht, keine Hoffnung mehr war, nicht verlor, den ſie mit dem letzten Abſchiedskuſſe auch ihm mitzutheilen wußte.

„Er hat uns nicht gelogen, dieſer Glaube,“ ſprach der junge Mann, von der Erinnerung bewegt, zu ſich; „es lebt eine heilige ahnungsvolle Stimme in ihrer reinen Seele, und ihr klares Auge, das in dem meinigen die Gewißheit meiner Liebe las, tauchte auch damals tief in die Zukunft und verkündete Glück, es wird ſie auch jetzt nicht täuſchen, wenn es ein ſüßes ungeſtörtes Glück in unſerer Verbindung lieſt.“

Ein beſcheidenes Pochen an der Thüre unterbrach die lange Gedankenreihe, die ſich an den heutigen Tag knüpfen und in die ferne Zukunft hinaus ziehen wollte. Es war Herr Dieterich von Kraft, der ſtattlich geſchmückt zu ihm eintrat.

„Wie?“ rief der Schreiber des großen Rathes zu Ulm, und ſchlug voll Verwunderung die Hände zuſammen, „wie? in dieſem Wamms wollet Ihr Euch doch hoffentlich nicht trauen laſſen? Es iſt ſchon neun Uhr, die Gänge und Treppen des Schloſſes wimmeln von Hochzeitgäſten, die von Sammt und Seide glänzen, und Ihr, die Hauptperſon im Stück, ſchauet ruhig zum Fenſter hinaus, ſtatt Euren Anzug zu beſorgen?“

„Dort liegt der ganze Staat,“ erwiederte Georg lächelnd: „Barrett und Federn, Mantel und Wamms, alles aufs ſchönſte zubereitet; aber Gott weiß, ich habe noch nicht daran gedacht, daß ich dieſes Flitterwerk an mich hängen ſolle. Dies Wamms iſt mir lieber als jenes ſchöne neue; ich habe es in ſchweren, aber dennoch glücklichen Tagen getragen.“

„Ja, ja! ich kenne es wohl; das habt Ihr bei mir in Ulm getragen, und es iſt mir noch wohl erinnerlich, wie Euch Bertha in dieſem blauen Kleid abſchilderte, daß ich recht eiferſüchtig ward. Aber Flitterwerk nennt Ihr die Kleider da? Ei, der Tauſend! Hätte ich nur mein Lebenlang ſolche Flitter. Ha, das weiße Gewand, mit Gold geſtickt, und der blaue Mantel von Sammt! Kann man was ſchöneres ſehen? Wahrlich, Ihr habt mit Umſicht ausgewählt, das mag trefflich ſtehen zu Euren braunen Haaren.“

„Der Herzog hat mir es zugeſchickt,“ antwortete Georg, indem er ſich ankleidete, „mir wäre alles zu koſtbar geweſen.“

„Iſt doch ein prächtiger Herr, der Herzog, und jetzt erſt, ſeit ich einige Zeit hier bin, ſehe ich ein, daß man ihm bei uns in Ulm zu viel gethan hat. An einem ſolchen Hofe iſt es doch was anderes als in den Städten, und Herzog von Würtemberg klingt auch ſchöner als Bürgermeiſter von Ulm. Und doch möcht' ich nicht in ſeiner Haut ſtecken; Ihr werdet ſehen, Vetter, es geht noch einmal bergab mit ihm.“

„Das iſt Euer altes Lied, Herr Dieterich; erinnert Ihr Euch noch, wie Ihr damals in Ulm groß thatet mit

Eurer Politica, und wie Ihr regieren wolltet in Würtemberg? Wie iſt es denn jetzt?

„Iſt nicht alles eingetroffen?“ erwiederte der Rathsſchreiber mit weiſer Miene; „weiß noch wie heute, daß ich prophezeihte, die Schweizer ziehen heim, die Landſchaft werden wir für uns gewinnen und die Burgen werden wir einnehmen.“

„Ja, ja! Ihr habt ſie erobern helfen,“ lachte Georg, „ſeyd ja in einer Sänfte zu Feld getragen worden; aber damals ſagtet Ihr auch, der Herzog werde nie zurückkehren, und jetzt ſitzt er ganz warm und ruhig hier.“

„Nicht ſo ruhig als Ihr glaubt. Zwar ich wollte ihm und Euch wünſchen, er behielte ſein Land; uns hat es doch nichts genützt, die großen Herren nehmen alles für ſich, an unſereinen kam nichts als etwa die Ehre, für den Bund geköpft zu werden; möchte es ihm wohl gönnen; aber — glaubet mir, es ſieht nicht ſo ruhig aus, als man hier meint. Die vertriebenen Räthe haben von Eßlingen aus an den Kaiſer und das Reich geſchrieben und geklagt, der Bund iſt wieder auf den Beinen; bei Ulm ſteht ſchon wieder ein neues Heer.“

„Gerede, nichts weiter; ich weiß gewiß, daß der Herzog ſich mit Baiern verſöhnen wird.“

„Ja will, aber nicht verſöhnen wird. Das hat noch manchen Haken. Aber was ſehe ich? Ihr werdet doch nicht den alten Fetzen von einer Feldbinde zu dem ſtattlichen Hochzeitſchmuck anlegen wollen? Pfui, das paßt nicht zuſammen, lieber Vetter.“

Der Bräutigam betrachtete die Schärpe mit inniger Liebe. „Das verſteht Ihr nicht,“ ſagte er, „wie gut ſich

dies zum Hochzeitgewande ſchickt. Es iſt ihr erſtes Geſchenk; ſie flocht ſie heimlich bei Nacht auf ihrem Kämmerlein, als ihr die Kunde kam, daß ſie bald ſcheiden müſſe. Sie hat manche Thräne hineingewoben, hat das Gewebe oft an die Lippen gedrückt, drum ward es mir eine Zauberbinde und meinen Augen ein Troſt, wenn ich im Unglück auf die Bruſt hernieder ſah. Sie darf nicht fehlen, dieſe Binde, hat ſie die Noth mit mir getragen, ſo ſey ſie mir ein heiliger Schmuck am Tage des Glückes."

„Nun, wie Ihr wollt, hängt ſie in Gottes Namen um; jetzt noch das Barrett aufgeſetzt und ſchnell den Mantel umgehängt, ſie läuten ſchon das Erſte drüben in der Kirche. Sputet Euch, laſſet das Bräutlein nicht ſo lange warten!"

Der Rathsſchreiber ſtellte ſich noch einmal vor den jungen Mann und muſterte mit ſtrengen Kenneraugen ſeinen Anzug. Er zog da eine Spange ſchärfer an, er verwiſchte dort eine Falte, ſteckte hier eine Feder höher und immer zufriedener wurden ſeine Blicke. Er geſtand ſich, daß der große ſchlanke junge Mann, ſein ſchöner Kopf, die klaren muthigen Augen ganz des lieblichen Bäschens würdig ſeyen. „Weiß Gott," ſagte er, „Ihr ſehet aus, Vetter, als wäret Ihr von unſerem Herr Gott gerade zum Hochzeiter erſchaffen worden. Es iſt mir lieb, daß Euch heute Bertha nicht ſehen kann, es möchte ihr wieder auf acht Tage ſchwindelnd werden, dem armen Kind! — Kommt, kommt! ich fühle mich ſtolz, Euer Geſelle zu ſeyn, wenn ich auch vierzehn Tage zu ſpät nach Ulm zurückkehre."

Georgs Wangen rötheten ſich, ſein Herz pochte, als er ſein Gemach verließ. Die Freude, die Erwartung, die Erfüllung jahrelanger Wünſche beſtürmten ſeine Sinne und wie trunken ging er neben Herrn Dieterich durch die Gallerien. Die Thüre ging auf und Marie, im Glanze ihrer Schönheit, ſtand umgeben von vielen Frauen und Fräulein, die vom Herzog eingeladen, heute ihre Begleitung bilden ſollten. Marie erröthete, als ſie den Geliebten ſah, ſie betrachtete ihn ſtaunend, als ſeyen ſeine Züge heute mit einem neuen Glanze übergoſſen, ſie ſchlug die Augen nieder, als ſie ſeinen freudetrunkenen Blicken begegnete. Was hätte Georg darum gegeben, die Geliebte an ſein Herz ziehen, den Morgengruß der Liebe auf ihre Lippen drücken zu dürfen; aber die ſtrenge Sitte der Zeit trennte an dieſem Tage durch eine weite Kluft, was ſich ſonſt ſchon längſt gefunden hätte. Dem Bräutigam war es nicht erlaubt, die Hand der Braut zu berühren, ehe ſie der Prieſter in die ſeinige legte, und der Braut wurde es übel aufgenommen, wenn ſie den Bräutigam gar zu viel und gar zu lange anſah. Züchtig, ehrbar, die Augen auf den Boden geheftet, die Hände unter der Bruſt gefaltet, mußte ſie ſtehen, — ſo wollte es die Sitte.

Bei mancher andern möchte dieſe Stellung erzwungen und ſteif erſchienen ſeyn, doch, wie die Natur über ihre lieblichſten Töchter in jeder Lage, in Trauer und Freude, den Zauber der Schönheit ausgießt, ſo war auch dieſe unnatürliche Haltung der Braut bei Marien zum gelungenſten Bild geworden; die zarte Röthe, die alle Augenblicke auf ihren Wangen wechſelte, der ſüße

Mund, in deſſen Winkeln ein Lächeln aufzukeimen ſchien, der feine weiche Vorhang der geſenkten Lieder, die zarten Franſen der dunkeln Wimpern, durch welche die blauen, glänzenden Augen wie eine aufgehende Sonne kaum ſichtbar durchſchimmerten, ſie gaben ein Bild holder verſchämter Liebe, die dem Geliebten die Arme öffnen, die ſeinen Namen mit den ſüßeſten Tönen ausſprechen, die die Augen aufſchlagen möchte, um ihm durch einen Blick ihre Wünſche zu verkünden; doch die mächtigere Natur, das verwirrende Gefühl der Beſchämung windet ihr die Hände nur noch feſter zuſammen, ſchlägt die zarte Hülle der Wimpern vor das glühende Auge herab und verſchließt den Mund, daß er nur heimlich und ſtille lächelt, aber das Geheimniß der Liebenden nicht ausſpricht.

Verſchwunden war die erhabene Haltung Mariens, verſchwunden die Majeſtät ihrer Stirne und jener gebietende ernſte Blick, der auch den Kühnſten gefeſſelt hätte; aber man war verſucht, jene erhabenern Schönheiten nicht zurückzuwünſchen; lag doch in dieſem verſchämten Bekenntniß, durch einen Blick des Geliebten überwunden zu ſeyn, ein höherer Reiz, als wenn das ſtolze Auge frei um ſich geblickt, und dieſer geſchloſſene Mund das Geſtändniß der Liebe laut und offen ausgeſprochen hätte. So hatte die Natur Marien an dieſem Tage einen neuen Zauber verliehen, der ſo mächtig wirkte, daß Georg einige Momente ſeine Braut verwunderungsvoll betrachtete und ſein Herz ſich ſtolzer hob, im Gefühle, dieſes liebliche Kind ſein nennen zu dürfen.

Jetzt kam auch der Herzog, der den Ritter von Lichtenstein an der Hand führte. Er musterte mit schnellen Blicken den reichen Kreis der Damen, und auch er schien sich zu gestehen, daß Marie die schönste sey. „Sturmfeder!“ sagte er, indem er den Glücklichen auf die Seite führte, „dies ist der Tag, der dich für Vieles belohnt. Gedenkst du noch der Nacht, wo du mich in der Höhle besuchtest und nicht erkanntest? Damals brachte Hans, der Pfeifer, einen guten Trinkspruch aus: „dem Fräulein von Lichtenstein! möge sie blühen für Euch!“ — Jetzt ist sie dein, und was nicht minder schön ist, auch dein Trinkspruch ist erfüllt; wir sind wieder eingezogen in die Burg unserer Väter.“

„Möge Euer Durchlaucht dieses Glück so lange genießen, als ich an Mariens Seite glücklich zu seyn hoffe. Aber Eurer Huld und Gnade habe ich diesen schönen Tag zu verdanken, ohne Euch wäre vielleicht der Vater —“

„Ehre um Ehre, du hast Uns treulich beigestanden, als wir unser Land wieder erobern wollten, drum gebührte es sich, daß auch Wir dir beigestanden, um sie zu besitzen. — Wir stellen heute deinen Vater vor, und als solchen wirst du Uns schon erlauben, nach der Kirche deine schöne Frau auf die Stirne zu küssen.“

Georg gedachte jener Nacht, als der Herzog unter dem Thor von Lichtenstein sich auf diesen Tag vertröstete; unwillkürlich mußte er lächeln, wenn er der Würde und Hoheit gedachte, mit welcher die Geliebte den Mann der Höhle damals zurückgewiesen hatte. „Immerhin, Herr Herzog, auch auf den Mund; Ihr habt es längst verdient durch Eure großmüthige Fürsprache.“

„Wer ſind deine Geſellen, die dich zum Altar geleiten?“ fragte der Herzog.

„Mar Stumpf und der Ulmer Rathsſchreiber, ein Vetter von Lichtenſtein.“

„Wie, das feine Männlein, den mein Kanzler köpfen laſſen wollte? Da haſt du links den zierlichſten und rechts den tapferſten Mann des Schwabenlandes. Glück zu, junger Herr! Doch ich will dir rathen, mehr rechts zu halten als links, dann kann es dir nie fehlen auf Erden, und wärſt du ſo eiferſüchtig als ein Türke. Sieh, ſieh, da kommt ja der Rechte! ſieh, wie ſeine breite kurze Geſtalt ſich wunderlich ausnimmt unter den Frauenzimmern. Und wie er ſich ſtattlich angethan hat! Den verſchoſſenen grünen Mantel trug er ſchon Anno elf auf unſerer Hochzeit mit Frau Sabina Lobeſan.“

„Kann mich nicht viel mit dem Anzug befaſſen,“ erwiederte der tapfere Ritter von Schweinsberg, der die letzten Worte noch gehört hatte; „auch mit dem Tanzen will es nicht recht gehen, Ihr werdet mich entſchuldigen; will aber heute Abend im Ritterſpiel der neue Eheherr eine Lanze mit mir brechen, ſo —

„So willſt du ihm aus lauter Zärtlichkeit und Höflichkeit ein Paar Rippen einſtoßen!“ lachte der Herzog, „das heiße ich einen Bräutigamsgeſellen von echter Art. Nein, da rathe ich dir, Georg, dich lieber links zu halten; der Ulmer wird dir nicht wehe thun.“

Die Flügelthüren öffneten ſich jetzt und man ſah auf der breiten Gallerie das Hofgeſinde des Herzogs in Ordnung aufgeſtellt. An dieſe ſchloſſen ſich die Edelknaben an, welche brennende Kerzen trugen; dann

folgte der glänzende Zug der Fräulein und Edelfrauen, die sich zu diesem Feste eingefunden hatten. Sie waren in reiche mit Gold und Silber durchwirkte Stoffe gekleidet, und jede hatte einen Blumenstrauß und eine Citrone in der Hand. Die Braut wurde von Georg von Hewen und Reinhardt von Gemmingen geführt. Viele Ritter und Edelleute schlossen sich an diese an, in ihrer Mitte ging Georg von Sturmfeder, Max Stumpf zu seiner Rechten, der Rathsschreiber Dieterich von Kraft zu seiner Linken. Sein ganzes Wesen schien von einer würdigen Freude gehoben, seine Augen blinkten freudig, sein Gang war der Gang eines Siegers. Er ragte mit dem wallenden Haar, mit den wehenden Federn des Barretts weit über seine Gesellen hervor, Die Leute betrachteten ihn staunend, die Männer lobten laut seine hohe männliche Gestalt, seine edle Haltung. Aber die Mädchen flüsterten leise und priesen seine schönen Züge und das freie glänzende Auge.

So ging der Zug aus dem Thore des Schlosses nach der Kirche, die nur durch einen breiten Platz von ihm getrennt war. Kopf an Kopf standen die schönen Mädchen und die redseligen Frauen, sie musterten die Anzüge der Fräulein, strengten die Blicke an, als die schöne Braut vorbeiging, und waren voll Lobes über den Bräutigam.

Unter den zahlreichen Zuschauern sah man auch eine rüstige runde Bauersfrau mit ihrem Töchterlein stehen. Diese Frau verneigte sich immerwährend zu großer Belustigung der Städtler umher, die nur der Braut und dem Herzog diese Aufmerksamkeit bewiesen. Sie unterhielt sich dabei eifrig mit ihrer Tochter. Das

ſchöne Kind an ihrer Seite ſchien aber wenig auf ihre Reden zu achten; ſie überſah den glänzenden Zug der Fräulein, ihre hellen Augen waren nur immer auf die nahende Braut gerichtet. Je näher dieſe kam, deſto röther färbten ſich die Wangen des Mädchens, das rothe Mieder hob und ſenkte ſich ungeſtüm und das pochende Herz ſchien die ſilbernen Ketten, womit es eingeſchnürt war, zerſprengen zu wollen. Sie ſah Marien feſt und durchdringend an, die hohe Schönheit der jungen Braut ſchien ſie zu überraſchen, ein wehmüthiges Lächeln zuckte um ihren kleinen Mund. „Sie iſts!“ rief ſie unwillkürlich aus, und verbarg dann ſchnell ihr Geſicht hinter dem Rücken ihrer Mutter, denn die Umſtehenden ſahen verwundert nach ihr hin.

„Jo, dia iſts, Bärbele! dia iſt grauſig ſchö!“ flüſterte die runde Frau und neigte ſich tief. „Jetzt wellet mer uf da Junker baſſa.“

Das Mädchen ſchien dieſes Raths nicht erſt zu bedürfen, denn ſie blickte längſt hinüber nach jener Seite, woher er kommen mußte. „Er kommt, er kommt!“ hörte ſie ihre Nachbarn flüſtern, „der iſts in dem weißen Kleid, mit dem blauen Mantel, er geht gerade vor dem Herzog.“ Sie ſah ihn, nur einen Blick warf ſie nach ihm hin und wagte dann nicht mehr aufzublicken; die tiefe Röthe ihrer Wangen verſchwand, als er vorüberging, ſie zitterte, eine Thräne fiel herab auf das rothe Mieder; — jetzt war er vorüber, jetzt hob ſie das Köpfchen wieder ein wenig auf und ſandte ihm einen Blick nach, der mehr auszudrücken ſchien, als die reine Bewunderung oder das Staunen der Neugierde.

Als der Zug vorüber war, drängten ſich die Zuſchauer mit Ungeſtüm zu den Kirchthüren, und in einem Augenblick war der Platz, der noch kurz zuvor den Anblick einer bunten wogenden Menge dargeboten hatte, wie ausgeſtorben. Die runde Frau blickte noch immer ſtaunend den ſchönen geputzten Stadtjungfern nach, welche mit ihren brocatenen Hauben und goldgeſtickten Miedern, mit ihren feinen langen Röcken, an welchen man nur um Hals und Buſen den Zeug allzuſehr geſpart zu haben ſchien, in der Bauersfrau mächtige Sehnſucht nach ſolcher Pracht und Herrlichkeit erweckt hatten.

Als ſie ſich umwandte, erſchrack ſie nicht wenig, denn ihr holdes Kind hatte das blühende Geſichtchen in die Hände verborgen und weinte. Sie konnte nicht begreifen, was dem Mädchen begegnet ſeyn könne, ſie faßte ihre Hand, zog ſie herab von den Augen, — ſie weinte bitterlich. „Was hoſcht denn, Bärbele?“ fragte ſie halb unmuthig, doch nicht ohne Theilnahme, „was heulſcht denn? Hoſcht's denn et g'ſeha? Gang, s' iſt jo a Schand! wenn's jo ebber ſieht; ſo ſag' no, worum de heulſcht?“

„I woiß et, Muater!“ flüſterte ſie, indem ſie vergeblich ihre Thränen zu bezwingen ſuchte; „es iſt mer ſo weh im Herz drinn, i woiß et worum.“

„Laß jetzt bleiba, ſag e! Komm, ſonſt kommemer g'ſpot in d'Kirch. Hairſch, wie ſe muſicieret und ſinget? komm, ſonſt ſeha mer nix mai!“ Die Frau zog bei dieſen Worten das Mädchen nach der Kirche. Bärbele folgte, ſie bedeckte die Augen mit der weißen Schürze, um nicht den Stadtleuten zum Geſpött zu werden; aber

die tiefen Seufzer, die ſich aus ihrer Bruſt herauf-ſtahlen, ließen ahnen, daß ſie einen tiefen Schmerz vergeblich zu unterdrücken ſuche. Die Orgel ſchwieg, der Chorgeſang verſtummte, als ſie an der Kirchthüre anlangten; die Einſegnung des ſchönen Paares mußte in dieſem Augenblicke beginnen. Aber vergebens ſuchte die runde Frau durch die dichten Reihen zu dringen, welche die Thüre füllten, ſie wurde, ſo oft ſie ſich in einen freien Raum zu ſchieben ſuchte, unwillig und mit Scheltworten zurückgeſtoßen.

„Komm, Muater!“ ſprach das Mädchen, „mer wellet hoim; mer ſent arme Leut, uns laſſet ſe et in d'Kirch; komm hoim.“

„Was?“ d'Kircha ſind für älle Leut erſchaffa; au für d'Arme. Wia, ihr Herra, lent es e bisle do nei. Mer ſehet jo gar nix.“

„Waz!“ ſprach der Mann, an den ſie ſich gewendet hatte, und kehrte ihr ein rothbraunes Geſicht mit ſchreck-lichem Bart zu, „waz? packt Euch fort, wir laſſen niemand durch; wir zind die allergnädigſten herzoglichen Landsknechte wir, und nach dem Zanktus, hat der Hauptmann befohlen, darf keine Zeele mehr durch; Mordblei! thut mir leid, wenn ich in der Kirche fluche, aber ich zag', weg da!“

„Die Olte muß weg, ſogen wer, ober das Diendel darf rein; komm, Schazerl! do konnſt's recht gut ſehen! ſchaut's, jetzt ſteckt ihr der Probſt den Ring on, jetzt leg er ihne die Händ' zuſommen — gib mir en Schmazerl, dann darfſt's ſehn.“ Der Staberl von Wien ſtreckt bei dieſen Worten ſeine tapfere Hand nach dem Mädchen

, doch dieſe ſchrie laut auf und entfloh weinend; runde Frau aber verwünſchte die Stadtleute, die dtkirchen und die unanſtändigen Landsknechte, und te ihrer Tochter.

XII.

So hab' ich endlich dich gerettet
Mir aus der Menge wilden Reih'n;
Du biſt in meinen Arm gekettet,
Du biſt nun mein, nun einzig mein.
Es ſchlummert alles dieſe Stunde,
Nur wir noch leben auf der Welt,
Wie in der Waſſer ſtillem Grunde
Der Meergott ſeine Göttin hält.

L. Uhland.

Herzog Ulerich von Würtemberg liebte eine gute el, und wenn in guter Geſellſchaft die Becher ten, pflegte er nicht ſo bald das Zeichen zum ruch zu geben. Auch am Hochzeitfeſte Mariens Lichtenſtein blieb er ſeiner Gewohnheit treu. Man , als die heilige Handlung in der Kirche vorüber , in den Luſtgarten am Schloß gezogen; dort hatten in den Laubgängen und künſtlich verſchlungenen en die Hochzeitgäſte ergangen, oder an den zahmen hen und Rehen im Gehege, oder an den Bären, n einem der Gräben des Schloſſes umherwandelten, ergötzt. Um zwölf Uhr hatten die Trompeter zur l gerufen. Sie wurde in der Tyrnitz gehalten, weiten hohen Halle, die viele hundert Gäſte faßte. e Halle war die Zierde des Schloſſes zu Stuttgart. maß wohl hundert Schritte in der Länge; die eine

Seite, die gegen den Garten des Schloſſes lag, war von vielen breiten Fenſtern unterbrochen, und der freundliche Tag ergoß ſich durch die vielfarbigen Scheiben und erhellte überall das ungeheure Gemach, das mit ſeinen Wölbungen und Säulen mehr einer Kirche als einem Tummelplatz der Freude glich. Um die drei übrigen Seiten liefen Gallerien, mit Teppichen reich behängt, ſie waren für die Geiger und Trompeter und für die Zuſchauer bei einem fürſtlichen Mahle beſtimmt, oft aber dienten ſie den Damen und Kampfrichtern zu Tribünen, wenn nicht der Klang der Becher, ſondern Schwerthiebe, das Krachen der Lanzen, das Sauſen der Speere und das Gelächter und Geſchrei der Kämpfer beim freien Waffenſpiel in der Halle erſcholl.

Aber heute ſah man hier einen gemiſchten Kreis ſchöner Frauen und fröhlicher Männer um reich beſetzte Tafeln ſitzen. Auf den Gallerien ſchwangen die Geiger luſtig ihre Fidelbogen. Die Zinkeniſten blieſen ihre Backen auf, die Trommler ſchlugen kräftig auf die Felle, und mit Jauchzen und Halloh ſtimmte die Volksmenge, die man auf den übrigen Theilen der Gallerien zugelaſſen hatte, ein, wenn die Herren unten einen Trinkſpruch ausgebracht hatten. Am oberen Ende der Halle ſaß unter einem Thronhimmel der Herzog. Er hatte ſeinen Hut weit aus der Stirne gerückt, ſchaute fröhlich um ſich und ſprach dem Becher fleißig zu. Zu ſeiner Rechten, an der Seite des Tiſches, ſaß Marie; jetzt wollte die Sitte nicht mehr, daß ſie die Augen niederſchlug und ſechs Schritte von dem Geliebten blieb. Ein fröhliches Leben war in ihre Augen, und

ihren Mund eingezogen: sie blickte oft nach ihrem neuen Gemahl, der ihr gegenüber saß, es war ihr oft, als müsse sie sich überzeugen, daß dies alles nicht ein Traum, daß sie wirklich eine Hausfrau sey, und den Namen, den sie achtzehn Jahre getragen, gegen den Namen Sturmfeder vertauscht habe; sie lächelte, so oft sie ihn ansah, denn es kam ihr vor, als gebe er sich, seitdem er aus der Kirche kam, eine gewisse Würde. „Er ist mein Haupt," sagte sie lächelnd zu sich; „mein Herr, mein Gebieter; o der gute Herr! das liebe Haupt."

Und es war so, wie Marie zu bemerken glaubte; Georg fühlte sich gehobener, mit einer neuen Würde umgeben; es schien ihm, als zeigen ihm die Junker mehr Ehrfurcht, als ziehen ihn die älteren Ritter freundlicher zu sich heran, seit er nicht mehr allein in der Welt stand, sondern wie sie ein Hausvater, vielleicht der Stammhalter eines glänzenden Geschlechtes geworden war. Denn in den guten alten Zeiten waren die Begriffe noch anders als heutzutage, und man dachte sich den Edelmann und den Bürger nicht anders als mit Weib und Kindern, und überließ den Cölibat den Mönchen.

In die Nähe des Herzogs war der Ritter von Lichtenstein, Max Stumpf von Schweinsberg und der Kanzler gezogen worden, und auch der Rathsschreiber von Ulm saß nicht ferne, weil er heute als Geselle des Bräutigams diesen Ehrenplatz sich erworben hatte. Der Wein begann schon den Männern aus den Augen zu leuchten und den Frauen die Wangen höher zu färben, als der Herzog seinem Küchenmeister ein Zeichen gab.

Die Speiſen wurden weggenommen und im Schloßhof unter die Armen vertheilt; auf die Tafel kamen jetzt Kuchen und ſchöne Früchte, und die Weinkannen wurden für die Männer mit beſſeren Sorten gefüllt; den Frauen brachte man kleine ſilberne Becher mit ſpaniſchem ſüßen Weine. Sie behaupteten zwar, keinen Tropfen mehr trinken zu können, doch nippten und nippten ſie von dem ſüßen Nektar immer wieder, bis man die Nagelprobe hätte machen können. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo nach der Sitte der Zeit dem neuen Ehepaar Geſchenke überbracht wurden. Man ſtellte Körbe neben Marien auf, und als die Geiger und Pfeifer von neuem geſtimmt hatten und aufzuſpielen anfingen, bewegte ſich ein langer, glänzender Zug in die Halle. Voran gingen die Edelknaben des fürſtlichen Hofes, ſie trugen goldene Deckelkrüge, Schaumünzen, Schmuck von edlen Steinen als Geſchenke des Herzogs.

„Mögen euch dieſe Becher, wenn ſie bei den Hochzeiten eurer Kinder, bei den Taufen eurer Enkel kreiſen, mögen ſie euch an einen Mann erinnern, dem ihr beide im Unglück Liebe und Treue bewieſen, an einen Fürſten, der im Glück euch immer gewogen und zugethan iſt.“

Georg war überraſcht von dem Reichthum der Geſchenke. „Euer Durchlaucht beſchämen uns!“ rief er, „wollet Ihr Liebe und Treue belohnen, ſo wird ſie nur zu bald um Lohn feil ſeyn.“

„Ich habe ſie ſelten rein gefunden,“ erwiederte Ulerich, indem er einen unmuthigen Blick über die lange Tafel hinſchickte und dem jungen Mann die Hand drückte, „noch ſeltener, Freund Sturmfeder, hat ſie mir Probe

gehalten, drum iſt es billig, daß wir die reine Treue mit reinem Golde und edle Liebe mit edlen Steinen zu belohnen ſuchen. Doch wie, Eure ſchöne Frau vergießt Thränen? Ich weiß die Quelle dieſes klaren Thaues, es iſt die Erinnerung an unſer bitteres Geſchick, die wir ſelbſt herauf beſchworen haben. Hinweg mit dieſen Thränen, ſchöne Frau, am Hochzeittag iſt es kein gutes Zeichen. Doch mit Verlaub Eures Eheherrn will ich jetzt eine alte Schuld einziehen, Ihr wißt noch welche?"

Marie erröthete und warf einen forſchenden Blick nach Georg hinüber, als fürchtete ſie, jenes alte Uebel, daß ſie oft kaum zu beſchwören vermochte, möchte wiederkehren. Georg wußte recht wohl, was der Herzog meine, denn jene Scene, die er hinter der Thüre belauſcht, war ihm noch immer im Gedächtniß; doch er fand Gefallen daran, den Herzog und Marien zu necken, und antwortete, als dieſe noch immer ſchwieg: „Herr Herzog, wir ſind jetzt zuſammen ein Leib und eine Seele, wenn alſo meine Frau in früheren Zeiten Schulden gemacht hat, ſo ſteht es mir zu, ſie zu bezahlen."

„Ihr ſeyd zwar ein hübſcher Junge," entgegnete Ulerich mit Laune, „und manche unſerer Fräulein hier am Tiſche möchte vielleicht gerne einen ſolchen Schuldbrief an Euren ſchönen Mund einzufordern haben; mir aber kann dies nicht frommen, denn meine Urkunde lautet auf die rothen Lippen Eurer Frau."

Der Herzog ſtand bei dieſen Worten auf und näherte ſich Marien, die bald erröthend, bald erbleichend ängſtlich auf Georg herüber ſah. „Herr Herzog," flüſterte ſie, indem ſie den ſchönen Nacken zurückbog, „es war

nur Scherz — ich bitte Euch.“ Doch Ulerich ließ ſich nicht irre machen, ſondern zog die Schuld ſammt Zinſen von ihren ſchönen Lippen ein.

Der alte Herr von Lichtenſtein ſah bei dieſer Scene finſter bald auf den Herzog, bald auf ſeine Tochter, vielleicht mochte ihm Ulerich von Hutten beifallen, denn ſeine Blicke ſtreiften auch ängſtlich auf ſeinen Schwiegerſohn. Der Kanzler Ambroſius Volland aber ſchaute mit höhniſcher Schadenfreude aus den grünen Aeuglein auf den jungen Mann. „Hi hi!“ rief er ihm zu, „ich leere meinen Becher auf gutes Wohlſeyn. Eine ſchöne Frau iſt eine gute Bittſchrift in aller Noth; wünſche Glück, liebſter, werthgeſchätzter Herr; hi hi! ’s iſt ja auch was Unſchuldiges, ſo lange es vor den Augen des Ehemanns geſchieht.“

„Allerdings, Herr Kanzler!“ erwiederte Georg mit großer Ruhe, „um ſo unſchuldiger, als ich ſelbſt dabei war, wie meine Frau Seiner Durchlaucht dieſen Dank zuſagte. Der Herr Herzog verſprach, beim Vater für uns zu bitten, daß er mich zu ſeinem Eidam annehme, und bedung ſich dafür dieſen Lohn an unſerm Hochzeittage.“

Der Herzog ſah den jungen Mann mit Staunen an, Marie erröthete von neuem, denn ſie mochte ſich jene ganze Scene ins Gedächtniß zurückrufen, aber keines von beiden widerſprach ihm, ſey es, weil ſie es für unſchicklich hielten, ihn Lügen zu ſtrafen, ſey es, weil ſie ahneten, er könne ſie belauſcht haben. Aber Ulerich konnte doch nicht unterlaſſen, ihn heimlich um die näheren Umſtände zu befragen; er theilte ſie ihm in wenigen Worten mit.

„Du biſt ein ſonderbarer Kauz!“ flüſterte der Herzog lachend, „was hätteſt du denn gemacht, wenn wir damals ein Küßchen erobert hätten?“

„Ich kannte Euch noch nicht,“ flüſterte Georg eben ſo leiſe, „drum hätte ich Euch auf der Stelle niedergeſtochen und an die nächſte Eiche aufgehängt.“

Der Herzog biß ſich in die Lippen und ſah ihn verwundert an; dann aber drückte er ihm freundlich die Hand und ſagte: „Da hätteſt du alles Recht dazu gehabt und wir wären in unſeren Sünden abgefahren. — Doch ſieh, da bringen ſie wieder Spenden für die Braut.

Es erſchienen jetzt die Diener der Ritter und Edeln, die zur Hochzeit geladen waren, die trugen allerlei ſeltenes Hausgeräthe, Waffen, Stoff zu Kleidern und dergleichen; man wußte zu Stuttgart, daß es der Liebling des Herzogs ſey, dem dieſes Feſt gelte, drum hatte ſich auch eine Geſandtſchaft der Bürger eingeſtellt, ehrſame angeſehene Männer in ſchwarzen Kleidern, kurze Schwerter an der Seite, mit kurzen Haaren und langen Bärten. Der eine trug eine aus Silber getriebene Weinkanne, der andere einen Humpen aus demſelben Metall, mit eingeſetzten Schaumünzen geſchmückt. Sie nahten ſich ehrerbietig zuerſt dem Herzog, verbeugten ſich vor ihm und traten dann zu Georg von Sturmfeder.

Sie verbeugten ſich lächelnd auch vor ihm, und der mit dem Humpen hub an:

„Gegrüßet ſey das Ehepaar
Und leb' zuſamm' noch manches Jahr;
Um euch zu friſten langes Leben,
Will Stuttgart euch ein Tränklein geben.
Des Lebens Tränklein iſt der Wein,
Komm', guter Geſelle, ſchenk' mir ein.“

Der andere Bürger goß aus der Flasche den Humpen voll und sprach, während der erste trank:

„Von diesem Tränklein steht ein Faß
Vor eurer Wohnung auf der Gaß.
Es ist vom besten, den wir haben,
Er soll euch Leib und Seele laben;
Er geb' euch Muth, Gesundheit, Kraft:
Das wünscht euch Stuttgarts Bürgerschaft."

Der erstere hatte indessen ausgetrunken, füllte den Becher von neuem und sprach, indem er ihn dem jungen Mann kredenzte:

„Und wenn ihr trinkt von diesem Wein,
Soll euer erster Trinkspruch seyn:
Es leb' der Herzog und sein Haus!
Ihr trinkt bis auf den Boden aus;
Dann schenkt ihr wieder frischen ein:
Hoch leb' Sturmfeder und Lichtenstein!
Und lüftet euch noch eins zu trinken,
Mögt ihr an Stuttgarts Bürger denken."

Georg von Sturmfeder reichte beiden die Hand und dankte ihnen für ihr schönes Geschenk; Marie ließ ihre Weiber und Mädchen grüßen, und auch der Herzog bezeugte sich ihnen gnädig und freundlich. Sie legten den silbernen Becher und die Kanne in den Korb zu den übrigen Geschenken und entfernten sich ehrbaren und festen Schrittes aus der Tyrnitz. Doch die Bürger waren nicht die letzten gewesen, welche Geschenke gebracht hatten; denn kaum hatten sie die Halle verlassen, so entstand ein Geräusch an der Thüre, wo die Landsknechte Wache hielten, das selbst die Aufmerksamkeit des Herzogs auf sich zog. Man hörte tiefe Männerstimmen fluchen und befehlen, dazwischen ertönten hohe Weiberstimmen,

von denen beſonders eine, die am heftigſten haderte, der Geſellſchaft am oberſten Ende der Tafel ſehr bekannt ſchien.

„Das iſt wahrhaftig die Stimme der Frau Roſel!“ flüſterte Lichtenſtein ſeinem Schwiegerſohn zu, „Gott weiß, was ſie wieder für Geſchichten hat.“

Der Herzog ſchickte einen Edelknaben hin, um zu erfahren, was der Lärmen zu bedeuten habe; er erhielt zur Antwort, einige Bauernweiber wollen durchaus in die Halle, um den Neuvermählten Geſchenke zu bringen, da es aber nur gemeines Volk ſey, ſo wollen ſie die Knechte nicht einlaſſen. Ulerich gab Befehl, ſie vorzubringen, denn die Sprüchlein der Bürger hatten ihm gefallen, und auch von den Bauersleuten verſprach er ſich Kurzweil. Die Knechte gaben Raum und Georg erblickte zu ſeinem Erſtaunen die runde Frau des Pfeifers von Hardt mit ihrem ſchönen Töchterlein, geführt von der Frau Roſel, ihrer Baſe.

Schon auf dem Wege in die Kirche hatte er die holden Züge des Mädchens von Hardt, die er nicht aus ſeinem Gedächtniß verloren, zu bemerken geglaubt; aber wichtigere Gedanken und die Heiligkeit des Sacraments, die ſeine ganze Seele füllten, hatten dieſe flüchtige Erſcheinung verdrängt. Er belehrte die Geſellſchaft, wer die Nahenden ſeyen, und mit großem Intereſſe blickten ſie alle auf das Kind jenes Mannes, deſſen wunderbares Eingreifen in das Schickſal des Herzogs ihnen oft ſo unbegreiflich geweſen war, deſſen Treue ſo erhaben, deſſen Hülfe in der Noth ſo willkommen erſchienen war. Das Mädchen hatte die blonden Haare, die offene

Stirne, die Züge ihres Vaters; nur die Liſt, die aus ſeinen Augen, die Kühnheit und Kraft, die aus ſeinem Weſen ſprach, war bei ihr, wenn ſie nicht ſchüchtern und blöde war, in eine neckende Freundlichkeit und in rüſtiges behendes Weſen übergegangen. So hatte ſie Georg erkannt, als er im Hauſe des Pfeifers wohnte, doch heute ſchien ſie vor den vielen vornehmen Leuten etwas ſchüchtern, ja es wollte ihm ſogar ſcheinen, als ſey ein neuer Zug in ihr Geſicht gekommen, den er früher nicht an ihr bemerkt hatte, eine gewiſſe Wehmuth und Trauer, die ſich um ihren Mund und in ihren Augen ausſprach.

Die Pfeifersfrau wußte, was Lebensart ſey, ſie verbeugte ſich daher von der Thüre der Tyrnitz in einem fort, bis ſie zum Stuhl des Herzogs kam. Frau Roſel hatte noch die Röthe des Zornes auf ihren magern Wangen, denn die Landsknechte, namentlich der Magdeburger und Kaſpar Staberl, hatten ſie höchlich beleidigt und ſie eine dürre Stange geheißen. Ehe ſie noch ſich ſammeln und den Herrſchaften geziemend die Familie ihres Bruders vorſtellen konnte, hatte die runde Frau ſchon einen Zipfel von des Herzogs Mantel gefaßt und ihn an die Lippen gedrückt. „Gueten Obed, Herr Herzich,“ ſprach ſie dazu mit tiefen Knixen; „wie got Ich's, ſeit Er wieder in Schtuagerdt ſend; mei Ma loßt Ich ſchö grüaßa; mer komme aber et zum Herr Herzich, noi, zu dem Herra dort drübe welle mer. Mer hent a Hochzeitſchenke für ſei Frau. Do ſitzt ſe jo, gang Bärbele, lang's aus em Krättle.“

„Ach du lieber Gott!“ fiel Frau Roſel ihrer Schwägerin ins Wort, „bitt' unterthänigſt um Verzeihung,

Euer Durchlaucht, daß ich die Leut' 'reingebracht habe; 's iſt Frau und Kind vom Pfeifer von Hardt; ach du Herr Gott! nehmet doch nichts übel, Herr Herzog; die Frau meint's g'wiß gut."

Der Herzog lachte mehr über dieſe Entſchuldigung der Frau Roſel, als über die Reden ihrer Schwägerin: „Was macht denn dein Mann, der Pfeifer? Wird er uns bald beſuchen? Warum kam er nicht mit euch?"

„Sell hot ſein Grund, Herr!" erwiederte die runde Frau, „wenn's Krieg geit, bleibt er g'wiß et aus; do ka mer'n brauche; aber im Frieda? Noi, do denkt er, mit grauße Herra iſts et guet Kirſche freſſa."

Frau Roſel wollte beinahe verzweifeln über die Naivetät der runden Frau, ſie zog ſie am Rock und am langen Zopfband; es half nichts, die Frau des Pfeifers ſprach zu großer Ergötzung des Herzogs und ſeiner Gäſte immer weiter, und das unauslöſchliche Gelächter, das ihre Antworten erregten, ſchien ihr Freude zu machen. Bärbele hatte indeſſen mit dem Deckel des Körbchens geſpielt, ſie hatte einige Mal gewagt, ihre Blicke zu erheben, um jenes Geſicht wieder zu ſehen, das im Fieber der Krankheit ſo oft an ihrem Buſen geruht, und in ihren treuen Armen Ruhe und Schlummer gefunden hatte, jenen Mund wieder zu ſehen, den ſie ſo oft heimlicherweiſe mit ihren Lippen berührt hatte, und jene Augen, deren klarer freundlicher Strahl ewig in ihrem Gedächtniß fortglühte. Sie erhob ihre Blicke immer wieder von neuem, doch, wenn ſie bis an ſeinen Mund gekommen war, ſchlug ſie ſie wieder — aus Furcht, ſeinem Auge zu begegnen — herab.

„Siehe, Marie,“ hörte ſie ihn ſagen, „das iſt das gute Kind, das mich pflegte, als ich krank in ihres Vaters Hütte lag, das mir den Weg nach Lichtenſtein zeigte.“

Marie wandte ſich um und ergriff gütig ihre Hand; das Mädchen zitterte und ihre Wangen färbte ein dunkles Roth; ſie öffnete ihr Körbchen und überreichte ein Stück ſchöner Leinwand und einige Bündel Flachs, ſo fein und zart wie Seide. Sie verſuchte zu ſprechen, aber umſonſt, ſie küßte die Hand der jungen Frau, und eine Thräne fiel herab auf ihren Ehering.

„Ei, Bärbele,“ ſchalt Frau Roſel, „ſey doch nicht ſo ſchüchtern und ängſtlich; gnädiges Fräulein — wollte ſagen, gnädige Frau, habt Nachſicht, ſie kommt ſelten zu vornehmen Leuten. Es iſt niemand ſo gut, er hat zweierlei Muth, heißt es im Sprüchwort; das Mädchen kann ſonſt ſo fröhlich ſeyn, wie eine Schwalbe im Frühling —“

„Ich danke dir, Bärbele!“ ſagte Marie, „wie ſchön deine Leinewand iſt! die haſt du wohl ſelbſt geſponnen?“

Das Mädchen lächelte durch Thränen; ſie nickte ein Ja! — zu ſprechen ſchien ihr in dieſem Augenblick unmöglich zu ſeyn. Der Herzog befreite ſie von dieſer Verlegenheit, um ſie in eine noch größere zu ziehen. „Wahrhaftig, ein ſchönes Kind hat Hans der Spielmann!“ rief er aus, und winkte ihr näher zu treten; „hoch gewachſen und lieblich anzuſchauen! Schaut nur, Herr Kanzler, was ihr das rothe Mieder und das kurze Röckchen gut anſteht; wie? Ambroſius Volland, meinſt du nicht, wir könnten durch ein allgemeines Edikt dieſe

niedliche Tracht auch bei unſern Schönen in Stuttgart einführen?"

Der Kanzler verzog ſein Geſicht zu einem greulichen Lächeln; er beſchaute das erröthende Mädchen mit ſeinen Aeuglein vom Kopf bis zu den Füßen. „Man könnte zum Grund angeben," ſagte er, „daß dadurch eine Elle in der Länge erſpart würde; ſo gut Euer Durchlaucht vor einigen Jahren das Maaß und Gewicht hat kleiner machen laſſen, habt Ihr nach allen Regeln der Logica auch das Recht, dem Frauenzimmer die Röcklein zu verkürzen. Wäre aber damit nichts gewonnen, denn — hi hi hi! ſchaut nur, was dort wegfiele, müßten dann die hieſigen Schönen oben wieder anſetzen. Und wer weiß, ob ſie ſich gerne dazu verſtünden? Sie gehören zum Geſchlecht der Pfauen, und Ihr wißt ſchon, daß dieſe nicht gerne auf ihre Beine ſehen."

„Haſt Recht, Ambroſius," lachte der Herzog; „es geht doch nichts über einen gelehrten Herrn! Aber ſag' einmal, Kind, haſt du auch ſchon einen Schatz? einen Liebſten?"

„Ei was, Euer Durchlaucht!" unterbrach ihn die runde Frau, „wer wird ſo ebbes von ſo ema Kind denka! Se iſt a ehrlichs Mädle, Herr Herzich!"

Der Herzog ſchien nicht auf dieſe Bemerkung zu hören; er betrachtete lächelnd die Verlegenheit, die ſich auf den reinen Zügen des Mädchens abſpiegelte; ſie ſeufzte leiſe, ſie ſpielte mit den bunten Bändern ihrer Zöpfe; ſie ſandte unwillkürlich einen Blick, aber einen Blick voll Liebe auf Georg von Sturmfeder, und ſchlug dann erröthend wieder die Augen nieder. Der Herzog,

dem dies alles nicht entging, brach in lautes Lachen aus, in das die übrigen Männer einſtimmten. „Junge Frau!“ ſagte er zu Marien, „jetzt könnt Ihr billig die Eiferſucht Eures Herrn theilen; wenn Ihr geſehen hättet, was ich ſah, könntet Ihr allerlei deuteln und vermuthen.“

Marie lächelte und blickte theilnehmend auf das ſchöne Mädchen; ſie fühlte, wie wehe ihr der Spott der Männer thun müſſe. Sie flüſterte der Frau Roſel zu, ſie und die runde Frau zu entfernen. Auch dieſes bemerkte Ulerichs ſcharfer Blick und ſeine heitere Laune ſchrieb es der ſchnell erwachten Eiferſucht zu. Marie aber band ein ſchönes, aus Gold und rothen Steinen gearbeitetes Kreuzchen ab, das ſie an einer Schnur um den Hals getragen, und reichte es dem überraſchten Mädchen. „Ich danke dir,“ ſagte ſie ihr dazu; „grüße deinen Vater und beſuche uns recht oft hier und in Lichtenſtein. Wie wäre es, wenn du mir dienteſt als Zofe? Du ſollſt es gut haben, und haſt ja auch deine Muhme, Frau Roſel, bei uns.“

Das Mädchen erſchrack ſichtbar; ſie ſchien mit ſich zu kämpfen; oft ſchien ein freundliches Lächeln „ja“ ſagen zu wollen, aber eben ſo oft drängte ein ſchmerzlicher Zug um den Mund dieſen Entſchluß zurück. „I dank' ſchö, gnädige Frau!“ antwortete ſie, indem ſie Mariens ſchöne Hand küßte; „aber i mueß daheim bleibe; d'Mueter wird alt und braucht me; b'hüt Ich Gott der Herr, älle Heilige walten über Ich, und die heilige Jungfrau ſey Ich gnädig. Lebet g'ſund und froh mit Euerem Herra, es iſt a gueter lieber Herr!“ Noch einmal beugte ſich Bärbele herab auf Mariens

Hand und entfernte ſich dann mit ihrer Mutter und der Baſe.

„Hör' einmal!“ rief ihr der Herzog nach, „wenn deine Mutter einmal zugibt, daß du einen Liebſten bekommſt, ſo bring' ihn mir; ich will dich ausſtatten, du hübſches Pfeiferskind!“

Unter dieſen Scenen war es vier Uhr geworden und der Herzog hob die Tafel auf. Dies war das Zeichen, daß ſich jetzt das Volk von den Gallerien entfernen müſſe, die ſogleich mit Polſtern und Teppichen belegt und zum Empfang der Damen eingerichtet wurden. In dem Parterre der Tyrnitz wurden ſchnell die Tafeln weggeräumt, Lanzen, Schwerter, Schilde, Helme und der ganze Apparat zu Ritterſpielen herbeigeſchleppt, und in einem Augenblicke war dieſe große Halle, die noch ſo eben der Sitz der Tafelfreuden geweſen war, zum Waffenſaal eingerichtet. Wie die Damen in unſeren Tagen gerne lauſchen, wenn die Männer ſich in gelehrte Diskuſſionen und politiſche Streitigkeiten einlaſſen, wie jede wünſcht, den Geliebten oder Gemahl am ſcharfſinnigſten urtheilen, am ſchnellzüngigſten diſputiren zu hören, ſo war es in den guten alten Zeiten den Frauen Freude, ſelbſt blutige Kämpfe ihrer Männer zu beobachten, und aus manchem ſchönen Auge blitzte das Hochgefühl, einem Tapferen anzugehören, manche holde Wange ſchmückte ein höheres Roth, nicht wenn der Geliebte in Gefahr, ſondern wenn er ſich zurückzuziehen ſchien, oder ſeine Hiebe nicht ſo kräftig waren, wie die ſeines Gegners.

Es wurden an dieſem Abend ſogar Pferde in die Halle geführt, und Marie hatte die Freude, ihrem

Geliebten den zweiten Dank im Rennen überreichen zu können, denn er machte den Herrn von Hewen zweimal im Sattel wanken. Der tapferſte Kämpfer war Herzog Ulerich von Würtemberg, eine Zierde der Ritterſchaft ſeiner Zeit. Meldet ja doch die Sage von ihm, daß er an ſeinem eigenen Hochzeittag acht der ſtärkſten Ritter des Schwaben- und Frankenlandes in den Sand warf. Nachdem die Ritterſpiele einige Stunden gedauert hatten, zog man zum Tanz in den Ritterſaal, und den Siegern im Kampfe wurden die Vortänze zugeſtanden. Der fröhliche Reigen ertönte bis in die Nacht; der Herzog ſchien alle Sorgen vor der bangen Zukunft auf den Höcker ſeines Kanzlers geſchoben zu haben, der wie die böſe Zeit in einem Fenſter ſaß und mit bitterem Lächeln einem Vergnügen zuſchaute, von welchem ihn ſeine eigene Mißgeſtalt ausſchloß.

Zum letzten Tanz vor dem Abendtrunk wollte Ulerich die Krone des Feſtes, die junge ſchöne Frau Marie aufrufen; doch im ganzen Saal ſuchte er und Georg ſie vergebens auf, und die lächelnden Frauen geſtanden, daß ſechs der ſchönſten Fräulein ſie entführt und in ihre neue Wohnung begleitet haben, um ihr dort, wie es die Sitte wolle, die myſteriöſen Dienſte einer Zofe zu erzeigen.

„Sic transit gloria mundi!“ ſagte der Herzog lächelnd; „und ſiehe, Georg, da nahen ſie ſchon mit den Fackeln, deine Geſellen und zwölf Junker, ſie wollen dir heimzünden. Doch zuvor leere noch einen Becher mit Uns. Geh, Mundſchenk! bring' vom beſten.

Max Stumpf von Schweinsberg und Dieterich von Kraft naheten sich mit Fackeln und boten sich an, Georg nach Hause zu geleiten. An sie schlossen sich zwölf Junker, ebenfalls mit Fackeln, an, um dem jungen Manne diese Ehre zu erweisen; denn so wollte es die Sitte der guten alten Zeit. Der Mundschenk goß die Becher voll und kredenzte sie seinem Herzog und Georg von Sturmfeder.

Ulerich sah ihn lange und nicht ohne Rührung an; er drückte seine Hand und sagte: „Du hast Probe gehalten. Als ich verlassen und elend unter der Erde lag, hast du dich zu mir bekannt; als jene Vierzig meine Burg übergaben und kein Stückchen Würtemberg mehr mein war, bist du mir aus dem Land gefolgt, hast mich oft getröstet und auch auf diesen Tag verwiesen. Bleibe mein Freund, wer weiß, was die nächsten Tage bringen. Jetzt kann ich wieder Hunderten gebieten, und sie schreien Hoch! auf das Wohl meines Hauses, und doch war mir dein Trinkspruch mehr werth, den du in der Höhle ausbrachtest und den das Echo beantwortete. Ich erwiedere es jetzt und gebe es dir zurück: Sey glücklich mit deinem Weibe, möge dein Geschlecht auf ewige Zeiten grünen und blühen; möge es Würtemberg nie an Männern fehlen, so muthig im Glück, so treu im Unglück wie du!“

Der Herzog trank und eine Thräne fiel in seinen Becher. Die Gäste stimmten jubelnd in seinen Ruf, die Fackelträger ordneten sich und seine Gesellen führten Georg von Sturmfeder aus dem Schloß der Herzoge von Würtemberg.

XIII.

Auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner ſchlagen,
Darum in deinen glücklichen Tagen
Fürchte des Unglückes tückiſche Nähe.

Schiller.

Der Weg, den die berühmteſten Novelliſten unſerer Tage bei ihren Erzählungen aus alter oder neuer Zeit einſchlagen, iſt ohne Wegſäule zu finden, und hat ein unverrücktes beſtimmtes Ziel. Es iſt die Reiſe des Helden zur Hochzeit. Mag ſein Weg ſich noch ſo oft krümmen, wagt er es ſogar, Abſtecher zu machen, und in Wirthshäuſern und Burgen ungebührlich lange zu verweilen, er eilt nachher um ſo raſcheren Schrittes ſeinem Ziele zu, und wenn er endlich nach ſo vielen Leiden mit gehöriger Würde in die Brautkammer geſchoben iſt, pflegt der Autor dem Leſer die Thüre vor der Naſe zuzuwerfen und das Buch zu ſchließen. Auch wir hätten mit dem herrlichen Reigen im Schloſſe zu Stuttgart ſchließen oder den Leſer mit dem Fackelzug des Bräutigams aus dem Buche hinaus begleiten können; aber die höhere Pflicht der Wahrheit und jenes Intereſſe, das wir an einigen Perſonen dieſer Hiſtorie nehmen, nöthigt uns, den geneigten Leſer aufzufordern, uns noch einige wenige Schritte zu begleiten und den Wendepunkt eines Schickſals zu betrachten, das in ſeinem Anfang unglücklich, in ſeinem Fortgang günſtiger, durch ſeine eigene Nothwendigkeit ſich wieder in die Nacht des Elends verhüllen mußte.

Das Motto, womit wir dieſen Abſchnitt bezeichneten, iſt eine Geiſterſtimme, die warnend durch die Weltgeſchichte tönt, die von vielen vernommen, von den meiſten überhört, von wenigen befolgt wurde; zu allen Zeiten ging ein finſterer Geiſt durch das Haus der Erde, man vernahm oft ſein Rauſchen, man ſuchte es durch die Töne der Freude zu übertäuben. Ulerich von Würtemberg hatte jene Stimme in mancher Nacht vernommen, die er ſorgenvoll auf ſeinem Lager durchwachte. Er glaubte das Geräuſch vieler Gewappneten und die dröhnenden Tritte eines Heeres zu vernehmen, er glaubte ſie näher und näher um ihn ſich lagern zu hören, und wenn er ſich auch überzeugte, daß es nur die Nachtluft war, die um die Thürme ſeines Schloſſes brauste, ſo blieb doch eine finſtere Ahnung in ihm zurück, daß ſein Schickſal noch einmal ſich wenden könnte. Jene Warnung des alten Ritters von Lichtenſtein tönte oft in ſeiner Seele wieder, und vergeblich ſtrengte er ſich an, die künſtlichen Folgerungen ſeines Kanzlers ſich zu wiederholen, um ein Verfahren zu entſchuldigen, das ihm jetzt zum wenigſten nicht genug überdacht ſchien; denn ſeine alten Feinde rüſteten ſich mit Macht. Der Bund hatte ein neues Heer geworben und drang herab ins Land, näher und näher an das Herz von Würtemberg. Die Reichsſtadt Eßlingen bot für dieſe Unternehmungen einen nur zu günſtigen Stützpunkt. Sie liegt nur wenige Stunden von der Hauptſtadt, beinahe mitten im Lande, und war, ſobald das Heer des Bundes die Kommunikation mit ihr hergeſtellt hatte, eine furchtbare Schanze, um *Ausfälle nach* Würtemberg zu begünſtigen und zu

decken. Das Landvolk nahm an vielen Orten den Bund günſtig auf, denn der Herzog hatte ſie durch die neue Art, wie er ſich huldigen ließ, ängſtlich gemacht. Der Würtemberger liebt von jeher das Alte und Hergebrachte. Altes Recht, alte Ordnung ſind ihm goldene Worte, wenn er auch oft nicht weiß, was ſie bedeuten, und ob das Neue nicht beſſer iſt. Seine Ruhe, die er bei andern Zufällen des Lebens zeigt, verläßt ihn, wenn man von Neuerungen ſpricht, und ein Eigenſinn, der ſogar Trotz wird, läßt ihn das Alte mit einer Gluth, mit einer natürlichen Begeiſterung umfaſſen, die ihm ſonſt fremd iſt, und gänzlich außer ſeinem Weſen, der ruhigen, biederen Geſchäftigkeit liegt.

Dieſe Liebe zum Alten hatte der Herzog an ſeinem Volk erfahren, als er einige Jahre zuvor ſeinen Räthen folgte, und zur Verbeſſerung ſeiner Finanzen ein neues Maaß und Gewicht einführte. Der „arme Conrad," ein förmlicher Aufſtand armer Leute, hatte ihn nachdenklich gemacht und den Tübinger Vertrag eingeleitet. Dieſe Liebe zum Alten hatte ſich auf eine rührende Weiſe an ihm gezeigt, als der Bund ins Land fiel und das Haupt des alten Fürſtenſtammes verjagen wollte. Ihre Väter und Großväter hatten unter den Herzogen und Grafen von Würtemberg gelebt, darum war ihnen jeder verhaßt, der dieſe verdrängen wollte; wie wenig ſie das Neue lieben, hatten ſie dem Bunde und ſeinen Statthaltern oft genug bewieſen.

Der alte angeſtammte Herzog, ein Würtemberger, kam wieder ins Land, ſie zogen ihm freudig zu; ſie glaubten, jetzt werde es wieder hergehen wie vor Alters;

ſie hätten recht gerne Steuern bezahlt, Zehnten gegeben, Gülden aller Art entrichtet und Frohnen geleiſtet; ſie hätten über Schwereres nicht gemurrt, wenn es nur nach hergebrachter Art geſchehen wäre. So gut ward es ihnen aber nicht; die alten Formeln waren aus dem Huldigungseid verſchwunden, die Steuern wurden nicht mehr nach hergebrachter Sitte eingezogen, es war Alles anders als früher; kein Wunder, wenn ſie den Herzog als einen neuen Herrn anſahen und murrend nach dem alten Recht verlangten. Sie hatten zu Ulerich kein Zutrauen mehr, nicht weil ſeine Hand ſchwerer auf ihnen ruhte als vorher, nicht weil er bedeutend mehr von ihnen wollte als früher, ſondern weil ſie die neuen Formen mit argwöhniſchen Augen anſahen.

Ein Herzog, beſonders wenn er einem Ambroſius Volland ſein Ohr leiht, erfährt ſelten genau, wie man über ihn denkt, und ob die Maßregeln klug berechnet waren, die ihm ſeine Räthe an die Hand gaben. Und dennoch entging Ulerichs hellem Auge die Unzufriedenheit ſeines Volkes nicht ganz. Er merkte, daß er im ſchlimmen Falle ſich nicht auf ſie werde verlaſſen können, ſo wenig als auf die Ritterſchaft des Landes, die, ſeit er wieder im Land war, ſich ſehr neutral verhalten hatte.[11]

Seine Unruhe über dieſe Bemerkungen ſuchte er jedem Auge zu verbergen. Er beſchwor die wildeſten Töne der Freude herauf, und oft gelang es ihm ſogar, zu vergeſſen, vor welchem Abgrund er ſtehe. Er verſuchte, um ſeinem Volk und dem Heer, das er in und um Stuttgart verſammelt hatte, Vertrauen und Muth einzuflößen, einige Einfälle, welche die Bündiſchen von

Eßlingen aus in ſein Land gemacht hatten, verdoppelt heimzugeben. Er ſchlug ſie zwar und verwüſtete ihr Gebiet, aber er verhehlte ſich nicht, wenn er nach einem ſolchen Siege in ſeine Stellungen zurückging, daß das Kriegsglück ihn vielleicht verlaſſen könnte, wenn der Bund einmal mit dem großen Heere im Feld erſcheinen werde.

Und er erſchien frühe genug für Ulerichs zweifelhaftes Geſchick. Noch wußte man in Stuttgart wenig oder nichts von dem Aufgebot des Bundes, noch lebte man am Hof und in der Stadt in Ruhe und in Freude, als auf einmal am zwölften Oktober die Landsknechte, welche der Herzog ein Lager bei Cannſtadt hatte beziehen laſſen, flüchtig nach Stuttgart kamen und von einem großen bündiſchen Heer erzählten, das ſie zurückgeworfen habe. Jetzt merkten die Bewohner Stuttgarts, daß eine wichtige Entſcheidung nahe, jetzt ſahen ſie ein, daß der Herzog längſt um dieſen drohenden Einfall gewußt haben müſſe, denn er ließ an dieſem Tage die Aemter aufbieten, ließ die Truppen ſich verſammeln, die auf das Land umher verlegt geweſen waren, und hielt noch am Abend dieſes Tages eine Muſterung über zehntauſend Mann. [12]

Noch in der Nacht zog er mit einem großen Theil der Mannſchaft aus, um die Stellungen, die ein Theil der Landsknechte zwiſchen Cannſtadt und Eßlingen genommen hatte, zu verſtärken.

In jener Nacht wurde in Stuttgart manche Thräne von ſchönen Augen geweint, denn Männer und Jünglinge, was die Waffen führen konnte, zog mit dem Herzog in die Schlacht. Doch das Rauſchen des abziehenden

Heeres übertönte die Klagen der Mädchen und Frauen, sie verhallten wie das Wimmern eines Kindes im Kampf der Elemente. Mariens Schmerz war stumm, aber groß, als sie den Gatten unter die Thüre herabgeleitete, wo die Knechte mit den Rossen für ihn und den Vater hielten. Sie hatten still und einsam, nur mit ihrem Glück beschäftigt, die ersten Tage ihrer Ehe verlebt. Sie dachten wenig an die Zukunft, sie glaubten im Hafen zu seyn, und indem sie nur sich selbst lebten, überhörten sie das Flüstern, die geheimnißvolle Unruhe, die einem nahenden Sturm vorangeht. Sie waren gewöhnt, den Vater ernst und düster zu sehen, es fiel ihnen nicht auf, wie sein Auge immer trüber, seine Stirne finsterer, seine Mienen beinahe traurig wurden. Er sah ihr süßes Glück, er fühlte mit ihnen, er verbarg, um sie nicht zu frühe aufzustören, was ihm eine bange Ahnung oft genug sagte. Aber endlich nahte der entscheidende Schlag. Der Herzog von Baiern war bis in die Mitte des Landes vorgedrungen, und der Ruf zu den Waffen schreckte Georg aus den Armen seines geliebten Weibes.

Die Natur hatte ihr eine starke Seele und jene entschiedene Erhabenheit über jedes irdische Verhängniß gegeben, die nur in einer reinen Seele und in der muthigen Zuversicht auf einen höhern Beistand bestehen kann. Sie wußte, was Georg der Ehre seines Namens und seinem Verhältniß zum Herzog schuldig sey, darum erstickte sie jeden lauten Jammer und brachte ihrer schwächeren Natur nur jenes Opfer schmerzlicher Thränen, die dem Auge, das den Geliebten tausend Gefahren preisgegeben sieht, unwillkürlich entströmen.

„Siehe, ich kann nicht glauben, daß du auf im
von mir gehſt," ſagte ſie, indem ſie ihre ſchönen Z
zu einem Lächeln zwang; „wir haben jetzt erſt zu le
begonnen, der Himmel kann nicht wollen, daß wir ſo
aufhören ſollen. Drum kann ich dich ruhig ziehen laſ
ich weiß ja zuverſichtlich, daß du mir wiederkehrſt."

Georg küßte die ſchönen, weinenden Augen, die
ſo mild und voll Troſt anblickten. Er dachte in die
Augenblicke nicht an die Gefahr, der er entgegen g
er dachte nur daran, wie groß für das theure We
das er in den Armen hielt, der Schmerz ſeyn mü
wenn er nicht mehr zurückkehrte: wie ſie dann ein lan
Leben einſam, nur in der Erinnerung an die weni
Tage des Glückes, fortleben könnte. Er preßte ſie l
tiger in die Arme, als wolle er dadurch dieſe ſchwar
Gedanken verſcheuchen, ſeine Blicke tauchten tiefer
ihre Augen herab, um dort Vergeſſenheit zu ſuchen, u
es gelang ihm, wenigſtens trug er ein ſchönes Bild
Hoffnung und der Zuverſicht mit ſich hinweg.

Die Ritter ſtießen vor dem Thor gegen Cannſt
zu dem Herzog. Es war dunkle Nacht, das erſte Vier
des Mondes und das Heer der Sterne warfen ein
matten Schein herab; Georg glaubte zu bemerken, d
der Herzog finſter und in ſich gekehrt ſey; denn ſei
Augen waren niedergeſchlagen, ſeine Stirne kraus, u
er ritt ſtumm ſeinen Weg weiter, nachdem er ſie flüch
mit der Hand gegrüßt hatte.

Ein nächtlicher Marſch hat immer etwas Geheim
nißvolles, Bedeutendes an ſich. Die Sonne, heite
Gegenden, der Anblick vieler Kameraden, der Wech

der Aussichten locken bei Tag den Soldaten zum Gespräch, wohl auch zum Gesang. Weil die Eindrücke von außen stärker sind, denkt man weniger nach über das Ziel des Marsches, über das Ungewisse des Krieges, über die Zukunft, die niemand dunkler verhängt ist, als dem Kriegsmann im Felde. Ganz anders auf dem Marsch in der Nacht. Man hört nur das Gedröhn des Zuges, den taktartigen Hufschlag der Rosse, ihr Schnauben, das Klirren der Waffen, und die Seele, die durch das Auge keine Bilder mehr empfängt, wird durch dieses eintönige Gemurmel ernster; Scherz und Gelächter sind verstummt, das laute Gespräch sinkt zum Geflüster herab, und auch dieses gilt nicht mehr gleichgültigen Gegenständen, sondern der Entscheidung, welcher man entgegenzieht.

So war auch der Zug in jener Nacht, ernst und von keinem Laut der Freude unterbrochen. Georg ritt neben dem alten Herrn von Lichtenstein, und warf hie und da ängstliche Blicke auf diesen, denn er hing wie von Kummer gebückt im Sattel, und schien ernster als je zu seyn. Er hätte beinahe ohne Leben geschienen, wenn nicht hin und wieder ein Seufzer aus seiner Brust heraufgestiegen wäre und seine glänzenden Augen nach den Wölkchen geschaut hätten, die um die bleiche Sichel des Mondes zogen.

„Glaubt Ihr, es werde morgen zum Gefecht kommen, Vater?“ flüsterte Georg nach einer Weile.

„Zum Gefecht? zur Schlacht.“

„Wie? Ihr glaubt also, das Bundesheer sey so stark, daß es uns jetzt schon werde die Spitze bieten können? Es ist nicht möglich. Herzog Wilhelm müßte

„Siehe, ich kann nicht glauben, daß du auf im
von mir gehſt," ſagte ſie, indem ſie ihre ſchönen Z
zu einem Lächeln zwang; „wir haben jetzt erſt zu l
begonnen, der Himmel kann nicht wollen, daß wir ſ
aufhören ſollen. Drum kann ich dich ruhig ziehen laſ
ich weiß ja zuverſichtlich, daß du mir wiederkehrſt."

Georg küßte die ſchönen, weinenden Augen, die
ſo mild und voll Troſt anblickten. Er dachte in die
Augenblicke nicht an die Gefahr, der er entgegen g
er dachte nur daran, wie groß für das theure We
das er in den Armen hielt, der Schmerz ſeyn mü
wenn er nicht mehr zurückkehrte: wie ſie dann ein lan
Leben einſam, nur in der Erinnerung an die weni
Tage des Glückes, fortleben könnte. Er preßte ſie
tiger in die Arme, als wolle er dadurch dieſe ſchwa
Gedanken verſcheuchen, ſeine Blicke tauchten tiefer
ihre Augen herab, um dort Vergeſſenheit zu ſuchen,
es gelang ihm, wenigſtens trug er ein ſchönes Bild
Hoffnung und der Zuverſicht mit ſich hinweg.

Die Ritter ſtießen vor dem Thor gegen Cannſ
zu dem Herzog. Es war dunkle Nacht, das erſte Vie
des Mondes und das Heer der Sterne warfen ei
matten Schein herab; Georg glaubte zu bemerken,
der Herzog finſter und in ſich gekehrt ſey; denn ſe
Augen waren niedergeſchlagen, ſeine Stirne kraus,
er ritt ſtumm ſeinen Weg weiter, nachdem er ſie flüc
mit der Hand gegrüßt hatte.

Ein nächtlicher Marſch hat immer etwas Gehei
nißvolles, Bedeutendes an ſich. Die Sonne, hei
Gegenden, der Anblick vieler Kameraden, der Wec

der Ausſichten locken bei Tag den Soldaten zum Geſpräch, wohl auch zum Geſang. Weil die Eindrücke von außen ſtärker ſind, denkt man weniger nach über das Ziel des Marſches, über das Ungewiſſe des Krieges, über die Zukunft, die niemand dunkler verhängt iſt, als dem Kriegsmann im Felde. Ganz anders auf dem Marſch in der Nacht. Man hört nur das Gedröhn des Zuges, den taktartigen Hufſchlag der Roſſe, ihr Schnauben, das Klirren der Waffen, und die Seele, die durch das Auge keine Bilder mehr empfängt, wird durch dieſes eintönige Gemurmel ernſter; Scherz und Gelächter ſind verſtummt, das laute Geſpräch ſinkt zum Geflüſter herab, und auch dieſes gilt nicht mehr gleichgültigen Gegenſtänden, ſondern der Entſcheidung, welcher man entgegenzieht.

So war auch der Zug in jener Nacht, ernſt und von keinem Laut der Freude unterbrochen. Georg ritt neben dem alten Herrn von Lichtenſtein, und warf hie und da ängſtliche Blicke auf dieſen, denn er hing wie von Kummer gebückt im Sattel, und ſchien ernſter als je zu ſeyn. Er hätte beinahe ohne Leben geſchienen, wenn nicht hin und wieder ein Seufzer aus ſeiner Bruſt heraufgeſtiegen wäre und ſeine glänzenden Augen nach den Wölkchen geſchaut hätten, die um die bleiche Sichel des Mondes zogen.

„Glaubt Ihr, es werde morgen zum Gefecht kommen, Vater?“ flüſterte Georg nach einer Weile.

„Zum Gefecht? zur Schlacht.“

„Wie? Ihr glaubt alſo, das Bundesheer ſey ſo ſtark, daß es uns jetzt ſchon werde die Spitze bieten können? Es iſt nicht möglich. Herzog Wilhelm müßte

Flügel haben, wenn er ſeine Baiern herabgeführt hätte, und Frondsberg iſt in ſeinen Entſchlüſſen bedächtig. Ich glaube nicht, daß ſie viel über ſechstauſend ſtark ſind."

„Zwanzigtauſend," antwortete der Alte mit dumpfer Stimme.

„Bei Gott, das hab' ich nicht gedacht!" entgegnete der junge Mann mit Staunen. „Freilich, da werden ſie uns hart zuſetzen. Doch wir haben geübtes Volk, und des Herzogs Augen ſind ſchärfer als irgend eines im Bundesheere, ſelbſt als Frondsbergs. Glaubt Ihr nicht auch, daß wir ſie ſchlagen werden?"

„Nein."

„Nun, ich gebe die Hoffnung nicht auf. Ein großer Vortheil für uns liegt ſchon darin, daß wir für das Land fechten, die Bündiſchen aber dagegen; das macht unſeren Truppen Muth; die Würtemberger kämpfen für ihr Vaterland."

„Gerade darauf traue ich nicht," ſprach Lichtenſtein; „ja wenn der Herzog ſich anders hätte huldigen laſſen, ſo aber — hat er das Landvolk nicht für ſich; ſie ſtreiten, weil ſie müſſen, und ich fürchte, ſie halten nicht lange aus."

„Das wäre freilich ſchlimm," erwiederte Georg; „doch die Schwaben ſind ein biederes ehrliches Volk, ſie werden den Herzog nicht in der Noth verlaſſen. Wo glaubt Ihr, daß wir dem Feind begegnen? wo werden wir uns ſtellen?"

Zwiſchen Eßlingen und Cannſtadt; bei Untertürkheim haben die Landsknechte einige Schanzen aufgeworfen

und ſtehen dort zu dritthalbtauſend Mann; wir werden uns noch in dieſer Nacht an ſie anſchließen."

Der Alte ſchwieg und ſie ritten wieder eine geraume Zeit ſtille neben einander hin. „Höre, Georg!" hub er nach einer Weile an; „ich habe ſchon oft dem Tod Aug in Auge geſehen, und bin alt genug, mich nicht vor ihm zu fürchten; es kann jedem etwas Menſchliches begegnen — tröſte dann mein liebes Kind, Marie."

„Vater!" rief Georg und reichte ihm die Hand hinüber, „denket nicht ſolches; Ihr werdet noch lange und glücklich leben."

„Vielleicht," entgegnete der alte Mann mit feſter Stimme, „vielleicht auch nicht. Es wäre thöricht von mir, dich aufzufordern, du ſollſt dich im Gefecht ſchonen. Du würdeſt es doch nicht thun. Doch bitte ich, denk an dein junges Weib, und begib dich nicht blindlings und unüberlegt in Gefahr. Verſprich mir dies."

„Gut, hier habt Ihr meine Hand, was ich thun muß, werde ich nicht ablehnen; leichtſinnig will ich mich nicht ausſetzen; aber auch Ihr, Vater, könntet dies geloben."

„Schon gut, laß das jetzt; wenn ich etwa morgen todtgeſchoſſen werden ſollte, ſo gilt mein letzter Wille, den ich beim Herzog niedergelegt habe; Lichtenſtein geht auf dich über, du wirſt damit belehnt werden. Mein Name ſtirbt hier zu Land mit mir, möge der deinige deſto länger tönen."

Der junge Mann war von dieſen Reden ſchmerzlich bewegt; er wollte antworten, als eine bekannte Stimme ſeinen Namen rief. Es war der Herzog, der

nach ihm verlangte. Er drückte Mariens Vater die Hand und ritt dann ſchnell zu Ulerich von Würtemberg.

„Guten Morgen, Sturmfeder!“ ſprach dieſer, indem ſeine Stirne ſich etwas aufheiterte; „ich ſag' guten Morgen, denn die Hähne krähen dort unten in dem Dorf. Was macht dein Weib? hat ſie gejammert, als du wegrittſt?“

„Sie hat geweint,“ antwortete Georg; „aber ſie hat nicht mit einem Wort geklagt.“

„Das ſieht ihr gleich; bei Sanct Hubertus, Wir haben ſelten eine muthigere Frau geſehen. Wenn nur die Nacht nicht ſo finſter wäre, daß ich recht in deine Augen ſehen könnte, ob du zum Kampf geſtimmt biſt und Luſt haſt, mit den Bündlern anzubinden?“

„Sprecht, wohin ich reiten ſoll; mitten drauf ſoll es gehen im Galopp. Glauben Euer Durchlaucht, ich habe in meinem kurzen Eheſtand ſo ganz vergeſſen, was ich von Euch erlernte, daß man in Glück und Unglück den Muth nicht ſinken laſſen dürfe?“

„Haſt Recht: **impavidum ferient ruinae**; wir haben es auch gar nicht anders von unſerem getreuen Bannerträger erwartet. Heute trägt meine Fahne ein Anderer, denn dich habe ich zu etwas Wichtigerem beſtimmt. Du nimmſt dieſe hundert und ſechzig Reiter, die hier zunächſt ziehen, läßt dir von einem den Weg zeigen und reiteſt Trab gerade auf Untertürkheim zu. Es iſt möglich, daß der Weg nicht ganz frei iſt, daß vielleicht die von Eßlingen ſchon herabgezogen ſind, uns den Paß zu verſperren; was willſt du thun, wenn es ſich ſo verhält?“

„Nun, ich werfe mich in Gottes Namen mit meinen hundert und ſechzig Pferden auf ſie und hau mich durch, wenn es kein Heer iſt. Sind ſie zu ſtark, ſo decke ich den Weg, bis Ihr mit dem Zug heran ſeyd.“

„Recht gut geſagt, geſprochen wie ein tapferer Degen, und hauſt du ſo gut auf ſie wie auf mich bei Lichtenſtein, ſo ſchlägſt du dich durch ſechshundert Bündler durch. Die Leute, die ich dir gebe, ſind gut. Es ſind die Fleiſcher, Sattler und Waffenſchmiede von Stuttgart und den anderen Städten. Ich kenne ſie aus manchem Kampf, ſie ſind wacker und hauen einen Schädel bis aufs Bruſtbein durch. Das Schwert in der Fauſt, reiten ſie dir in die Hölle, wenn ſie dir einmal zugethan ſind, und wen ſie einmal ans Hirn getroffen haben, der braucht keinen Arzt mehr auf dieſer Welt. Das ſind die ächten Schwabenſtreiche.“

„Und bei Untertürkheim ſoll ich mich aufſtellen?“

„Dort triffſt du auf einer Anhöhe die Landsknechte unter Georg von Hewen und Schweinsberg. Die Loſung iſt: Ulericus für immer. Den beiden Herren ſagſt du, ſie ſollen ſich halten bis fünf Uhr; ehe der Tag aufgeht, ſey ich mit ſechstauſend Mann bei ihnen, und dann wollen wir den Bund erwarten. Gehab dich wohl, Georg.“

Der junge Mann erwiederte den Gruß, indem er ſich ehrerbietig neigte; er ritt an der Spitze der tapfern Reiter und trabte mit ihnen das Thal hinauf. Es waren kräftige Geſtalten, mit breiten Schultern und ſtarken Armen; unter den Sturmhauben hervor blickten ihn muthige Augen und breite ehrliche Geſichter freundlich an; er fühlte ſich ehrenvoll ausgezeichnet, eine ſolche

Schaar zu führen. Man näherte ſich dem Fuß des Rothenberges, auf deſſen Gipfel das Stammſchloß von Würtemberg weit über das ſchöne Neckarthal hinſah. Es war vom Sternenſchimmer matt erhellt, und Georg konnte ſeine Formen nicht deutlich unterſcheiden, aber dennoch blickte er immer wieder nach dieſen Thürmen und Mauern hinauf; er erinnerte ſich jener Nacht, wo Ulerich in der Höhle mit Wehmuth von der Burg ſeiner Väter ſprach, von welcher er ſonſt auf ein ſchönes Land voll Obſt, Wein und Frucht hinabgeſchaut und dies alles ſein genannt hatte. Er verſank in Gedanken über das unglückliche Schickſal dieſes Fürſten, das ihm aufs neue den Beſitz des ſchönen Landes ſtreitig zu machen ſchien; er dachte nach über die ſonderbare Miſchung ſeines Charakters, wie hier wahrhafte Größe oft durch Zorn, Trotz und unbeugſamen Stolz entweiht ſey.

„Was Ihr dort unten unterſcheiden könnet zwiſchen den beiden Bäumen," unterbrach ihn der Reiter, welcher ihm den Weg zeigte, „iſt die Thurmſpitze von Untertürkheim. Es geht jetzt wieder etwas ebener, und wenn wir Trab reiten, können wir bald dort ſeyn."

Der junge Mann trieb ſein Pferd an, der ganze Zug folgte ſeinem Beiſpiel und bald waren ſie im Angeſicht des Dorfes. Hier war eine doppelte Linie von Landsknechten aufgeſtellt, welche ihnen drohend die Hellebarden entgegenſtreckten. An vielen Punkten ſah man den röthlichen Schimmer glühender Lunten, die wie Scheinwürmchen durch die Nacht funkelten.

„Halt, wer da?" rief eine tiefe Stimme aus ihren Reihen. „Gebt die Loſung!"

„Ulericus für immer!“ rief Georg von Sturmfeder. „Wer seyd Ihr?“

„Gut Freund!“ rief Max Stumpf von Schweinsberg, indem er aus den Reihen der Landsknechte heraus und auf den jungen Mann zu ritt, „Guten Morgen, Georg! Ihr habt lange auf Euch warten lassen; schon die ganze Nacht sind wir auf den Beinen und harren sehnlich auf Verstärkung, denn dort drüben im Wald sieht es nicht geheuer aus, und wenn Frondsberg den Vortheil verstanden hätte, wären wir schon längst übermannt.“

„Der Herzog zieht mit sechstausend Mann heran,“ erwiederte Sturmfeder, „längstens in zwei Stunden muß er da seyn.“

„Sechstausend, sagst du? bei Sanct Nepomuk, das ist nicht genug; wir sind zu dritthalbtausend, das macht zusammen gegen neuntausend; weißt du, daß sie über zwanzigtausend stark sind, die Bündischen? Wie viel Geschütz bringt er mit?“

„Ich weiß nicht; es wurde erst nachgeführt, als wir ausritten.“

„Komm, laß die Reiter absitzen und ruhen!“ sagte Max Stumpf, „sie werden heute Arbeit genug bekommen.“

Die Reiter saßen ab und lagerten sich; auch die Landsknechte lösten ihre Reihen auf und stellten nur starke Posten auf den Anhöhen und am Neckar auf. Max Stumpf besichtigte alle Anstalten, und Georg legte sich, in seinen Mantel gehüllt, nieder, um noch einige Stunden zu ruhen. Die Stille der Nacht, nur durch

den eintönigen Ruf der Wachen unterbrochen, ſenkte ihn bald in einen Schlummer, der ſeine Seele weit hinweg über Krieg und Schlachten, in die Arme ſeines Weibes entführte.

XIV.

In ſchwarzen Pulverdämpfen
Verbirgt ſich Mann und Roß;
Ihr ſchlagt euch immer kecker
Berg unter allzumal;
Jetzt ſprengt ihr durch den Neckar,
Jetzt fechtet ihr im Thal.
G. Schwab.

Georg erwachte vom Wirbeln der Trommeln, die das kleine Heer unter die Waffen riefen. Ein ſchmaler Saum war am Horizont helle, der Morgen kam, die Truppen des Herzogs ſah man in der Ferne daherziehen. Der junge Mann ſetzte den Helm auf, ließ ſich den Bruſtharniſch wieder anlegen und ſtieg zu Pferd, den Herzog an der Spitze ſeiner Mannſchaft zu empfangen. Aus Ulerichs Zügen war zwar nicht der Ernſt, wohl aber alle Düſterheit verſchwunden. Sein Auge ſprühte von einem kriegeriſchen Feuer, und aus ſeinen Mienen ſprach Muth und Entſchloſſenheit. Er war ganz in Stahl gekleidet und trug über ſeinem ſchweren Eiſenkleid einen grünen Mantel mit Gold verbrämt. Die Farben ſeines Hauſes wehten in ſeinem großen wallenden Helmbuſch. Sonſt unterſchied er ſich in nichts von den übrigen Rittern und Edeln, die ebenfalls in blankes Eiſen „bis an die Zähne“ gekleidet, den Herzog in einem großen Kreis

umgaben. Er begrüßte freundlich Hewen, Schweinsberg und Georg von Sturmfeder, und ließ ſich von ihnen über die Stellung des Feindes berichten.[13]

Noch war von dieſem nichts zu ſehen; nur an dem Saume des Waldes gegen Eßlingen hin ſah man hin und wieder ſeine Poſten ſtehen. Der Herzog beſchloß, den Hügel, den die Landsknechte beſetzt gehalten hatten, zu verlaſſen und ſich in die Ebene hinabzuziehen. Er hatte wenig Reiterei, der Bund aber, ſo berichteten Kundſchafter, zählte dreitauſend Pferde. Im Thal hatte er auf einer Seite den Neckar, auf der andern einen Wald, und ſo war er wenigſtens auf den Flanken vor einem Reiterangriff ſicher.

Lichtenſtein und mehrere andere widerriethen zwar dieſe Stellung im Thal, weil man vom Hügel zu nahe beſchoſſen werden könne; doch Ulerich folgte ſeinem Sinn und ließ das Heer hinabſteigen. Er ſtellte zunächſt vor Türkheim die Schlachtordnung auf und erwartete ſeinen Feind. Georg von Sturmfeder wurde beordert, in ſeiner Nähe mit den Reitern, die er ihm anvertraut hatte, zu halten; ſie ſollten gleichſam ſeine Leibwache bilden; zu dieſen berittenen Bürgern geſellten ſich noch Lichtenſtein und vierundzwanzig andere Ritter, um bei einem Reiterangriff den Stoß zu verſtärken. In jenen Tagen war ein Treffen oft in viele kleine Zweikämpfe zerſtreut, die Ritter, die einem Heere folgten, fochten ſelten in geſchloſſenen Maſſen, ſondern ſuchten mit ſchnellen Blicken einen Gegner unter den Reihen des Feindes, den ſie dann mit Schwert und Lanze bekämpften. Eine ſolche Schaar war es, die bei Georgs Reiterhaufen ſtand, und

den Herzog ſelbſt gelüſtete es, ſeine ungeheure Kraft, ſeine weitberühmte Fertigkeit in einem ſolchen Zweikampf zu erproben, und nur die inſtändigen Bitten der Ritter hielten ihn ab, dieſe romantiſche Idee auszuführen. Neben dem Herzog hielt eine ſonderbare Figur, beinahe wie eine Schildkröte, die zu Pferde ſitzt, anzuſehen. Ein Helm mit großen Federn ſaß auf einem kleinen Körper, der auf dem Rücken mit einem gewölbten Panzer verſehen war; der kleine Reiter hatte die Knie weit heraufgezogen und hielt ſich feſt am Sattelknopf. Das herabgeſchlagene Viſir hinderte Georg zu erkennen, wer dieſer lächerliche Kämpfer ſey; er ritt daher näher an den Herzog heran und ſagte:

„Wahrhaftig, Euer Durchlaucht haben ſich da einen überaus mächtigen Kämpen zum Begleiter auserſehen. Sehet nur die dürren Beine, die zitternden Arme, den mächtigen Helm zwiſchen den kleinen Schultern — wer iſt denn dieſer Rieſe?“

„Kennſt du den Höcker ſo ſchlecht?“ fragte der Herzog lachend. „Sieh nur, er hat einen ganz abſonderlichen Panzer an, der wie eine große Nußſchale anzuſehen, um ſeinen theuern Rücken zu verwahren, wenn es etwa zur Flucht käme. Es iſt mein getreuer Kanzler, Ambroſius Volland.“

„Bei der heiligen Jungfrau! dem habe ich bitter Unrecht gethan, entgegnete Georg; „ich dachte, er werde nie ein Schwert ziehen und ein Roß beſteigen, und da ſitzt er auf einem Thier, ſo hoch wie ein Elephant, und trägt ein Schwert, ſo groß als er ſelbſt iſt. Dieſen kriegeriſchen Geiſt hätte ich ihm nimmer zugetraut.“

„Meinſt du, er reite aus eigenem Entſchluß zu Felde? Nein, ich habe ihn mit Gewalt dazu genöthigt. Er hat mir zu manchem gerathen, was mir nicht frommte, und ich fürchte, er hat mich mit böslicher Abſicht aufs Eis geführt; drum mag er auch die Suppe mit verzehren, die er eingebrockt hat. Er hat geweint, wie ich ihn dazu zwang; er ſprach viel vom Zipperlein und von ſeiner Natur, die nicht kriegeriſch ſey; aber ich ließ ihn in ſeinen Harniſch ſchnüren und zu Pferd heben, er reitet den feurigſten Renner aus meinem Stall.“

Während dies der Herzog ſprach, ſchlug der Ritter vom Höcker das Viſir auf und zeigte ein bleiches kummervolles Geſicht. Das ewig ſtehende Lächeln war verſchwunden, ſeine ſtechenden Aeuglein waren groß und ſtarr geworden, und drehten ſich langſam und ſchüchtern nach der Seite; der Angſtſchweiß ſtand ihm auf der Stirne und ſeine Stimme war zum zitternden Flüſtern geworden: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, werthgeſchätzter Herr von Sturmfeder, vielliebter Freund und Gönner, leget ein gutes Wort ein beim geſtrengen Herrn, daß er mich aus dieſem Faſtnachtsſpiel entläßt. Es iſt des allerhöchſten Scherzes jetzt genug. Der Ritt in den ſchweren Waffen hat mich grauſam angegriffen, der Helm drückt mich aufs Hirn, daß meine Gedanken im Kreiſe tanzen, und meine Knie ſind vom Zipperlein gekrümmt; bitte, bitte! leget ein gutes Wort ein für Euren demüthigen Knecht, Ambroſius Volland; will's gewißlich vergelten.“

Der junge Mann wandte ſich mit Abſcheu von dem grauen feigen Sünder. „Herr Herzog,“ ſagte er,

indem ein edler Zorn seine Wangen röthete, „vergönnt ihm, daß er sich entferne. Die Ritter haben ihre Schwerter gelüftet und die Helme fester in die Stirne gedrückt, das Volk schüttelt die Speere und erwartet muthig das Zeichen zum Angriff, warum soll ein Feigling in den Reihen von Männern streiten?"

„Er bleibt, sage ich," entgegnete der Herzog mit fester Stimme; „bei dem ersten Schritt rückwärts hau ich ihn selbst vom Gaul herunter. Der Teufel saß auf deinen blauen Lippen, Ambrosius Volland, als du Uns igerathen, Unser Volk zu verachten und das Alte umzustoßen. Heute, wenn die Kugeln sausen und die Schwerter rasseln, magst du schauen, ob dein Rath uns frommte."

Des Kanzlers Augen glühten vor Wuth, seine Lippen zitterten und seine Mienen verzerrten sich greulich. „Ich habe Euch nur gerathen; warum habt Ihr es gethan?" sagte er, Ihr seyd Herzog, Ihr habt befohlen und Euch huldigen lassen; was kann denn ich dafür?"

Der Herzog riß sein Pferd so schnell um, daß der Kanzler bis auf die Mähnen seines Elephanten niedertauchte, als erwarte er den Todesstreich. „Bei unserer fürstlichen Ehre," rief er mit schrecklicher Stimme, indem seine Augen blitzten, „Wir bewundern Unsere eigene Langmuth! Du hast Unsern ersten Zorn benützt, du hast dich in Unser Vertrauen einzuschwatzen gewußt; wären Wir dir nicht gefolgt, du Schlange, so stünden heute zwanzigtausend Würtemberger hier, und ihre Herzen wären eine feste Mauer für ihren Fürsten. O, mein Würtemberg! mein Würtemberg! daß ich deinem Rath

gefolgt wäre, alter Freund; ja, es heißt was, von seinem Volk geliebt zu seyn!"

„Entfernet diese Gedanken vor einer Schlacht," sagte der alte Herr von Lichtenstein; „noch ist es Zeit, das Versäumte einzuholen. Noch stehen sechstausend Würtemberger um Euch, und bei Gott, sie werden mit Euch siegen, wenn Ihr mit Vertrauen sie in den Feind führet. O Herr, hier sind lauter Freunde, vergebet Euren Feinden, entlaßt den Kanzler, der nicht fechten kann!"

„Nein! her zu mir, Schildkröte! an meine Seite her, Hund von einem Schreiber! Wie er zu Rosse sitzt, als hätte ihn unser Herr Gott hinaufgeschneit, den Schneemann! Du hast mein Volk verachtet in deiner Kanzlei und ihnen Gesetze gegeben mit deiner Schwanenfeder, jetzt sollst du sehen, wie sie streiten; jetzt sollst du sehen, wie Würtemberg siegt oder — untergeht. Ha! seht ihr sie dort auf dem Hügel? seht ihr die Fahnen mit dem rothen Kreuz? seht ihr das Banner von Baiern? wie ihre Waffen blitzen im Morgenroth, wie ihre Glieder von tausend Lanzen starren, wie der Wind in ihren Helmbüschen spielt? — Guten Tag, ihr Herren vom Schwabenbund! Jetzt geht mir das Herz auf; das ist ein Anblick für einen Würtemberg."

„Schaut! sie richten schon die Geschütze," unterbrach ihn Lichtenstein; „zurück von diesem Platz, Herr! hier ist Euer Leben in augenscheinlicher Gefahr; zurück, zurück, wir halten hier; schickt uns Eure Befehle von dort zu, wo Ihr sicher seyd."

Der Herzog sah ihn groß an. „Wo hast du gehört," sagte er, „daß ein Würtemberg gewichen sey, wenn der

Feind zum Angriff blaſen ließ? Meine Ahnen kannten keine Furcht und meine Enkel werden noch aushalten wie ſie, furchtlos und treu! Sieh, wie der Berg ſich dunkler und dunkler füllt von ihren Schaaren! Siehſt du jene weißen Wolken am Berg, Schildkröte? hörſt du ſie krachen? das iſt der Donner der Geſchütze, der in unſere Reihen ſchlägt; jetzt, wenn du ein gutes Gewiſſen haſt, wirſt du leichter Athem holen, denn um dein Leben gibt dir keiner einen Pfennig."

„Laſſet uns beten!" ſagte Max von Schweinsberg, „und dann drauf in Gottes Namen."

Der Herzog faltete andächtig die Hände, ſeine Begleiter folgten ſeinem Beiſpiel und beteten zum Anfang der Schlacht, wie es Sitte war in den alten Tagen. Der Donner der feindlichen Geſchütze tönte ſchauerlich in dieſe tiefe Stille, in welcher man jeden Athemzug, jedes leiſe Flüſtern der Betenden hörte. Auch der Kanzler faltete die Hände, aber ſeine Augen richteten ſich nicht gläubig auf zum Himmel, ſie irrten zagend an den Bergen umher, und das Beben ſeines Körpers, ſo oft Blitz und Rauch aus den Feldſtücken des Feindes fuhr, zeigte, daß ſeine Seele nicht zu dem ſich aufzuſchwingen vermöge, der aus den Strahlen ſeiner Morgenſonne über Freunde und Feinde herabblickte.

Ulerich von Würtemberg hatte gebetet und zog ſein Schwert aus der Scheide; die Ritter und Reiſigen folgten ihm, und in einem Augenblick blitzten tauſend Schwerter um ihn her. „Die Landsknechte ſind ſchon im Gefecht," ſagte er, indem ſein Adlerauge ſchnell das Thal überſchaute; „Georg von Hewen, Ihr rückt ihnen

mit Tauſend zu Fuß nach. Schweinsberg lehne ſich mit Achthundert an den Wald, und warte bis auf Weiteres. Reinhardt von Gemmingen, wollet mit den Eurigen gerade ausziehen, und den mittleren Raum zwiſchen dem Wald und dem Neckar einnehmen. Sturmfeder, du bleibſt mit deiner Abtheilung Reiter; doch biſt du jeden Augenblick bereit, vorzubrechen. Gott befohlen, ihr Herren; ſollten wir uns hier unten nicht wieder ſehen, ſo grüßen wir uns deſto freudiger oben.“ Er grüßte ſie, indem er ſein großes Schwert gegen ſie neigte. Die Ritter erwiederten den Gruß und zogen mit ihren Schaaren dem Feinde zu, und ein tauſendſtimmiges „Ulerich für immer!“ ertönte aus ihren Reihen.

Das bündiſche Heer, das auf dem Hügel, den die Herzoglichen früher beſetzt gehalten hatten, angekommen war, begrüßte ſeinen Feind aus vielen Feldſchlangen und Carthaunen; dann zogen ſie ſich allmälig herab ins Thal; ſie ſchienen durch ihre ungeheure Anzahl das kleine Heer des Herzogs erdrücken zu wollen. In dem Augenblick, als die letzten Glieder den Hügel verlaſſen wollten, wandte ſich der Herzog zu Georg von Sturmfeder. „Siehſt du ihre Feldſtücke auf dem Hügel?“ fragte er.

„Wohl; ſie ſind nur durch wenige Mannſchaft gedeckt.“

„Frondsberg glaubt, weil wir nicht über ihn wegfliegen können, ſey es unmöglich, ſein Geſchütz zu nehmen. Aber dort am Wald biegt ein Weg links ein und führt in ein Feld. Das Feld ſtößt an jenen Hügel. Kannſt du mit deinen Reitern ungehindert bis in jenes

Feld vordringen, ſo biſt du beinahe ſchon im Rücken der Bündiſchen. Dort läßt du die Pferde verſchnauben, legſt dann an und im Galopp den Hügel hinauf; die Geſchütze müſſen unſer ſeyn!"

Georg verbeugte ſich zum Abſchied, aber der Herzog bot ihm die Hand. „Lebe wohl, lieber Junge!" ſagte er; „es iſt hart von Uns, einen jungen Ehemann auf ſo gefährliche Reiſe zu ſchicken, aber wir wußten keinen raſcheren und beſſeren als dich."

Die Wangen des jungen Mannes glühten, als er dieſe Worte hörte, und ſeine Augen blinkten muthig. „Ich danke Euch, Herr, für dieſen neuen Beweis Eurer Gnade!" rief er, „Ihr belohnt mich ſchöner, als wenn Ihr mir die ſchönſte Burg geſchenkt hättet. — Lebt wohl, Vater, und grüßt mein Weibchen."

„So iſts nicht gemeint!" entgegnete lächelnd der alte Lichtenſtein, „ich reite mit dir unter deiner Führung —"

„Nein, ihr bleibet bei mir, alter Freund," bat der Herzog; „ſoll mir denn der Kanzler hier im Felde rathen? Da könnte ich ſo übel fahren wie mit ſeinen andern Rathſchlüſſen. Bleibet mir zur Seite; machet den Abſchied kurz, Alter! Euer Sohn muß weiter."

Der Alte drückte Georgs Hand; lächelnd und mit freudigem Muthe erwiederte dieſer den Abſchiedsgruß, ſchwenkte mit ſeinen Reitern ab, und „Ulerich für immer!" riefen die Stuttgarter Bürger zu Pferd, welche er in dieſer entſcheidenden Stunde gegen den Feind führte. Georg betrachtete, als er an dem Waldſaum hinritt, ſinnend die Schlacht. Die Würtemberger hatten eine gute Stellung, denn der Wald und der Neckar deckten ſie,

und ihre Flügel und das Centrum waren ſtark genug, um auch einen mächtigen Stoß von Reiterei auszuhalten. Er konnte ſich aber nicht verhehlen, daß wenn ſie ſich aus dieſer Stellung herauslocken ließen, ſie alle dieſe Vortheile verlieren würden, weil ſie dann entweder zwiſchen dem Wald und dem linken Flügel einen bedeutenden Zwiſchenraum laſſen, oder um dieſen auszufüllen, ihre Schlachtlinie ſo weit ausdehnen müßten, daß ſie an innerer Stärke verlieren würden und leichter durchbrochen werden könnten. Ein großer Nachtheil für die Würtemberger war auch ihre geringe Anzahl, denn der Feind zählte zwei Drittheile mehr. Er konnte zwar in dem engen Thal ſeine Streitkräfte nicht entwickeln und nur wenige Mannſchaft auf einmal ins Treffen führen, und doch war dies immer genug, um die Herzoglichen unausgeſetzt zu beſchäftigen; der Feind behielt dadurch immer friſche Leute, und es war zu befürchten, daß die ſechstauſend Würtemberger, wenn ſie auch noch ſo tapfer Stand halten ſollten, endlich aus Ermattung würden unterliegen müſſen.

Der Wald nahm jetzt Georg und ſeine Schaar auf; ſie rückten ſtill und vorſichtig weiter, denn Georg wußte wohl, wie ſchwierig es für einen Reiterzug ſey, im Wald von Fußvolk angegriffen zu werden. Doch ungefährdet kamen ſie bis auf das Feld heraus, das ihnen der Herzog bezeichnet hatte. Rechts über dem Wald hin wüthete die Schlacht. Das Geſchrei der Angreifenden, das Schießen aus Donnerbüchſen und Feldſtücken, das Wirbeln der Trommeln hallte ſchrecklich

Vor ihnen lag der Hügel, von deſſen Gipfel eine gute Anzahl Carthaunen in die Reihen der Würtemberger ſpielte; dieſer Hügel erhob ſich von der Seite des Wäldchens allmälig, und Georg bewunderte den ſchnellen Blick des Herzogs, der dieſe Seite ſo gleich erſpäht hatte, denn von jeder andern Seite wäre, wenigſtens für Reiter, der Angriff unmöglich geweſen. Das Geſchütz wurde, ſo viel man von unten ſehen konnte, nur durch eine ſchwache Mannſchaft gedeckt, und als daher die Pferde ein wenig geruht hatten, ordnete Georg ſeine Schaar und brach im Galopp an der Spitze der Reiter vor. In einem Augenblick waren ſie auf dem Gipfel des Hügels angekommen und Georg rief den bündiſchen Soldaten zu, ſich zu ergeben.

Sie zauderten, und die Fleiſcher, Sattler und Waffenſchmiede von Stuttgart erſparten ihnen die Mühe, denn mit gewaltigen Streichen hieben ſie Helme und Köpfe durch, daß von der Bedeckung bald wenige mehr übrig waren. Georg warf einen frohlockenden Blick auf die Ebene hinab ſeinem Herzog zu, er hörte das Freudengeſchrei der Würtemberger aus vielen tauſend Kehlen aufſteigen, er ſah wie ſie friſcher vordrangen, denn ihre Hauptfeinde, die Feldſtücke auf dem Hügel, waren jetzt zum Schweigen gebracht.

Aber in dieſem Augenblick der Siegesfreude gewahrte er auch, daß jetzt der zweite und ſchwerere Theil ſeiner ſchnellen Operation, der Rückzug, gekommen ſey; denn auch die Bündiſchen hatten bemerkt, wie ihr Geſchütz plötzlich verſtummt ſey, und ihre Oberſten hatten alſobald eine Reiterſchaar gegen den Hügel aufbrechen

laſſen. Es war keine Zeit mehr, die ſchweren erbeuteten Feldſtücke hinwegzuführen; darum befahl Georg, mit Erde und Steinen ihre Mündungen zu verſtopfen und ſie auf dieſe Weiſe unbrauchbar zu machen. Dann warf er einen Blick auf den Rückweg; zwiſchen ihm und den Seinigen lag der Wald auf der einen, das feindliche Heer auf der andern Seite. Wurde er nur von Reiterei angegriffen, ſo war der Rückweg durch den Wald möglich, weil dann der Feind dieſelben Schwierigkeiten zu überwinden hatte, wie er. Aber ſeinem ſcharfen Auge entging nicht, daß ein großer Haufe bündiſchen Fußvolkes in den Wald ziehe, um ihm den Rückzug abzuſchneiden, und ſo ſah er ſich von dem Walde ausgeſchloſſen. Das große Heer des Bundes zu durchbrechen, ſich mit hundert und ſechzig Pferden durch Zwanzigtauſend durchzuſchlagen, wäre Tollkühnheit geweſen. Es blieb nur ein Weg, und auch auf dieſem war der Tod gewiſſer als die Rettung. Zur Linken des feindlichen Heeres floß der Neckar. Am anderen Ufer war kein Mann von bündiſcher Seite; konnte er dieſes Ufer gewinnen, ſo war es möglich, ſich zum Herzog zu ſchlagen. Schon waren die Reiter des Bundes, wohl fünfhundert ſtark, am Fuß des Hügels angelangt; er glaubte an ihrer Spitze den Truchſes von Waldburg zu erblicken, jedem andern, ſelbſt dem Tod wollte er ſich lieber ergeben als dieſem.

Drum winkte er den tapfern Würtembergern nach der ſteilern Seite des Hügels hin, die zum Neckar führte. Sie ſtutzten; es war zu erwarten, daß unter zehn immer acht ſtürzen würden, ſo jähe war dieſe Seite,

und unten ſtand zwiſchen dem Hügel und dem Fluß ein Haufen Fußvolk, das ſie zu erwarten ſchien. Aber ihr junger ritterlicher Führer ſchlug das Viſir auf und zeigte ihnen ſein ſchönes Antlitz, aus welchem der Muth der Begeiſterung ſie anwehte; ſie hatten ihn ja noch vor wenigen Wochen eine holde Jungfrau zur Kirche führen ſehen, durften ſie an Weib und Kinder denken, da er dieſe Gedanken weit hinter ſich geworfen hatte?

„Drauf, wir wollen ſie ſchlachten!“ riefen die Fleiſcher; „drauf, wir wollen ſie hämmern!“ riefen die Schmiede; „immer drauf, wir wollen ſie lederweich klopfen!“ riefen ihnen die Sattler nach; „drauf mit Gott, Ulerich für immer!“ rief der hochherzige Jüngling, drückte ſeinem Roß die Sporen ein und flog ihnen voran den ſteilen Hügel hinab. Die feindlichen Reiter trauten ihren Augen nicht, als ſie den Hügel heraufkamen, die verwegene Schaar gefangen zu nehmen, und ſie ſchon unten, mitten unter dem Fußvolk erblickten. Wohl hatte mancher den kühnen Ritt mit dem Leben bezahlt, mancher war mit dem Roß geſtürzt und in Feindes Hand gefallen, aber die meiſten ſah man unten tapfer auf das Fußvolk einhauen, und der Helmbuſch ihres Anführers wehte hoch und mitten im Gedräng. Jetzt waren die Reihen des Fußvolkes gebrochen, jetzt drängten ſich die Reiter nach dem Neckar — jetzt — ſetzte ihr Führer an und war der Erſte im Fluß. Sein Pferd war ſtark und doch vermochte es nicht mit der Laſt ſeines gewappneten Reiters gegen die Gewalt des vom Regen angeſchwellten Stromes anzukämpfen, es ſank und Georg von Sturmfeder rief den Männern zu, nicht auf

ihn zu achten, sondern sich zum Herzog zu schlagen und ihm seinen letzten Gruß zu bringen. Aber in demselben Augenblick hatten zwei Waffenschmiede sich von ihren Rossen in den Fluß geworfen; der eine faßte den jungen Ritter am Arm, der andere ergriff die Zügel seines Pferdes und so brachten sie ihn glücklich ans Land heraus.

Die Bündischen hatten ihnen manche Kugel nachgesandt, aber keine hatte Schaden gethan, und im Angesicht beider Heere, durch den Fluß von ihnen getrennt, setzte die kühne Schaar ihren Weg zum Herzog fort. Es war unweit seiner Stellung eine Furth, wo sie ohne Gefahr übersetzen konnten, und mit Jubel und Freudengeschrei wurden sie wieder von den Ihrigen empfangen.

Ein Theil des feindlichen Geschützes war zwar durch diesen eben so schnellen als verwegenen Zug Georgs von Sturmfeder zum Schweigen gebracht worden, aber das Verhängniß Ulerichs von Würtemberg wollte, daß ihm diese kühne Waffenthat zu nichts mehr nützen sollte; die Kräfte seiner Leute waren durch die immer erneuerten Angriffe des an Zahl weit überlegenen Feindes endlich völlig erschöpft worden; die Landsknechte hielten zwar mit ihrem gewöhnlichen kriegerischen Feuer aus, aber ihre Anführer hatten sich schon genöthigt gesehen, sie in Kreise zu stellen, um den Andrang der feindlichen Kavallerie abzuwehren; dadurch war die Linie hin und wieder unterbrochen, und das Landvolk, das man durch eilige Bewaffnung nicht zu Kriegern hatte machen können, füllte nur schlecht diese Lücken aus. In diesem Augenblick wurde dem Herzog gemeldet, daß der Herzog von Baiern Stuttgart plötzlich überfallen und eingenommen

habe, daß ein neues feindliches Heer in ſeinem Rücken am Fluß heraufziehe und kaum noch eine Viertelſtunde entfernt ſey. Da merkte er, daß er an dieſem Tage ſein Land zum zweiten Mal verloren habe, daß ihm nichts mehr übrig bleibe, als Flucht oder Tod, um nicht in die Hände ſeiner Feinde zu fallen. Seine Begleiter riethen ihm, ſich in ſein Stammſchloß Würtemberg zu werfen und ſich dort zu halten, bis er Gelegenheit fände, heimlich zu entrinnen; er ſchaute hinauf nach dieſer Burg, die von dem Glanz des Tages beſtrahlt, ernſt auf jenes Thal herabblickte, wo der Enkel ihrer Erbauer den letzten verzweifelten Kampf um ſein Herzogthum kämpfte. Aber er erbleichte und deutete ſprachlos hinauf, denn auf den Thürmen und Mauern dieſer Burg erſchienen rothe, glänzende Fähnlein, die im Morgenwind ſpielten; die Ritter blickten ſchärfer hin, ſie ſahen, wie die Fähnlein wuchſen und größer wurden, und ein ſchwärzlicher Rauch, der jetzt an vielen Stellen aufſtieg, zeigte ihnen, daß es die Flamme ſey, welche ihre glühenden Paniere ſiegend auf den Zinnen aufgeſteckt hatte. Würtemberg brannte an allen Ecken und ſein unglücklicher Herr ſah mit dem greulichen Lachen der Verzweiflung dieſem Schauſpiel zu. Jetzt bemerkten auch die Heere die brennende Burg. Die Bündiſchen begrüßten dieſe Flammen mit einem Freudengeſchrei, den Würtembergern entſank der Muth, es war ihnen, als ſey dies ein Zeichen, daß das Glück ihres Herzogs ein Ende habe.

Schon tönten die Trommeln des im Rücken heranziehenden Heeres vernehmlicher, ſchon wich an vielen

Orten das Landvolk, da ſprach Ulerich: „Wer es noch redlich mit uns meint, folge nach, wir wollen uns durchſchlagen durch ihre Tauſende oder zu Grund gehen. Nimm mein Banner in die Hand, tapferer Sturmfeder, und reite muthig mit uns in den Feind!“ Georg ergriff das Panier von Würtemberg, der Herzog ſtellte ſich neben ihn, die Ritter und die Bürger zu Pferd umgaben ſie und waren bereit, ihrem Herzog Bahn zu brechen. Der Herzog deutete auf eine Stelle, wo die Feinde dünner ſtanden, dort müſſe man durchkommen oder alles ſey verloren. Noch fehlte es an einem Anführer, und Georg wollte ſich an die Spitze ſtellen, da winkte ihm der Ritter von Lichtenſtein, ſeinen Platz an der Seite des Herzogs nicht zu verlaſſen, und ſtellte ſich vor die Reiter; noch einmal wandte er die ehrwürdigen Züge dem Herzog und ſeinem Sohne zu, dann ſchloß er das Viſir und rief: „Vorwärts, hie gut Würtemberg alleweg!“

Dieſer Reiterzug war wohl zweihundert Pferde ſtark, und bewegte ſich in Form eines Keils im Trab vorwärts. Der Kanzler Ambroſius Volland ſah ſie mit leichtem Herzen abziehen, denn der Herzog ſchien ihn ganz vergeſſen zu haben, und er hielt jetzt mit ſich Rath, wie er ohne Gefahr von ſeinem hochbeinigten Thier herabkommen ſollte. Doch der edle Renner des Herzogs hatte mit klugen Augen den Reitern nachgeſchaut; ſo lange ſie ſich im Trab fortbewegten, ſtand er ſtille und regungslos, jetzt aber ertönten die Trompeten zum Angriff, man ſah das Panier von Würtemberg hoch in den Lüften wehen und die tapfere Reiterſchaar im

Galopp auf den Feind anſprengen. Auf dieſen Moment ſchien der Renner gewartet zu haben; mit der Schnelligkeit eines Vogels ſtrich er jetzt über die Ebene hin, den Reitern nach; dem Kanzler vergingen die Sinne, er hielt ſich krampfhaft an den Sattelknopf, er wollte ſchreien, aber die Blitzesſchnelle, womit ſein Roß die Luft theilte, unterdrückte ſeine Stimme; in einem Augenblick hatte er den Zug eingeholt, ſo ſchnell ſie ihre Roſſe auslaufen ließen, er überholte ſie, und ſo hatte es der Kanzler in kurzer Zeit zum Anführer der Reiter gebracht. Der Feind ſtutzte über die ſonderbare Geſtalt, die mehr einem geharniſchten Affen als einem Krieger glich; noch ehe ſie ſich recht beſinnen konnten, war der fürchterliche Mann mitten in ihren Reihen, die Würtemberger brachen, trotz des entſcheidenden Augenblickes, in ein luſtiges Gelächter aus, und auch dieſes mochte beitragen, die tapfern Truppen von Ulm, Gmünd, Aalen, Nürnberg und noch zehn andern Reichsſtädten, welche dieſer unerwartete Angriff traf, zu verwirren; ſie zerſtoben vor der ungeheuern Wucht der zweihundert Pferde, und die ganze Schaar war im Rücken des Feindes. Sie ſetzte eilig ihren Marſch fort, und ehe noch die bündiſche Reiterei zum Nachſetzen herbei gerufen werden konnte, hatte der Herzog mit wenigen Begleitern ſich zur Seite geſchlagen; er gewann einen großen Vorſprung, denn die Reiterei des Bundes erreichte die berittene Schaar der Bürger erſt vor den Thoren von Stuttgart, und es fand ſich unter ihnen weder der Herzog noch einer ſeiner wichtigeren Anhänger, außer dem Kanzler Ambroſius Volland, den man halb todt vom Pferde hob. Die

bündiſchen Kriegsleute behandelten ihn, nachdem man ihm die gewölbte Rüſtung vom Leib geſchält hatte, ſehr übel, denn nur ſeiner fürchterlichen, alle Begriffe überſteigenden Tapferkeit ſchrieben ſie es zu, daß ihnen der Herzog und mit ihm eine Belohnung von tauſend Goldgulden entgangen war. So geſchah es, daß dieſer tapfere Kanzler, nicht wie ſein Herzog in der Schlacht, ſondern nach der Schlacht geſchlagen wurde.

XV.

Wohl wiegt eines viele Thaten auf —
Sie achten drauf —
Das iſt um deines Vaterlandes Noth
Der Heldentod.
Sieh' hin, die Feinde fliehen, blick' hinan,
Der Himmel glänzt, dahin iſt unſre Bahn.
L. Uhland.

Die Nacht, welche dieſem entſcheidenden Tag folgte, brachten Herzog Ulerich und ſeine Begleiter in einer engen Waldſchlucht zu, die durch Felſen und Geſträuche einen ſicheren Verſteck gewährte, und noch heute bei dem Landvolk die „Ulerichshöhle" genannt wird. Es war der Pfeifer von Hardt, der ihnen auf ihrer Flucht als ein Retter in der Noth erſchienen war und ſie in dieſe Schlucht führte, die nur den Bauern und Hirten der Gegend bekannt war. Der Herzog hatte beſchloſſen, hier zu raſten, um dann, ſobald der Tag graute, ſeine Flucht nach der Schweiz fortzuſetzen. Wohl wäre ihm hiezu die Nacht günſtiger geweſen, denn die Bundestruppen hatten ſchon das Land beſetzt und es war wenig

Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß er sie täuschen und ungehindert entkommen werde; aber die Pferde waren von dem heißen Schlachttag ermüdet und es war unmöglich, den Herzog und seine nothwendige Begleitung von neuem beritten zu machen, ohne die Nachforschung des Feindes auf diesen Schlupfwinkel zu leiten.

Die Männer hatten sich um ein spärliches Feuer gelagert. Der Herzog war längst dem Schlummer in die Arme gesunken und vergaß vielleicht in seinen Träumen, daß er ein Herzogthum verloren habe; auch der alte Herr von Lichtenstein schlief und Max Stumpf von Schweinsberg hatte seine mächtigen Arme auf die Knie gestützt, sein Gesicht in die Hände verborgen, und man war ungewiß, ob er schlafe oder, in Kummer versunken, über das Schicksal des Herzogs nachdenke, das sich mit einem Schlag so furchtbar gewendet hatte. Georg von Sturmfeder besiegte die Macht des Schlummers, der sich immer wieder über ihn lagern wollte; er war der jüngste unter allen und hatte freiwillig in dieser Nacht die Wache übernommen. Neben ihm saß Hans, der Pfeifer von Hardt; er sah unverwandt ins Feuer und seine Gedanken schienen sich in einem Liedchen zu sammeln, dessen melancholische Weise er mit leiser unterdrückter Stimme vor sich hin sang. Wenn das Feuer heller aufflackerte, schaute er mit einem trüben Blick nach dem Herzog, und wenn er sah, daß jener noch immer schlafe, versank er wieder in den flüsternden traurigen Gesang.

„Du singst eine traurige Weise, Hans!“ unterbrach ihn Georg, den die melancholischen Töne dieses Liedes unheimlich anregten; „es tönt wie Todtengesang

und Sterblieder, ich kann es nicht ohne Schaudern hören."

„Wir können alle Tage sterben," sagte der Spielmann, indem er düster in die Flamme blickte; drum sing' ich gerne ein solches Lied, es ist mir, als könnte ich mit solchen Gedanken würdiger sterben."

„Wie kommst du auf einmal zu diesen Todesgedanken, Hans? Du warst doch sonst ein fröhlicher Bursche zur Herbstzeit, und deine Cither tönte auf mancher Kirchweih. Da hast du gewiß keine Todtenlieder gesungen."

„Meine Freude ist aus, erwiederte er und wies auf den Herzog; all meine Mühe, all meine Sorge war vergebens; es ist aus mit dem Herrn und ich — ich bin sein Schatten, auch mit mir ists aus; hätte ich nicht Frau und Kind, ich möchte heute Nacht noch sterben."

„Wohl warst du immer sein getreuer Schatten," sagte der junge Mann gerührt, „und oft habe ich deine Treue bewundert. Höre, Hans, wir sehen uns vielleicht lange nicht mehr; jetzt haben wir Zeit zu schwatzen; erzähle mir, was dich so ausschließlich und enge an den Herzog knüpft, wenn es etwas ist, was du erzählen kannst."

Er schwieg einige Augenblicke und schürte das Feuer zurecht, ein unruhiges Feuer blitzte in seinen Augen und Georg war ungewiß, ob es die Flamme oder eine innere Bewegung sey, was seine ausdrucksvollen Züge mit wechselnder Röthe übergoß. „Das hat seine eigene Bewandtniß," sagte er endlich, „und ich spreche nicht gerne davon. Doch Ihr habt Recht, Herr! auch mir ist es, als werden wir uns lange nicht mehr sehen, so

will ich Euch denn erzählen. Habt Ihr nie von dem armen Conrad gehört?"

„O ja," erwiederte Georg, „das Gerücht davon kam noch weiter als bis zu uns nach Franken; war es nicht ein Aufſtand der Bauern? wollte man nicht ſogar dem Herzog ans Leben?"

„Ihr habt ganz recht, der arme Conrad war ein böſes Ding. Es mögen nun ſieben Jahre ſeyn, da gab es unter uns Bauern viele Männer, die mit der Herrſchaft unzufrieden waren; es waren Fehljahre geweſen, den Reicheren ging das Geld aus, die Armen hatten ſchon lange keines mehr und doch ſollten wir zahlen ohne Ende, denn der Herzog brauchte gar viel Geld für ſeinen Hof, wo es alle Tage zuging wie im Paradies."

„Gaben denn eure Landſtände nach, wenn der Herr ſo viel Geld verlangte?" fragte Georg.

„Sie wagten eben auch nicht immer „nein" zu ſagen, des Herzogs Beutel hatte aber gar ein großes Loch, das wir Bauern mit unſerm Schweiß nicht zuleimen konnten. Da gab es nun viele, die ließen die Arbeit liegen, weil das Korn, das ſie pflanzten, nicht zu ihrem Brod wuchs, und der Wein, den ſie kelterten, nicht für ſie in die Fäſſer floß. Dieſe, als ſie dachten, daß man ihnen nichts mehr nehmen könne als das arme Leben, lebten luſtig und in Freuden, nannten ſich Grafen zu Nirgendsheim, ſprachen viel von ihren Schlöſſern auf dem Hungerberge und von ihren bedeutenden Beſitzungen in der Fehlhalde und am Bettelrain, und dieſe Geſellſchaft war der arme Conrad."

Der Pfeifer legte ſinnend ſeine Stirne in die Hand und ſchwieg.

„Von dir wollteſt du ja erzählen, Hans,“ ſagte Georg, „von dir und dem Herzog.“ —

„Das hätte ich beinahe vergeſſen,“ antwortete dieſer. — „Nun,“ fuhr er fort, „es kam endlich dahin, daß man Maaß und Gewicht geringer machte und dem Herzog gab, was damit gewonnen wurde. Da ward aus dem Scherz bitterer Ernſt. Es mochte mancher nicht ertragen, daß rings umher volles Maaß und Gewicht und nur bei uns kein Recht ſey. Im Remsthale trug der arme Conrad das neue Gewicht hinaus und machte die Waſſerprobe.“

„Was iſt das?“ fragte der junge Mann.

„Ha!“ lachte der Bauer, „das iſt eine leichte Probe. Man trug den Pfundſtein mit Trommeln und Pfeifen an die Rems und ſagte: ſchwimmt's oben, hat der Herzog Recht; ſinkt's unter, hat der Bauer Recht. Der Stein ſank unter, und jetzt zog der arme Conrad Waffen an. Im Remsthal und im Neckarthal bis hinauf gegen Tübingen und hinüber an die Alb ſtanden die Bauern auf und verlangten das alte Recht. Es wurde gelandtagt und geſprochen, aber es half doch nichts. Die Bauern gingen nicht auseinander.“

„Aber du, von dir ſprichſt du ja gar nicht.“

„Daß ich's kurz ſage, ich war einer der ärgſten,“ antwortete Hans, „ich war kühn und trotzig, mochte nicht gerne arbeiten und wurde wegen Jagdfrevel unmenſchlich abgeſtraft; da trat ich in den armen Conrad, und bald war ich ſo arg als der Geispeter und

Bregenzer. Der Herzog aber, als er ſah, daß der Aufruhr gefährlich werden könne, ritt ſelbſt nach Schorndorf. Man hatte uns zur Huldigung zuſammenberufen, wir erſchienen zu vielen Hunderten — aber bewaffnet. Der Herzog ſprach ſelbſt zu uns, aber man hörte ihn nicht an. Da ſtand der Reichsmarſchall auf, erhob ſeinen goldenen Stab und ſprach: „wer es mit dem Herzog Ulerich von Würtemberg hält, trete auf ſeine Seite!“ Der Gaispeter aber trat auf einen hohen Stein und rief: „wer es mit dem armen Conrad vom Hungerberg hält, trete hieher!“ Siehe, da ſtand der Herzog verlaſſen unter ſeinen Dienern. Wir andern hielten zu dem Bettler.“

„O ſchändlicher Aufruhr!“ rief Georg, vom Gefühl des Unrechts ergriffen, „ſchändlich vor allen die, welche es ſo weit kommen ließen! Da war gewiß Ambroſius Volland, der Kanzler, an vielem ſchuld?“

„Ihr könnet Recht haben,“ erwiederte der Spielmann, „doch höret weiter: der Herzog, als er ſah, daß ſeine Sache verloren ſey, ſchwang ſich auf ſein Roß, wir aber drängten uns um ihn her, doch noch wagte es keiner, den Fürſten anzutaſten, denn er ſah gar zu gebietend aus ſeinen großen Augen auf uns herab. Was wollt ihr, Lumpen! ſchrie er und gab ſeinem Hengſt die Sporen, daß er ſich hoch aufbäumte und drei Männer niederriß. Da erwachte unſer Grimm; ſie fielen ſeinem Roß in die Zügel, ſie ſtachen nach ihm mit Spießen, und ich, ich vergaß mich ſo, daß ich ihn am Mantel packte und rief: ſchießt den Schelmen todt!“

„Das warſt du, Hans?“ rief Georg und ſah ihn mit ſcheuen Blicken an.

„Das war ich,“ ſagte dieſer langſam und ernſt; „aber es ward mir dafür, was mir gebührte. Der Herzog entkam uns damals und ſammelte ein Heer; wir konnten nicht lange aushalten und ergaben uns auf Gnad und Ungnad. Es wurden zwölf Anführer des Aufruhrs nach Schornhorf geführt und dort gerichtet; ich war auch unter dieſen. Aber als ich ſo im Kerker lag und mein Unrecht und den nahen Tod überdachte, da graute mir vor mir ſelbſt und ich ſchämte mich, mit ſo elenden Geſellen, wie die elf andern waren, gerichtet zu werden.“

„Und wie wurdeſt du gerettet?“ fragte Georg theilnehmend.

„Wie ich Euch ſchon in Ulm ſagte, durch ein Wunder. Wir zwölf wurden auf den Markt geführt, es ſollte uns dort der Kopf abgehauen werden. Der Herzog ſaß vor dem Rathhaus und ließ uns noch einmal vor ſich führen. Jene Elfe ſtürzten nieder, daß ihre Ketten fürchterlich raſſelten, und ſchrien mit jammernder Stimme um Gnade. Er ſah ſie lange an und betrachtete dann mich. Warum bitteſt du nicht auch? fragte er. Herr, antwortete ich, ich weiß, was ich verdient habe, Gott ſey meiner Seele gnädig. Noch einmal ſah er auf uns, dann aber winkte er dem Scharfrichter. Wir wurden nach dem Alter geſtellt, ich, als der jüngſte, war der letzte. Ich weiß wenig mehr von jenen ſchrecklichen Augenblicken; aber nie vergeſſe ich den greulichen Ton, wenn die Halsknorpel krachten — “

„Um Gottes Willen hör' auf," bat Georg, „oder übergehe das Gräßliche!"

„Neun Köpfe meiner Gesellen stacken auf den Spießen, da rief der Herzog: zehn sollen bluten, zwei frei seyn. Bringt Würfel her und laßt die drei dort würfeln! Man brachte Würfel, der Herzog bot sie mir zuerst; ich aber sagte: ich habe mein Leben verwirkt und würfle nicht mehr darüber! Da sprach der Herzog: nun so würfle ich für dich. Er bot den zwei andern die Würfel hin. Zitternd schüttelten sie in den kalten Händen die Würfel, zitternd zählten sie die Augen: der eine warf neun, der andere vierzehn; da nahm der Herzog die Würfel und schüttelte sie. Er faßte mich scharf ins Auge, ich weiß, daß ich nicht gezittert habe. Er warf — und deckte schnell die Hand darauf. Bitte um Gnade, sagte er, noch ist es Zeit. — Ich bitte, daß Ihr mir verzeihen möget, was ich Euch Leids gethan, antwortete ich; um Gnade aber bitt' ich nicht, ich habe sie nicht verdient und will sterben. Da deckte er die Hand auf, und siehe, er hatte achtzehn geworfen. Es war mir sonderbar zu Muth, es kam mir vor, als habe er gerichtet an Gottes Statt. Ich stürzte auf meine Knie nieder und gelobte fortan in seinem Dienst zu leben und zu sterben. Der Zehnte ward geköpft, wir beide waren frei." —

Mit immer höher steigender Theilnahme hatte Georg der Erzählung des Pfeifers von Hardt zugehört; aber als er schloß, als sich das sonst so kühn und listig blickende Auge mit Thränen füllte, da konnte er sich nicht enthalten, seine Hand zu fassen, sie fest und herzlich zu

drücken. „Es iſt wahr,“ ſagte der junge Mann, „du haſt Schweres an deinem Landesherrn verſchuldet, aber du haſt auch ſchrecklich gebüßt, denn du haſt den Tod dennoch erlitten; jenes ſchnelle Zücken des Schwertes iſt nichts mehr gegen das Gefühl, ſo viele bekannte Menſchen hinrichten und ſich den Tod immer näher kommen zu ſehen! Und haſt du nicht durch ein Leben voll Treue, durch Aufopferung und Wagniß aller Art den Fürſten verſöhnt, an den du deine Hand legteſt? Wie oft haſt du ihm Freiheit, vielleicht das Leben gerettet! wahrlich, deine Schuld iſt reichlich abgetragen.“

Der arme Mann hatte, nachdem er ſeine Erzählung geſchloſſen, wieder mit düſterem Sinnen ins Feuer geſchaut. Er hätte ganz theilnahmlos geſchienen, wenn nicht unter den Worten Georgs nach und nach ein trübes Lächeln auf ſeinen Zügen erſchienen wäre. „Meint Ihr,“ ſagte er, „ich hätte gebüßt und meine Schuld abgetragen? Nein, ſolche Schulden tilgen ſich nicht ſobald, und ein geſchenktes Leben muß für den ausgeſetzt werden, der es uns friſtete. Das Umherſchleichen in den Bergen, Kundſchaft bringen aus Feindes Lager, Höhlen zeigen, wo man ſich verbergen kann, das iſt keine ſchwere Sache, Herr, und das allein thut's nicht. Ich weiß, ich werde noch einmal für ihn ſterben müſſen — und dann, Herr, nehmt Euch meines Weibes und meiner Tochter an.“

Eine Thräne fiel in ſeinen Bart; doch als ſchämte er ſich, ſo weich zu ſeyn, verbarg er ſein Geſicht in die Hand und fuhr fort: „Doch dazu bin ich noch gut genug; wie jeder Kriegsmann, wie jeder im Volk, darf ich für ihn ſterben; o könnte ich durch meinen Tod ſeine

Huldigung abändern und ihm das Land wieder verſchaffen, noch in dieſer Stunde wollte ich ſterben!“

Der Herzog erwachte; er ſah mit verwunderten Blicken um ſich her, als ſey er durch einen Zauber in dieſe Erdſchlucht verſetzt und ſehe jetzt erſt dieſe Felſen und Bäume, das ſpärliche Feuer und die von den Flammen beſchienenen Männer, ſeine Begleiter; er bedeckte ſeine Augen mit der Hand, doch er ſah wieder auf, als prüfe er, ob dieſe Erſcheinungen bleiben; — ſie blieben, und ſchmerzlich ſah er bald den einen, bald den andern an. „Ich habe heute ein Land verloren,“ ſprach er, „es hat mich nicht ſo geſchmerzt als dieſes Erwachen, denn ich habe es im Traume wieder und noch viel ſchöner beſeſſen.“

„Seyd nicht ungerecht, Herr,“ ſagte Max Stumpf von Schweinsberg, indem er ſich aus ſeiner gebückten Stellung aufrichtete; „ſeyd nicht ungerecht gegen dieſe Wohlthat der Natur. Wie unglücklich wäret Ihr, wenn Ihr auch im Schlummer, der Eure Kräfte für das ſchwere Unglück ſtärken ſoll, Euren Verluſt noch fühltet, auch da noch ſo düſter darüber gebrütet hättet. Ihr ſeyd finſter und verſchloſſen eingeſchlummert, jetzt ſind Eure Züge freundlicher und milder; verdanken wir dies nicht auch Eurem Traum?“

„So hätte ich mögen nie erwachen! o, daß ich Jahrhunderte fortgeträumt hätte und dann erwacht wäre; es war ſo ſchön, ſo tröſtlich, was ich träumte!“

Er ſtützte die Stirne in die Hand und ſchien ſchmerzlich bewegt. Der alte Herr von Lichtenſtein war von den Stimmen der Sprechenden erweckt worden; er kannte

Ulerich und wußte, daß man ihn nicht über ſeinen ſchmerzlichen Verluſt brüten laſſen dürfe; er rückte ihm daher näher und ſprach:

„Nun, und wollt Ihr uns nicht auch ſagen, was Ihr geträumt habt? vielleicht liegt auch für uns ein Troſt darin; denn wiſſet, ich glaube an Träume, wenn ſie in einer wichtigen, verhängnißvollen Stunde in unſere Seele einziehen, und ich glaube, ſie kommen von oben, um uns zu tröſten.“

Der Herzog ſchwieg noch eine Weile, er ſchien über die Worte des Ritters nachzuſinnen; dann fing er an zu erzählen: „Mein Schwager, Wilhelm von Baiern, hat mir heute zur Probe ſeiner Freundſchaft die Burg meiner Ahnen niedergebrannt. Dort hausten ſeit undenklichen Zeiten die Würtemberger, und das Land, das wir beſitzen, trägt von dieſem Schloß den Namen. Es ſcheint, als habe er damit uns eine Todesfackel anzünden und mit dieſen Flammen unſer Wappen und Gedächtniß und ſelbſt den Namen Würtemberg vertilgen wollen. Und faſt könnte er Recht haben; denn mein einziges Söhnlein, Chriſtoph, iſt in fernen Landen, mein Bruder Georg hat noch keine Kinder, und ich — bin geſchlagen, verjagt, ſie haben wiederum mein Land beſetzt, und wo iſt Hoffnung, daß ich es wieder einmal erlange? — — Wie ich nun ſo ganz verlaſſen und elend hier am Feuer ſaß, wie ich nachdachte über mein kurzes Glück und wie ich vielleicht mein Unglück ſelbſt verſchuldet habe; wie ich bedachte, auf welch ſchwachen Stützen meine Hoffnung beruhe und wie ſelbſt der Name Würtemberg auslöſchen könne, gleich den letzten

Funken in der Aſche meiner Stammburg, da übermannte mich der Jammer und bitterer als je fühlte ich die Schläge meines Schickſals. Unter dieſen Gedanken entſchlief ich. Doch wie im Wachen meine Seele mit Sehnſucht und Trauer auf den Höhen des Rothenberges und um die rauchenden Trümmer von Würtemberg ſchwebte, ſo erging ſich mein Geiſt auch im Traume dort."

Ulerich hielt inne; es war, als fülle ein Bild ſeine Seele, das zu ſchön, zu groß ſey, um es mit ſterblichen Lippen zu beſchreiben; ein milder Friede lag auf den Zügen des unglücklichen Fürſten und ein wunderbarer Glanz drang aus ſeinen aufwärts gerichteten Augen. Die Männer umher blickten ihn ſtaunend an; ſie hingen an ſeinen Lippen und lauſchten auf ſeine Rede, die ihnen ſo wichtiges zu verkünden ſchien.

„Höret weiter!" fuhr er fort, „ich ſah herab auf das ſchöne Neckarthal. Der Fluß zog wie ſonſt in ſchönen blauen Bogen hin, aber das Thal und die Berge ſchienen mir lieblicher, glänzender, die Wälder auf den Höhen waren verſchwunden, die Wieſen waren nicht mehr, ſondern von Berg zu Berg zog ſich ein großer Garten voll grüner Reben, und im Thal ſah man Obſtbäume und ſchöne blühende Gärten ohne Zahl. Ich ſtand entzückt und ſchaute und ſchaute immer wieder hin, denn die Sonne erſchien freundlicher, der Himmel blauer und reiner, das Grün der Reben und Bäume glänzender als jetzt. Und als ich mein trunkenes Auge erhob und hinüberſchaute über den Neckar, da gewahrte ich auf einem Hügel am Fluß ein freundliches Schloß, das im Glanz der Morgenſonne ſich ſpiegelte; es lag ſo friedlich

da, daß ſein Anblick meiner Seele wohl that, denn keine Gräben und hohe Mauern, keine Thürme und Zinnen, kein Fallgatter, keine Zugbrücke erinnerte an den Zwiſt der Völker und an das unſichere wechſelnde Geſchick der Sterblichen.“

„Und als ich verwundert über den tiefen Frieden des Thales und jenes unbewachten Schloſſes mich umſah, waren auch die Mauern meiner Burg verſchwunden; doch hier wenigſtens log mir der Traum nicht, denn ich ſah ja geſtern die Zinnen ſtürzen und den Wartthurm ſinken, von welchem ſonſt mein Panier in den Lüften wehte. Kein Stein von Würtemberg war mehr zu ſehen, aber ein Tempel ſtand dort mit Säulen und Kuppel, wie man ſie in Rom und Griechenland findet. Ich dachte nach, wie dies alles auf einmal ſo habe kommen können, da gewahrte ich Männer in fremder Kleidung, die nicht weit von mir ſtanden und auf das Land hinabſchauten.“

„Der eine dieſer Männer zog vor den übrigen meine Aufmerkſamkeit auf ſich; er hatte einen ſchönen Knaben an der Hand, dem er das Thal zu ſeinen Füßen und die Berge umher, und den Fluß und die Städte und Dörfer in der Nähe und Ferne zeigte. Ich betrachtete den Mann, er trug die Züge meines Bruders Georg,[14] und es war mir, als müſſe er zum Stamm meiner Ahnen gehören und ein Würtemberg ſeyn; er ſtieg mit dem Knaben den Berg hinab ins Thal und die andern Männer folgten ihm in ehrerbietiger Entfernung; den letzten hielt ich auf und fragte ihn: wer jener geweſen ſey, der dem Knaben das Land gezeigt habe? — Das war der König, ſagte er und ſtieg den Berg hinab.“

Der Herzog ſchwieg und ſah die Ritter forſchend an, als wollte er ihre Meinung hören; ſie ſchwiegen lange, endlich nahm der Ritter von Lichtenſtein das Wort und ſprach: „Ich bin fünfundſechzig Jahre alt und habe vieles geſehen und gehört auf Erden, und manches, worüber der menſchliche Geiſt erſtaunte und wo ein frommer Sinn den Finger der Gottheit ſah. Glaubet mir, auch die Träume kommen von Gott, denn nichts geſchieht auf Erden ohne Urſache. Es hat in alten Zeiten Seher und Propheten gegeben, warum ſollte nicht auch in unſern Tagen der Herr ſeiner Heiligen einen herabſenden, daß er einem Unglücklichen im Traume die dunkeln Pforten der Zukunft öffnen und ihn einen Blick in künftige ſchönere Tage thun laſſe? Drum ſeyd getroſten Muthes, Herr! Eure Veſte hat der Feind verbrannt, Ihr habt an einem Tage ein Herzogthum verloren, aber dennoch wird Euer Name nicht verlöſchen und Euer Gedächtniß wird nicht verloren ſeyn in Würtemberg.“

„Ein König —“ ſprach der Herzog ſinnend, „iſt es nicht vermeſſen, jetzt, wo ich hinaus muß ins Elend, jetzt an einen König meines Stammes zu denken? Kann nicht auch die Hölle ſolche Träume vorſpiegeln, um uns nachher deſto bitterer zu täuſchen?“

„Was zweifelt Ihr an der Zukunft?“ ſagte Schweinsberg lächelnd. „Hätte einer Eurer ritterlichen Ahnen, die auf Würtemberg hausten, hätte einer wiſſen können, daß ſeine Enkel Herzoge ſeyn, daß das weite ſchöne Land ihren Namen Würtemberg tragen werde? Nehmet Euren Traum als den Wink des Schickſals hin,

daß Euer Name in ferner, ferner Zeit auf dieſem Lande bleiben, daß die ſpätern Fürſten Würtembergs die Züge Eures Stammes tragen werden."

„Wohlan, ſo will ich hoffen," erwiederte Ulerich von Würtemberg, „will hoffen, daß uns das Land verbleibe, wie dunkel auch jetzt unſere Looſe ſeyen. Mögen unſere Enkel nie ſo harte Zeiten ſehen wie wir; möge man auch von ihnen ſagen, ſie ſind — furchtlos!"

„Und treu!" ſprach der Bauer mit Nachdruck und ſtand auf. „Doch iſt es Zeit, Herr Herzog, daß Ihr aufbrechet. Das Morgenroth iſt nicht mehr fern und über den Neckar wenigſtens müſſen wir kommen, ſo lange es noch dunkel iſt."

Sie ſtanden auf und waffneten ſich; die Pferde wurden herbeigeführt, ſie ſaßen auf und der Pfeifer ging voran, den Weg aus der Schlucht zu zeigen. Die Reiſe des Herzogs zum Land hinaus war mit großer Gefahr verbunden, denn der Bund ſuchte ſeiner mit aller Mühe habhaft zu werden. Um auf einen Weg zu gelangen, wo er ſicher ſeinen Feinden entgehen könnte, war der Herzog genöthiget, noch einmal über den Neckar zu gehen. Dieſer Uebergang war nicht ohne Gefahr; ein ſtarker Regen hatte den Fluß angeſchwellt, ſo daß es nicht möglich ſchien, ihn mit den Pferden zu durchſchwimmen; die Brücken aber waren zum größten Theil von dem Bunde beſetzt worden; doch auch hier wußte Hans guten Rath, denn er hatte durch treue Leute ausgeſpäht, daß die Brücke von Köngen noch frei ſey; man hatte ſich wohl nicht die Mühe genommen, ſie zu beſetzen, weil ſie Eßlingen und dem feindlichen Lager

allzunahe war, als daß man hätte glauben können, der Herzog werde dort vorüber kommen. Dieſer Weg ſchien wegen ſeiner großen Gefahr die meiſte Sicherheit zu gewähren; ihn wählte Ulerich, und ſo zogen ſie ſtille und vorſichtig dem Neckar zu.

Als ſie aus dem Wald ins Feld heraus kamen, ſäumte ſchon das Morgenroth den Horizont. Sie ritten jetzt auf beſſerem Wege ſchärfer zu, und bald ſahen ſie den Neckar ſchimmern und die hochgewölbte Brücke lag nicht ferne mehr von ihnen. In dieſem Augenblicke ſah ſich Georg um und gewahrte eine bedeutende Anzahl Reiter, die von der Seite her hinter ihnen zogen; er machte ſeine Begleiter darauf aufmerkſam; ſie ſahen ſich beſorgt um und muſterten den Zug, der wohl fünfundzwanzig Pferde betragen mochte. Es ſchien bündiſche Reiterei zu ſeyn, denn des Herzogs Völker waren zerſprengt und zogen nicht mehr in ſo geordneten Schaaren wie dieſe.

Noch zogen jene ruhig ihren Weg und ſchienen die kleine Geſellſchaft nicht zu bemerken, aber dennoch ſchien es rathſam, die Brücke zu gewinnen, wo ſich drei Wege ſchieden, ehe man von ihnen angerufen und befragt würde. Der Pfeifer lief voran ſo ſchnell er konnte, der Herzog und die Ritter folgten ihm in geſtrecktem Trab, und je weiter ſie ſich von den Bündiſchen entfernten, deſto leichter wurde ihnen ums Herz, denn alle bangten nicht für ihr eigenes Leben, wohl aber für die Freiheit Ulerichs.

Sie hatten die Brücke erreicht, ſie zogen hinauf, aber in demſelben Augenblick, wo ſie oben auf der Mitte

der hohen Wölbung angekommen waren, ſprangen zwölf Männer, mit Spießen, Schwertern und Büchſen bewaffnet, hinter der Brücke hervor und beſetzten den Ausgang; der Herzog ſah, daß er entdeckt war und winkte ſeinen Begleitern rückwärts; Lichtenſtein und Schweinsberg, die letzten, wandten ihre Roſſe, aber ſchon war es zu ſpät, denn die bündiſchen Reiter, die ihnen im Rücken nachgezogen waren, hatten ſich in Galopp geſetzt und den Eingang der Brücke in dieſem Augenblick erreicht und beſetzt.

Noch war es zu dunkel, als daß man den Feind genau hätte unterſcheiden können, doch nur zu bald zeigten ſich ſeine feindlichen Abſichten. „Ergebt Euch, Herzog von Würtemberg!“ rief eine Stimme, die den Rittern nicht unbekannt ſchien, „Ihr ſehet, es iſt kein Ausweg da zur Flucht!“

„Wer biſt du, daß Würtemberg ſich dir ergeben ſoll?“ antwortete Ulerich mit grimmigem Lachen, indem er ſein Schwert zog, „du ſitzeſt ja nicht einmal zu Roß; biſt du ein Ritter?“

„Ich bin der Doktor Calmus,“ entgegnete jener, „und bin bereit, die vielen Liebesdienſte zu vergelten, die ihr mir erwieſen habt. Ein Ritter bin ich, denn Ihr habt mich ja zum Ritter vom Eſel gemacht; aber ich will Euch dafür zum Ritter ohne Roß machen. Abgeſtiegen, ſag ich, im Namen des durchlauchtigſten Bundes.“

„Gib Raum, Hans,“ flüſterte der Herzog mit unterdrückter Stimme dem Spielmann zu, der mit gehobener Art zwiſchen ihm und dem Doktor ſtand, „geh, tritt auf die Seite; ihr Freunde, ſchließt euch an, wir

wollen plötzlich auf ſie einfallen, vielleicht gelingt es, durchzubrechen?“ Doch nur Georg vernahm dieſen Befehl des Herzogs, denn die zwei andern Ritter hielten wohl zehn Schritte hinter ihnen den Eingang beſetzt und waren ſchon mit den bündiſchen Reitern im Gefecht, die umſonſt dieſes ritterliche Paar zu durchbrechen und zu dem Herzog durchzudringen verſuchten. Georg ſchloß ſich an Ulerich an und wollte mit ihm auf den Doktor und die Knechte einſprengen, aber dieſem war das Flüſtern des Herzogs nicht entgangen. „Drauf, ihr Männer! der im grünen Mantel iſts; lebendig oder todt!“ rief er, drang mit ſeinen Knechten vor und griff zuerſt an. Sein langer Arm führte einen fünf Ellen langen Spieß; er zückte ihn nach Ulerich, und es wäre vielleicht um ihn geſchehen geweſen, da er ihn in der Dunkelheit nicht gleich bemerkte, doch Hans kam ihm zuvor und indem der berühmte Doktor Kahlmäuſer nach der Bruſt ſeines Herrn ſtieß, war ihm die Art des Pfeifers tief in die Stirne gedrungen; er fiel, ſo lang er war, mit Gebrüll auf die Knechte zurück. Sie ſtutzten, der Bauersmann ſchien ein ſchrecklicher Kämpfer, denn ſeine Art ſchwirrte immer noch in den Lüften, er bewegte ſie wie eine Feder hin und her; ſie zogen ſich ſogar einige Schritte zurück. Dieſen Augenblick benützte Georg, riß dem Herzog den grünen Mantel ab, hing ihn ſich ſelbſt um und flüſterte ihm zu, ſein Pferd zu ſpornen und ſich über die Brüſtung der Brücke hinabzuſtürzen. Der Herzog warf einen Blick auf die hochgehenden Wellen des Neckars und hinauf zum Himmel; es ſchien keine andere Rettung möglich, und er wollte lieber auf Leben und Tod den Sprung

wagen, als ſeinen Feinden in die Hände fallen; doch der Anblick, der ſich ihm in dieſem ſchrecklichen Moment darbot, zog ihn noch einmal zurück.

Die Knechte hatten die Speere vorgeſtreckt und drangen vor; der Pfeifer ſtand noch immer, obgleich aus mehreren Wunden blutend, und ſchlug mit der Art ihre Speere nieder. Seine Augen blitzten, ſeine kühnen Züge trugen den Ausdruck von freudiger Begeiſterung und das Lächeln, das um ſeinen Mund zog, war nicht das der Verzweiflung, nein, ſeine muthige Seele erbebte nicht vor dem nahenden Tod, er blickte ihm mit ſtolzer Freude entgegen, als ſey er der Kampfpreis, um den er ſo viele Sorgen und Gefahren auf ſich genommen habe. Noch einen ſchlug er mit ſeiner ſtarken Rechten zu Boden, da ſtieß ihm einer der Knechte von der Seite her die Hellebarde in die Bruſt, in dieſe treue Bruſt, die noch im Tod ein Schild für den unglücklichen Fürſten war, dem nie ein treueres Herz geſchlagen hatte. Er wankte, er ſank zuſammen, er heftete das brechende Auge auf ſeinen Herrn; „Herr Herzog, wir ſind quitt!“ rief er freudig aus und ſenkte ſein Haupt zum Sterben.

An ihm vorüber ging der Weg der Knechte, die mit Freudengeſchrei näher zudrangen — da warf ſich Georg von Sturmfeder in die Mitte, ſeine Klinge ſchwirrte in der Luft, und ſo oft ſie niederfiel, zuckte einer der Feinde am Boden. Er war der letzte Schild Herzog Ulerichs von Würtemberg; ſank dieſer noch, ſo war Gefangenſchaft oder Tod unvermeidlich. Drum wandte er ſich zum letzten Mittel; er warf noch einen thränenſchweren Blick auf die Leiche jenes Mannes, der

ſeine Treue mit dem Tod beſiegelt hatte; dann riß er ſein mächtiges Streitroß zur Seite, ſpornte es, daß es ſich hochaufbäumte, wandte es mit einem ſtarken Druck rechts, und — in einem majeſtätiſchen Sprung ſetzte es über die Brüſtung der Brücke und trug ſeinen fürſtlichen Reiter hinab in die Wogen des Neckars.

Georg hielt inne mit Fechten, er ſah dem Herzog nach; Roß und Reiter waren niedergetaucht, doch das mächtige Thier kämpfte mit den Wirbeln, ſchwamm, arbeitete ſich herauf und wie die beſte Barke ſchwamm es mit dem Herzog den Strom hinab. Dies alles war das Werk weniger Augenblicke, einige der Knechte wollten hinabſpringen ans Ufer, um ſich des kühnen Reiters zu bemächtigen, doch einer, der Georg am nächſten war, rief ihnen zu: „Laßt ihn ſchwimmen, an dem iſt nichts gelegen, das hier iſt der grüne Vogel, das iſt der grüne Mantel; den laßt uns faſſen.“ Georg blickte dankbar auf zum Himmel; er ließ ſein Schwert ſinken und ergab ſich den Bündiſchen. Sie ſchloſſen einen Kreis um ihn und ließen es willig geſchehen, daß er abſtieg und zu der Leiche jenes Mannes trat, der ihnen ſo ſchrecklich erſchienen war. Georg faßte die Hand, welche noch immer die blutige Art feſt hielt. Sie war kalt. Er ſuchte, ob das treue Herz noch ſchlage, aber der tödtliche Stoß der Lanze hatte es nur zu gut getroffen. Das Auge, das einſt ſo kühn und muthig blickte, war gebrochen, geſchloſſen der Mund, der auch in den trübſten Stunden einen ungebeugten frohen Sinn verkündete; ſeine Züge waren erſtarrt, aber noch ſchwebte um ſeine Lippen jenes Lächeln, das den letzten Gruß,

den er ſeinem Herrn entbot, begleitet hatte. Georgs Thränen fielen auf ihn herab; er drückte noch einmal die Hand des Pfeifers, ſchloß ihm die Augen zu und ſchwang ſich auf, um den Knechten in ihr Lager zu folgen.

XVI.

O ſchöner Tag, wann endlich der Soldat
Ins Leben heimkehrt, in die Menſchlichkeit. —
O! glücklich, wem dann auch ſich eine Thür',
Sich zarte Arme ſanft umſchlingend öffnen.
Schiller.

Nach einem Marſch von beinahe drei Stunden näherte ſich der Trupp der bündiſchen Knechte, den Gefangenen in ihrer Mitte, dem Lager. Sie hatten nicht gewagt, ſich laut zu unterreden, aber ihre Mienen verkündeten großen Triumph, und Georgs ſcharfem Ohr entging es nicht, wie ſie flüſternd den Gewinn berechneten, den ſie aus dem Herzog im grünen Mantel ziehen werden. Ein freudiges Gefühl bewegte ſeine Bruſt, er glaubte hoffen zu dürfen, daß der unglückliche Fürſt durch ſeine kühne Aufopferung Zeit gewonnen habe, ſich zu retten. Nur der Gedanke an Marie trübte auf Augenblicke ſeine Freude. Wie groß mußte ihr Kummer ſchon geweſen ſeyn, als ſie die Nachricht von dem Ausgang der Schlacht bekam; er hatte ihr zwar durch treue Männer die Nachricht geſandt, daß er unverletzt aus dem Streit gegangen ſey; aber wußte er nicht, daß die traurige Entſcheidung von Würtembergs Schickſal ihre Seele tief betrüben, daß ihre Blicke ängſtlich dem

Geliebten auf den Gefahren der Flucht folgen werden, daß ihre Sehnsucht zu jeder Stunde seinen Namen nenne und ihn zurückrufe?

Und durfte er hoffen, vom Bunde zum zweiten Mal so leicht entlassen zu werden, wie damals in Ulm? Gefangen mit den Waffen in der Hand, bekannt als eifriger Freund des Herzogs — mußte er nicht fürchten, einer langen Gefangenschaft, einer grausamen Behandlung entgegen zu gehen? Die Ankunft an dem äußersten Posten des Lagers unterbrach diese düstern Gedanken. Die Knechte schickten einen aus ihrer Mitte ab, um die Bundesobersten von ihrem Fang zu benachrichtigen und Befehle einzuholen, wohin man ihn führen solle. Es war dies eine peinliche Viertelstunde für Georg; er wünschte wo möglich mit Frondsberg zusammen zu treffen, er glaubte hoffen zu dürfen, daß dieser edle Freund seines Vaters ihm seine gütigen Gesinnungen erhalten haben möchte, daß er ihn zum wenigsten billiger beurtheilen werde, als Truchses-Waldburg und so mancher andere, der ihm früher nicht günstig war.

Der Knecht kam zurück; der Gefangene sollte so still als möglich und ohne Aufsehen in das große Zelt geführt werden, wo die Obersten gewöhnlich Kriegsrath hielten. Man schlug zu diesem Gang einen Seitenweg ein, und die Knechte baten Georg, seinen Helm zu schließen, daß man ihn nicht erkenne, ehe er vor den Rath geführt würde. Gerne befolgte er diese Bitte, denn es war ihm in einem solchen Falle nichts unerträglicher, als sich den Blicken neugieriger oder schadenfroher Menschen aussetzen zu müssen. Sie gelangten endlich an das

ße Zelt. Diener aller Art waren hier verſammelt, d die verſchiedenen Farben und Binden, womit ſie ge- nückt waren, ließen auf eine zahlreiche Verſammlung er Herren und Ritter im Innern des Zeltes ſchließen.

Schon mochte die Nachricht unter ſie gekommen n, daß einige Knechte einen Mann von Bedeutung angen haben, denn ſie drängten ſich nahe herbei, als org ſich aus dem Sattel ſchwang, und ihre neugierigen icke ſchienen durch die Oeffnungen des Viſires dringen wollen, um die Züge des Gefangenen zu ſchauen. n Edelknabe ſuchte Raum zu machen, und er mußte ne Zuflucht zu dem „Namen der Bundesoberſten" hmen, um dieſe dichte Maſſe zu durchbrechen und dem fangenen Ritter einen Weg in das Innere des Zeltes bahnen. Drei jener Knechte, die ihn begleitet hatten, rften folgen; ſie glühten vor Freude und glaubten ht anders, als jene Goldgülden ſogleich in Empfang hmen zu können, die auf die Perſon des Herzogs von ürtemberg geſetzt waren.

Der letzte Vorhang that ſich auf und Georg trat uthig und feſten Schrittes ein und überſchaute die änner, die über ſein Schickſal entſcheiden ſollten. Es ren wohlbekannte Geſichter, die ihn ſo fragend und rchdringend anſchauten. Noch waren die düſteren licke und die feindliche Stirne des Truchſes von Wald- rg ſeinem Gedächtniß nicht entfallen, und der ſpötti- e, beinahe höhniſche Ausdruck in den Mienen dieſes lannes weiſſagte ihm nichts Gutes. Sickingen, Alban n Cloſen, Hutten — ſie alle ſaßen wie damals vor m, als er dem Bund auf ewig Lebewohl ſagte; aber

wie vieles hatte ſich verändert; und eine Thräne füllte ſein Auge, als es auf jene theure Geſtalt, auf jene ehrwürdigen Züge fiel, die ſich tief in ſein dankbares Herz gegraben hatten. Es war nicht Hohn, nicht Schadenfreude, was man in Georg von Frondsbergs Mienen las; nein, er ſah den Nahenden mit jenem Ausdruck von würdigem Ernſt, von Wehmuth an, womit ein edler Mann den tapferen, aber beſiegten Feind begrüßt.

Als Georg dieſen Männern gegenüber ſtand, hub der Truchſes von Waldburg an: „So hat doch endlich der ſchwäbiſche Bund einmal die Ehre, den erlauchten Herzog von Würtemberg vor ſich zu ſehen, freilich war die Einladung zu uns nicht allzu höflich, doch —“

„Ihr irrt Euch!“ rief Georg von Sturmfeder und ſchlug das Viſir ſeines Helmes auf. Als ſähen ſie Minerva's Schild und ſein Meduſenhaupt, ſo bebten die Bundesräthe vor dem Anblick der ſchönen Züge des jungen Ritters. „Ha! Verräther! ehrloſe Buben! ihr Hunde!“ rief Truchſes den drei Knechten zu, „was bringt ihr uns dieſen Laffen, deſſen Anblick meine Galle aufregt, ſtatt des Herzogs? Geſchwind, wo iſt er? ſprecht!“

Die Knechte erbleichten. „Iſts nicht dieſer?“ fragten ſie ängſtlich. „Er hat doch den grünen Mantel an.“

Der Truchſes zitterte vor Wuth und ſeine Augen ſprühten Verderben; er wollte auf die Knechte hinſtürzen, er ſprach davon, ſie zu erwürgen, aber die Ritter hielten ihn zurück, und Hutten, zornbleich, aber gefaßter als jener, fragte. „Wo iſt der Doktor Calmus, laßt ihn hereinkommen, er ſoll Rechenſchaft ablegen, er hat den Zug übernommen.“

„Ach Herr,“ ſagte einer der Knechte, „der legt Euch keine Rechenſchaft mehr ab; „er liegt erſchlagen auf der Brücke bei Köngen!“

„Erſchlagen?“ rief Sickingen, „und der Herzog iſt entkommen? erzählet, ihr Schurken!“

„Wir legten uns, wie uns der Doktor befahl, bei der Brücke in Hinterhalt. Es war beinahe noch dunkel, als wir den Hufſchlag von vier Roſſen hörten, die ſich der Brücke näherten, zugleich vernahmen wir das Zeichen, das uns die Reiter über dem Fluß geben ſollten, wenn die Herzoglichen aus dem Wald kämen. Jetzt iſts Zeit, ſagte der Kahlmäuſer. Wir ſtanden ſchnell auf und beſetzten den Ausgang der Brücke. Es waren, ſo viel wir im Halbdunkel unterſcheiden konnten, vier Reiter und ein Bauersmann; die zwei Hinterſten wandten ſich um und fochten mit unſern Reitern, die zwei Vorderen und der Bauer machten ſich an uns. Doch wir ſtreckten ihnen die Lanzen entgegen, und der Doktor rief ihnen zu, ſich zu ergeben. Da drangen ſie wüthend auf uns ein; der Doktor ſagte uns, der im grünen Mantel ſey der rechte, und wir hätten ihn bald gehabt, aber der Bauer, wenn es nicht der Teufel ſelbſt war, ſchlug den Doktor und noch zwei von uns nieder. Jetzt ſtach ihm einer die Hellebarde in den Leib, daß er fiel, und dann ging es auf die Reiter. Wir packten alleſammt den im grünen Mantel, wie uns der Kahlmäuſer geheißen, der andere aber ſtürzte ſich mit ſeinem Roß über die Brücke hinab in den Neckar und ſchwamm davon. Wir aber ließen ihn ziehen, weil wir den grünen hatten, und brachten dieſen hieher.“

„Das war Ulerich und kein anderer!“ rief Alban von Cloſen, „ha! über die Brücke hinab in den Neckar! das thut ihm keiner nach!“

„Man muß ihm nachjagen!“ fuhr der Truchſes auf, „die ganze Reiterei muß aufſitzen und hinab am Neckar ſtreifen, ich ſelbſt will hinaus —“

„O Herr,“ entgegnete einer der Knechte, „da kommt Ihr zu ſpät! es iſt drei Stunden jetzt, daß wir von der Brücke abzogen, der hat einen guten Vorſprung und kennt das Land wohl beſſer als alle Reiter!“

„Kerl, willſt du mich noch höhnen? Ihr habt ihn entkommen laſſen, an euch halte ich mich, man rufe die Wache; ich laß euch aufhängen.“

„Mäßigt Euch!“ ſagte Frondsberg, „die armen Burſche trifft der Fehler nicht; ſie hätten ſich gerne das Gold verdient, das auf den Herzog geſetzt war. Der Doktor hat gefehlt und Ihr hört, daß er es mit dem Leben zahlte.“

„Alſo Ihr habt heute den Herzog vorgeſtellt?“ wandte ſich Waldburg zu Georg, der ſtill dieſer Scene zugeſehen hatte; „müßt Ihr mir überall in den Weg laufen, mit Eurem Milchgeſicht? Ueberall hat Euch der Teufel, wo man Euch nicht braucht. Es iſt nicht das erſte Mal, daß Ihr meine Plane durchkreuzet —“

„Wenn Ihr es geweſen ſeyd, Herr Truchſes,“ antwortete Georg, „der bei Neuffen den Herzog meuchlings überfallen laſſen wollte, ſo bin ich Euch leider in den Weg gekommen, denn Eure Knechte haben mich niedergeworfen.“

Die Ritter erſtaunten über dieſe Rede und ſahen den Truchſes fragend an. Er erröthete, man wußte

nicht aus Zorn oder Beſchämung, und entgegnete: „Was ſchwatzt Ihr da von Neuffen? ich weiß von nichts; doch wenn man Euch dort niedergeworfen hat, ſo wünſche ich, Ihr wäret nimmer aufgeſtanden, um mir heute vor Augen zu kommen. Doch es iſt auch ſo gut; Ihr habt Euch als einen erbitterten Feind des Bundes bewieſen, habt heimlich und offen für den geächteten Herzog gehandelt, theilet alſo ſeine Schuld gegen den Bund und das ganze Reich, ſeyd überdies heute mit den Waffen in der Hand gefangen worden — Euch trifft die Strafe des Hochverraths an dem allerdurchlauchtigſten Bund des Schwaben- und Frankenlandes.“

„Dies dünkt mir eine lächerliche Beſchuldigung,“ erwiederte Georg mit muthigem Ton: „Ihr wiſſet wohl, wann und wo ich mich von dem Bunde losgeſagt habe; Ihr habt mich auf vierzehn Tage Urfehde ſchwören laſſen; ſo wahr Gott über mir iſt, ich habe ſie gehalten. Was ich nachher gethan, davon habt Ihr nicht Rechenſchaft zu fordern, weil ich Euch nicht mehr verpflichtet war, und was meine Gefangennehmung mit den Waffen in der Hand betrifft, ſo frage ich Euch, edle Herren, welcher Ritter wird, wenn er von ſechs oder acht angegriffen wird, ſich nicht ſeines Lebens wehren? Ich verlange von Euch ritterliche Haft, und erbiete mich Urfehde zu ſchwören auf ſechs Wochen; mehr könnet Ihr nicht von mir verlangen.“

„Wollt Ihr uns Geſetze vorſchreiben? Ihr habt gut gelernt bei dem übermüthigen Herzog; ich höre ihn aus Euch ſprechen; doch keinen Schritt ſollt Ihr zu Eurer Sippſchaft thun, bis Ihr geſteht, wo der alte

Fuchs, Euer Schwiegervater, ſich aufhält, und welchen Weg der Herzog genommen hat.“

„Der Ritter von Lichtenſtein wurde von Euren Reitern gefangen genommen; welchen Weg der Herzog nahm, weiß ich nicht und kann es mit meinem Wort bekräftigen.“

„Ritterliche Haft?“ rief der Truchſes bitter lachend, „da irrt Ihr Euch gewaltig; zeiget vorher, wo Ihr die goldenen Sporen verdient habt! Nein, ſolches Gelichter wird bei uns ins tiefſte Verließ geworfen, und mit Euch will ich den Anfang machen.“

„Ich denke, dies iſt unnöthig,“ fiel ihm Frondsberg ins Wort; „ich weiß, daß Georg von Sturmfeder zum Ritter geſchlagen wurde; überdies hat er einem bündiſchen Edlen das Leben gerettet; Ihr werdet Euch wohl an die Ausſage des Dieterich von Kraft erinnern. Auf Verwenden dieſes Ritters wurde er von einem ſchmählichen Tod befreit und ſogar in Freiheit geſetzt. Er kann dieſelbe Behandlung von uns verlangen.“

„Ich weiß, daß Ihr ihm immer das Wort geredet, daß er Euer Schooßkind war; aber diesmal hilft es ihm nicht, er muß nach Eßlingen in den Thurm, und jetzt den Augenblick —“

„Ich leiſte Bürgſchaft für ihn!“ rief Frondsberg, „und habe hier ſo gut mit zu ſprechen, wie Ihr. Wir wollen abſtimmen über den Gefangenen, man führe ihn einſtweilen in mein Zelt.“

Einen Blick des Dankes warf Georg auf die ehrwürdigen Züge des Mannes, der ihn auch jetzt wieder aus der drohenden Gefahr rettete. Der Truchſes aber

winkte mürriſch den Knechten, dem Befehl des Oberfeldhauptmanns zu folgen, und Georg folgte ihnen durch die Straßen des Lagers nach Frondsbergs Zelt.

Nicht lange nachher ſtand der Mann vor ihm, dem er ſo unendlich viel zu danken hatte. Er wollte ihm danken, er wußte nicht, wie er ihm ſeine Ehrfurcht bezeigen ſollte; doch Frondsberg ſah ihn lächelnd an und zog ihn in ſeine Arme. „Keinen Dank, keine Entſchuldigung!“ ſprach er, „ſah ich doch alles dies voraus, als ich in Ulm von dir Abſchied nahm; doch du wollteſt es nicht glauben, wollteſt dich vergraben in die Burg deiner Väter. Ich kann dich nicht ſchelten; glaube mir, das Feldlager und die Stürme ſo vieler Kriege haben mein Herz nicht ſo verhärtet, daß ich vergeſſen könnte, wie mächtig die Liebe zieht!“

„Mein Freund, mein Vater!“ rief Georg, indem er freudig erröthete.

„Ja, das bin ich; der Freund deines Vaters, dein Vater; drum war ich oft ſtolz auf dich, wenn du auch in den feindlichen Reihen ſtandeſt; dein Name wurde, ſo jung du biſt, mit Ehrfurcht genannt, denn Treue und Muth ehrt ein Mann auch an dem Feinde. Und glaube mir, es kam den meiſten von uns erwünſcht, daß der Herzog entkam; was konnten wir mit ihm beginnen; der Truchſes hätte vielleicht einen übereilten Streich gemacht, den wir alle zu büßen gehabt hätten.“

„Und was wird mein Schickſal ſeyn?“ fragte Georg, „werde ich lange in Haft gehalten werden? wo iſt der Ritter von Lichtenſtein? O mein Weib! darf ſie mich nicht beſuchen?“

Frondsberg lächelte geheimnißvoll. „Das wird ſchwer halten,“ ſagte er; „du wirſt unter ſicherer Bedeckung auf eine Veſte geführt und einem Wächter übergeben werden, der dich ſtreng bewachen und nicht ſo bald entlaſſen wird. Doch ſey nicht ängſtlich, der Ritter von Lichtenſtein wird mit dir dorthin abgeführt werden, und ihr beide müſſet auf ein Jahr Urfehde ſchwören.“

Frondsberg wurde hier durch drei Männer unterbrochen, die in das Zelt ſtürmten; es war der Feldhauptmann von Breitenſtein und Dieterich von Kraft, die den Ritter von Lichtenſtein in ihrer Mitte führten.

„Hab ich dich wieder, wackerer Junge!“ rief Breitenſtein, indem er Georgs Hand drückte. Du machſt mir ſchöne Streiche; dein alter Oheim hat dich mir auf die Seele gebunden, ich ſolle einen tüchtigen Kämpen aus dir ziehen, der dem Bunde Ehre mache, und nun laufſt du zu dem Feind, und hauſt und ſtichſt auf uns, und hätteſt geſtern beinahe die Schlacht gewonnen durch dein tollkühnes Stückchen auf unſere Geſchütze.“

„Jeder nach ſeiner Art,“ entgegnete Frondsberg; „er hat uns aber auch in Feindes Reihen Ehre gemacht.

Der Ritter von Lichtenſtein umarmte ſeinen Sohn. „Er iſt in Sicherheit,“ flüſterte er ihm zu, und beider Augen glänzten von Freude, zu der Rettung des unglücklichen Fürſten beigetragen zu haben. Da fielen die Blicke des alten Ritters auf den grünen Mantel, der noch immer um Georgs Schultern hing; er erſtaunte, er ſah ihn näher an. „Ha! jetzt erſt verſtehe ich ganz, wie alles ſo kommen konnte,“ ſprach er bewegt und eine Thräne der Freude hing in ſeinen grauen Wimpern;

„ſie nahmen dich für ihn! was wäre aus ihm geworden, wenn dich der Muth nur einen Augenblick verlaſſen hätte? Du haſt mehr gethan als wir alle, du haſt geſiegt, wenn wir jetzt auch beſiegt heißen; komm an mein Herz, du würdiger Sohn.“

„Und Max Stumpf von Schweinsberg?“ fragte Georg; auch er gefangen?“

„Er hat ſich durchgehauen; wer vermöchte auch ſeinen Hieben zu widerſtehen? meine alten Knochen ſind mürbe, an mir liegt nichts mehr, aber er iſt dem Herzog nachgezogen und wird ihm eine beſſere Hülfe ſeyn als fünfzig Reiter. Doch den Pfeifer ſah ich nicht; ſage, wie iſt er entkommen aus dem Streit?“

„Als ein Held,“ erwiederte der junge Mann, von der Wehmuth der Erinnerung bewegt; „er liegt erſtochen an der Brücke.“

„Todt?“ rief Lichtenſtein und ſeine Stimme zitterte; „die treue Seele! doch wohl ihm, er hat gethan wie ein Edler, und iſt geſtorben, treu, wie es Männern ziemt!“

Frondsberg näherte ſich ihnen und unterbrach ihre Reden. „Ihr ſcheint mir ſo niedergeſchlagen,“ ſagte er; ſeyd muthig und getroſt, alter Herr! das Kriegsglück iſt wandelbar, und Euer Herzog wird wohl auch wieder zu ſeinem Lande kommen; wer weiß, ob es nicht beſſer iſt, daß wir ihn noch auf einige Zeit in die Fremde ſchickten. Leget Helm und Panzer ab; das Gefecht zum Frühſtück wird Euch die Luſt zum Mittageſſen nicht verdorben haben. Setzet Euch zu uns. Ich erwarte gegen Mittag den Wächter, unter deſſen Obhut ihr auf eine Burg gebracht werden ſollet. Bis dahin laſſet uns noch zuſammen fröhlich ſeyn.“

„Das iſt ein Vorſchlag, der ſich hören läßt!“ rief Breitenſtein. „Zu Tiſch, ihr Herren! wahrlich Georg, mit dir habe ich nicht mehr geſpeist, ſeit dem Imbiß im Ulmer Rathhausſaal. Komm, wir wollen redlich nachholen, was wir verſäumten.“

Hans von Breitenſtein zog Georg zu ſich nieder, die andern folgten ſeinem Beiſpiel, die Knechte trugen auf, und der edle Wein machte den Ritter von Lichtenſtein und ſeinen Sohn vergeſſen, daß ſie in mißlichen Verhältniſſen, im feindlichen Lager ſeyen, daß ſie vielleicht einem ungewiſſen Geſchick, und wenn ſie die Reden Frondsbergs recht deuteten, einer langen Gefangenſchaft entgegen gehen. Gegen das Ende der Tafel wurde Frondsberg hinausgerufen; bald kam er zurück und ſprach mit ernſter Stimme: „ſo gerne ich noch länger Eure Geſellſchaft genoſſen hätte, liebe Freunde, ſo thut es jetzt Noth aufzubrechen. Der Wächter iſt da, dem ich Euch übergeben muß, und ihr müßt euch ſputen, wollet ihr heute noch die Veſte erreichen.“

„Iſt er ein Ritter, dieſer Wächter?“ fragte Lichtenſtein, indem ſich ſeine Stirne in finſtere Falten zog; „ich hoffe, man wird auf unſeren Stand Rückſicht genommen haben und uns ein anſtändiges Geleite geben?“

„Ein Ritter iſt er nicht,“ antwortete Frondsberg lächelnd, „doch iſt er ein anſtändiges Geleite; Ihr werdet Euch ſelbſt davon überzeugen. Er lüftete bei dieſen Worten den Vorhang des Zeltes nnd es erſchienen die holden Züge Mariens; mit dem Weinen der Freude ſtürzte ſie an die Bruſt ihres Gatten, und der alte Vater ſtand ſtumm von Ueberraſchung und

Rührung, küßte ſein Kind auf die Stirne und drückte die Hand des biedern Frondsberg.

„Das iſt Euer Wächter,“ ſprach dieſer, „und der Lichtenſtein die Veſte, wo ſie Euch gefangen halten ſoll. Ich ſehe es ihren Augen an, ſie wird den jungen Herrn nicht zu ſtrenge halten, und der Alte wird ſich nicht über ſie beklagen können; doch rathe ich Euch, Töchterchen, habet ein wachſames Auge auf die Gefangenen, laſſet ſie nicht wieder von der Burg, geſtattet nicht, daß ſie wieder Verbindungen mit gewiſſen Leuten anknüpfen; Ihr haftet mit Eurem Kopf dafür!“

„Aber, lieber Herr,“ entgegnete Marie, indem ſie den Geliebten inniger an ſich drückte und lächelnd zu dem ſtrengen Herrn aufblickte; „bedenket, er iſt ja mein Haupt, wie kann ich ihm etwas befehlen?“

Eben deßwegen hütet Euch, daß Ihr dieſes Haupt nicht wieder verlieret; bindet ihn mit einem Liebesknoten recht feſt, daß er Euch nicht entlaufe, er ändert nur gar zu leicht die Farbe; wir haben Beiſpiele!“

„Ich trug nur eine Farbe, mein väterlicher Freund!“ entgegnete der junge Mann, indem er in die Augen ſeiner ſchönen Frau und auf die Feldbinde niederſah, die ſeine Bruſt umzog; „nur eine, und dieſer blieb ich treu.“

„Wohlan! ſo halte ferner nur zu ihr,“ ſagte Frondsberg und reichte ihm die Hand zum Abſchied. „Lebe wohl! Die Pferde harren vor dem Zelt; bringet Eure Gefangenen ſicher auf die Veſte, ſchöne Frau, und gedenket huldreich des alten Frondsberg.“

Marie ſchied von dieſem Edeln mit Thränen in den Augen; auch die Männer nahmen bewegt ſeine Hand,

denn ſie wußten wohl, daß ohne ſeine Hülfe ihr Geſchick ſich nicht ſo freundlich gewendet hätte. Noch lange ſah ihnen Georg von Frondsberg nach, bis ſie an der äußerſten Zeltgaſſe um die Ecke bogen. „Er iſt in guten Händen," ſagte er dann, indem er ſich zu Breitenſtein wandte, „wahrlich, der Segen ſeines Vaters ruht auf ihm. Ein gutes ſchönes Weib und ein Erbe, wie wenige ſind im Schwabenland."

„Ja, ja!" erwiederte Hans von Breitenſtein, „ſeiner Klugheit und Vorſicht hat er es nicht zu danken, doch wer das Glück hat, führt die Braut heim; ich bin Fünfzig alt geworden, und gehe noch auf Freiersfüßen; Ihr auch, Herr Dieterich von Kraft, nicht wahr?"

„Mit nichten und im Gegentheil," ſagte dieſer, wie aus einem Traum erwachend; „wenn man ein ſolches Paar ſieht, weiß man, was man zu thun hat. In dieſer Stunde noch ſetze ich mich in meine Sänfte, reiſe nach Ulm und führe meine Baſe heim; lebt wohl, ihr Herren!"

Als der ſchwäbiſche Bund Würtemberg wieder erobert hatte, richtete er ſeine Regierung wieder ein und beherrſchte das Land wieder wie im Sommer 1519. Die Anhänger des vertriebenen Herzogs mußten Urfehde ſchwören und wurden auf ihre Burgen verwieſen. Georg von Sturmfeder und ſeine Lieben, die dieſes Schickſal mit betraf, lebten zurückgezogen auf Lichtenſtein, und Marien und ihrem Gatten ging in ihrem ſtillen häuslichen Glück ein neues Leben auf.

Noch oft, wenn ſie am Fenſter des Schloſſes ſtanden und hinabſchauten auf Würtembergs ſchöne Fluren,

gedachten ſie des unglücklichen Fürſten, der einſt hier mit ihnen auf ſein Land hinabgeblickt hatte; und dann dachten ſie nach über die Verkettung ſeiner Schickſale, und wie durch eine ſonderbare Fügung auch ihr eigenes Geſchick mit dem ſeinigen verbunden war; und wenn ſie ſich auch geſtanden, daß ihr Glück vielleicht nicht ſo frühe, nicht ſo ſchön aufgeblüht wäre ohne dieſe Verknüpfung, ſo wurde doch ihre Freude durch den Gedanken getrübt, daß der Stifter ihres Glückes noch immer ferne von ſeinem Lande, im Elend der Verbannung lebe. Erſt viele Jahre nachher gelang es dem Herzog, Würtemberg wieder zu erobern. Doch als er, geläutert durch Unglück, als ein weiſer Fürſt zurückkehrte, als er die alten Rechte ehrte und die Herzen ſeiner Bürger für ſich gewann, als er jene heiligen Lehren, die er in fernem Lande gehört, die ſo oft ſein Troſt in einem langen Unglück geworden waren, ſeinem Volke predigen ließ und einen geläuterteren Glauben mit den Grundgeſetzen ſeines Reiches verband, da erkannten Georg und Marie den Finger einer gütigen Gottheit in den Schickſalen Ulerichs von Würtemberg, und ſie ſegneten den, der dem Auge des Sterblichen die Zukunft verhüllt und auch hier wie immer durch Nacht zum Lichte führte.

Der Name der Lichtenſteiner im würtemberger Land ging mit dem alten Ritter zu Grabe, doch erlebte er noch in hohem Alter die Freude, ſeine blühenden Enkel waffenfähig zu ſehen. So geht Geſchlecht um Geſchlecht über die Erde hin, das Neue verdrängt das Alte, und nach dem kurzen Zeitraum von fünfzig oder hundert Jahren ſind biedere Männer, treue Herzen vergeſſen;

ihr Gedächtniß übertönt der rauſchende Strom der Zeiten, und nur wenig glänzende Namen tauchen auf aus dieſen Fluthen des Lethe und ſpielen in ihrem ungewiſſen Schimmer auf den Wellen. Doch wohl dem, deſſen Thaten jene ſtille Größe in ſich tragen, die den Lohn in ſich ſelbſt findet, und ohne Dank bei der Mitwelt, ohne Anſprüche auf die Nachwelt entſteht, ins Leben tritt, — verſchwindet. So iſt auch der Name des Spielmanns von Hardt verklungen, und nur leiſe Nachklänge von ſeinem Wirken wehen uns an, wenn die Hirten der Gegend die Ulerichshöhle zeigen und von dem Mann ſprechen, der ſeinen unglücklichen Herzog hier verbarg; ſo ſind ſelbſt jene romantiſchen Züge aus Ulrichs Leben zur Fabel geworden, der Geſchichtſchreiber verſchmäht ſie als unweſentliche Außendinge, und ſie erſcheinen uns nur, wenn man auf den Höhen von Lichtenſtein von dem Herzog erzählt, der allnächtlich vor das Schloß kam, und wenn man uns auf der Brücke von Köngen die Stelle zeigt, wo jener Unerſchrockene den Sprung auf Leben und Tod in die Tiefe wagte.

Und ſie erſcheinen uns da, dieſe Sagen, wie ungewiſſe Schatten, die eine große Geſtalt vom Berge in die Nebel des Thales wirft, und der kältere Beobachter lächelt, wenn man ihnen wirkliches Leben und jene Farben verleihen will, die ihr unſicheres Grau zu einem Bild des Lebens umwandeln. Auch Lichtenſteins alte Veſte iſt längſt zerfallen und auf den Grundmauern der Burg erhebt ſich ein freundliches Jägerhaus, faſt ſo luftig und leicht, wie jene ſpaniſchen Schlöſſer, die man in unſern Tagen auf die Grundpfeiler des Alterthums erbaut. Noch immer

reiten ſich Würtembergs Gefilde ſo reich und blühend wie
mals vor dem entzückten Auge aus, als Marie an des
eliebten Seite hinabſah, und der unglücklichſte ſeiner
erzoge den letzten Scheideblick von Lichtenſteins Fenſtern
f ſein Land warf. Noch prangen jene unterirdiſchen
emächer, die den Geächteten aufnahmen, in ihrer alten
racht und Herrlichkeit, und die murmelnden Waſſer, die
h in eine geheimnißvolle Tiefe ſtürzen, ſcheinen längſt
rklungene Sagen noch einmal wieder erzählen zu wollen.

Es iſt eine ſchöne Sitte, daß die Bewohner dieſes
ndes, auch aus entfernteren Gegenden, um die Zeit
s Pfingſtfeſtes ſich aufmachen, um Lichtenſtein und die
öhle zu beſuchen. Viele hundert ſchöne Schwaben-
der und holde Frauen, begleitet von Jünglingen und
ännern, ziehen herauf in dieſe Berge; ſie ſteigen
eder in den Schooß der Erde, der an ſeinen kryſtallenen
änden den Schein der Lichter tauſendfach wiedergibt,
füllen die Höhle mit Geſang und lauſchen auf ihr
ho, welches die murmelnden Bäche der Tiefe melodiſch
gleiten, ſie bewundern die Werke der Natur, die ſich
uch ohne das milde Licht der Sonne, ohne das fröhliche
rün der Felder, ſo herrlich zeigt. Dann ſteigen ſie her-
uf zum Lichte, und die Erde will ihnen noch ſchöner
dünken als zuvor; ihr Weg führt immer aufwärts zu
en Höhen von Lichtenſtein, und wenn dort die Männer
m Kreiſe ſchöner Frauen, die Becher in der Hand, auf
ie weiten Fluren hinabſchauen, wie ſie beſtrahlt von
iner milden Sonne im lieblichſten Schmelz der Farben
ch ausbreiten, dann preiſen ſie dieſe lichten Höhen,
dann preiſen ſie ihr geſegnetes Vaterland. Dann kehrt,

wie in den alten Tagen, Geſang und Jubel und der fröhliche Klang der Pokale auf den Lichtenſtein zurück, und weckt das Echo ſeiner Felſen, und weckt mit ihm die Geiſter dieſer Burg, daß ſie die fröhlichen Gäſte umſchweben und mit ihnen hinabſchauen auf das alte Würtemberg. Ob auch das holde Fräulein von Lichtenſtein, ob Georg und der alte Ritter mit ihnen heraufſchweben, ob jener treue Spielmann in den Tagen des Frühlings ſeinem Grab entſteigt und, wie er im Leben zu thun pflegte, hinaufzieht nach der Burg, das Feſt mit Geſang und Spiel zu ſchmücken? wir wiſſen es nicht; doch wenn wir im Abendſcheine auf den Felſen gelagert, die Landſchaft überſchauten, wenn wir von den alten guten Zeiten und ihren Sagen ſprachen, wenn ſich die Sonne allmälig ſenkte, und nur das Schlößchen noch ſelig und freundlich in ſeiner Einſamkeit, von den letzten Strahlen mit einem röthlichen Schein umgoſſen, auf ſeinem Felſen ruhte — da glaubten wir im Wehen der Nachtluft, im Rauſchen der Bäume, im Säuſeln der Blätter bekannte Stimmen zu vernehmen, es war uns, als flüſterten ſie uns ihre Grüße zu, als erzählten ſie uns alte Sagen von ihrem Leben und Treiben. Manches haben wir an ſolchen Abenden erfahren, manches Bild ſtieg in uns auf und ſchien ſich vor unſeren Blicken zu verwirklichen, und die es uns woben und malten, die uns ihre romantiſchen Sagen zuflüſterten, wir glauben es waren — die Geiſter von Lichtenſtein.

Anmerkungen.

1. Cruſius beſchreibt in ſeiner Chronik das Schlößchen Lichtenſtein, wie wir es hier nacherzählen. Er ſah es zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts, alſo etwa ſiebzig Jahre nach dem Jahre 1519. Dort findet ſich auch die hieher gehörige Stelle:

„Im oberen Stockwerk iſt ein überaus ſchöner Saal, ringsum mit Fenſtern, aus welchen man bis an den Aſperg ſehen kann: darin hat der vertriebene Fürſt Ulerich v. Würtemberg öfter gewohnt, der des Nachts vor das Schloß kam und nur ſagte: „Der Mann iſt da!“ ſo wurde er eingelaſſen.“ Wo aber wohnte er den Tag über? wo hielt ſich der Vertriebene auf? Die Frage lag ſehr nahe.

Jetzt iſt in die Ruinen des alten Schloſſes ein Jägerhaus erbaut, das noch immer den Namen des „Lichtenſteiner Schlößleins“ trägt, und am fröhlichen Pfingſtfeſt einer lebensfrohen Menge zum Tummelplatz dient.

2. Er ſchickte einen tapfern Ritter, Max Stumpf von Schweinsberg, an ſie mit einem beweglichen Schreiben, das Schloß nicht zu übergeben, ſondern, wo ſie ſolches auch thun wollten, ihm wieder Gelegenheit zu machen, in daſſelbe zu kommen; weil er in ſelbigem zu ſterben bereit ſey, wenn es Gott über ihn verhänge. Sattler. Geſch. der Herz. v. Würtemb. II. 15.

3. Dieſen merkwürdigen Hund beſchreibt Thetinger als einen Liebling Ulerichs ausführlich. A. a. O. S. 1. 28.

4. „Hie gut Würtemberg alleweg,“ findet ſich oft als Wahlſpruch dieſer Partei. Vergl. Pfaffs Geſchichte Würtembergs. Bd. I. S. 306.

5. „Der Tüfell gſegen jn allen;“ ſind die Worte des Chroniſten Stumpharbt, die ihm unwillkürlich entſchlüpfen, indem er die Unterhandlung der Ritter „beim kühlen Wein“ beſchreibt.

6. Herzog Ulerich beklagt ſich wiederholt, namentlich in dieſem Zeitpunkt, daß ſeine Gegner ſo viele Lügen gegen ihn ausſtreuen. Er vertheidigt ſich darüber, beſonders in ſeinen Briefen an die

ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft. So ſtreuten ſeine Feinde im Jahre 1519 aus, er habe einen Edelknaben, Wilhelm von Janowiz, entzwei gehauen. Doch Janowiz lebte noch im Jahre 1562, und war Anno 1550 Commandant der Veſte Aſperg. Aber jene Lüge machte damals großes Aufſehen, daher kam es, daß ein Schweizer, dem man dieſen Mann zeigte und ſagte, was die Feinde des Herzogs von ihm ausgeſtreut haben, antwortete: „Er muß nochten ein guter Barbier gſyn ſyn, der den Knaben ſo ſuber gehailt hat.“ (Sattler II. §. 24.)

7. Sattler erzählt dies folgendermaßen: Der ſchwäbiſche Bund hatte einen großen Theil ſeiner Kriegsknechte abgedankt, dieſe wurden darüber ſchwierig, ſie rottirten ſich zuſammen, richteten zwölf Fähnlein auf, erwählten ihre Hauptleute und machten unter ſich nach damaligem Gebrauch eine Regiments-Ordnung; es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der Herzog dieſe Leute an ſich gezogen. Geſchichte der Herzoge von Würtemberg II. §. 16.

Landsknechte ſchreiben wir, nicht Lanzknechte, wie man in neuerer Zeit gethan, und berufen uns auf die „Hiſtoria der Herren von Frondsberg“ ꝛc.

8. Dieſes Lied führt auch Leſſing in der Sammlung auf, die den Namen trägt: „Altdeutſcher Witz und Verſtand.“

9. Der Schwaben- und Frankenbund hielt in dieſem Sommer einen Bundestag in Nördlingen. Auch die Herzogin Sabina und der Herzog von Baiern fanden ſich dort ein, um hauptſächlich über Würtemberg zu entſcheiden. Sattler II. §. 15.

10. Die Regentſchaft mußte zu jener Zeit viel ſeltſamer, leichtfertiger und böſer Reden hören. Der Keller in Göppingen berichtete einmal, man habe auf der Straße zwiſchen Grunbach und Heppach einen Kieſelſtein gefunden, auf deſſen einer Seite ein Hirſchgeweih mit der Unterſchrift: „Hie gut Würtemberg alleweg,“ auf der andern Seite ein Jagdhorn mit den Worten: „Vive Dux Ulrice“ zu ſehen waren. Vergleiche Pfaffs Geſchichte von Würtemberg I. 306.

11. Ueber dieſes neutrale Verhalten des Adels iſt zu vergleichen Sattler II. §. 19.

12. „Der Herzog zog ſich mit ungefähr 6000 Mann Landvolk nach Stuttgart, und die angeworbenen Knechte legte er nach Cannſtadt.“ Sattler §. 21. „Der Herzog, als er erfuhr, daß der Feind ſo nahe ſey, rief die Seinigen ſchnell aus Städten und

Dörfern herbei, die auch sogleich erschienen.“ Thetingeri Commentarius etc. libr. III.

13. Wir benützten zur Beschreibung dieser Schlacht hauptsächlich: Joh. Betzii hist. Ulrici Ducis Würt. und Thetinger, der besonders bei dem Angriff der Reiterei auf den mit Geschütz besetzten Hügel sehr ins Einzelne geht.

14. Graf Georg von Würtemberg und Mömpelgard, der Bruder Ulerichs, ist der Stammvater des jetzigen Regentenhauses von Würtemberg.

Sein Sohn war Friederich I. reg. Herzog, der das Herzogthum erhielt, weil Ludwig, Christophs Sohn, ohne männliche Descendenz starb.

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.

Ulmer del. durch Kunst-Anstalt, G. Sirz, Nürnbg.

MÄHRCHEN, IV THEIL,

DAS MÄHRCHEN VOM FALSCHEN PRINZEN.

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.

Ausgabe in 10 Bänden

mit Stahlſtichen.

Vierter Band.

Stuttgart,

Friedrich Brodhag'ſche Buchhandlung.

1837.

Gedruckt in der Fr. Brodhag'ſchen Buchdruckerei.

Mährchen

für

hne und Töchter gebildeter Stände.

Erſte Abtheilung.

Mährchen als Almanach.

ı einem ſchönen fernen Reiche, von welchem die Sage
:, daß die Sonne in ſeinen ewig grünen Gärten nie-
ls untergehe, herrſchte von Anfang an bis heute die
nigin Phantaſie. Mit vollen Händen ſpendete dieſe
: vielen Jahrhunderten die Fülle des Segens über
Ihrigen, und war geliebt, verehrt von allen, die ſie
mten. Das Herz der Königin war aber zu groß, als
ȝ ſie mit ihren Wohlthaten bei ihrem Lande ſtehen ge-
eben wäre; ſie ſelbſt, im königlichen Schmuck ihrer
igen Jugend und Schönheit, ſtieg herab auf die Erde;
m ſie hatte gehört, daß dort Menſchen wohnen, die
Leben in traurigem Ernſt unter Mühe und Arbeit
bringen. Dieſen hatte ſie die ſchönſten Gaben aus
em Reiche mitgebracht, und ſeit die ſchöne Königin
ch die Fluren der Erde gegangen war, waren die
enſchen fröhlich bei der Arbeit, heiter in ihrem Ernſt.

Auch ihre Kinder, nicht minder ſchön und lieblich
ȝ die königliche Mutter, ſandte ſie aus, um die

Menſchen zu beglücken. Einſt kam Mährchen, die älteſte Tochter der Königin, von der Erde zurück. Die Mutter bemerkte, daß Mährchen traurig ſey, ja, hie und da wollte es ihr bedünken, als ob ſie verweinte Augen hätte.

„Was haſt du, liebes Mährchen?“ ſprach die Königin zu ihr, „du biſt ſeit deiner Reiſe ſo traurig und niedergeſchlagen, willſt du deiner Mutter nicht anvertrauen, was dir fehlt?“

„Ach, liebe Mutter!“ antwortete Mährchen, „ich hätte gewiß nicht ſo lange geſchwiegen, wenn ich nicht wüßte, daß mein Kummer auch der deinige iſt.“

„Sprich immer, meine Tochter,“ bat die ſchöne Königin, „der Gram iſt ein Stein, der den Einzelnen niederdrückt, aber zwei tragen ihn leicht aus dem Wege.“

„Du willſt es,“ antwortete Mährchen, „ſo höre: du weißt, wie gerne ich mit den Menſchen umgehe, wie ich freudig auch zu dem Aermſten vor ſeine Hütte ſitze, um nach der Arbeit ein Stündchen mit ihm zu verplaudern; ſie boten mir auch ſonſt gleich freundlich die Hand zum Gruß, wenn ich kam, und ſahen mir lächelnd und zufrieden nach, wenn ich weiter ging; aber in dieſen Tagen iſt es gar nicht mehr ſo!“

„Armes Mährchen!“ ſprach die Königin und ſtreichelte ihr die Wange, die von einer Thräne feucht war; „aber du bildeſt dir vielleicht dies alles nur ein?“

„Glaube mir, ich fühle es nur zu gut,“ entgegnete Mährchen, „ſie lieben mich nicht mehr. Ueberall, wo ich hinkomme, begegnen mir kalte Blicke; nirgends bin ich mehr gern geſehen; ſelbſt die Kinder, die mich doch

immer ſo lieb hatten, lachen über mich und wenden mir altklug den Rücken zu.“

Die Königin ſtützte die Stirne in die Hand und ſchwieg ſinnend.

„Und woher ſoll es denn,“ fragte die Königin, „kommen, Mährchen, daß ſich die Leute da unten ſo geändert haben?“

„Sieh, die Menſchen haben kluge Wächter aufgeſtellt, die alles, was aus deinem Reich kommt, o Königin Phantaſie! mit ſcharfem Blicke muſtern und prüfen. Wenn nun einer kommt, der nicht nach ihrem Sinne iſt, ſo erheben ſie ein großes Geſchrei, ſchlagen ihn todt, oder verläumden ihn doch ſo ſehr bei den Menſchen, die ihnen aufs Wort glauben, daß man gar keine Liebe, kein Fünkchen Zutrauen mehr findet. Ach! wie gut haben es meine Brüder, die Träume, fröhlich und leicht hüpfen ſie auf die Erde hinab, fragen nichts nach jenen klugen Männern, beſuchen die ſchlummernden Menſchen und weben und malen ihnen, was das Herz beglückt und das Auge erfreut.“

„Deine Brüder ſind Leichtfüße,“ ſagte die Königin, „und du, mein Liebling, haſt keine Urſache, ſie zu beneiden. Jene Grenzwächter kenne ich übrigens wohl; die Menſchen haben ſo unrecht nicht, ſie aufzuſtellen; es kam ſo mancher windige Geſelle und that, als ob er geraden Wegs aus meinem Reiche käme, und doch hatte er höchſtens von einem Berge zu uns herüber geſchaut.“

„Aber warum laſſen ſie dies mich, deine eigene Tochter, entgelten?“ weinte Mährchen, „ach! wenn du wüßteſt, wie ſie es mir gemacht haben; ſie ſchalten mich

eine alte Jungfer und drohten, mich das nächste Mal gar nicht mehr herein zu laſſen.“ —

„Wie, meine Tochter nicht mehr einzulaſſen?“ rief die Königin und Zorn erhöhte die Röthe ihrer Wangen, „aber ich ſehe ſchon, woher dies kommt; die böſe Muhme hat uns verläumdet!“

„Die Mode? nicht möglich!“ rief Mährchen, „ſie that ja ſonſt immer ſo freundlich.“

„O, ich kenne ſie, die Falſche!“ antwortete die Königin, „aber verſuche es ihr zum Trotze wieder, meine Tochter; wer Gutes thun will, darf nicht raſten.“

„Ach Mutter! wenn ſie mich dann ganz zurückweiſen, oder wenn ſie mich verläumden, daß mich die Menſchen nicht anſehen oder einſam und verachtet in der Ecke ſtehen laſſen?“

„Wenn die Alten, von der Mode bethört, dich geringſchätzen, ſo wende dich an die Kleinen; wahrlich, ſie ſind meine Lieblinge, ihnen ſende ich meine lieblichſten Bilder durch deine Brüder, die Träume; ja ich bin ſchon oft ſelbſt zu ihnen hinabgeſchwebt, habe ſie geherzt und geküßt und ſchöne Spiele mit ihnen geſpielt; ſie kennen mich auch wohl, ſie wiſſen zwar meinen Namen nicht, aber ich habe ſchon oft bemerkt, wie ſie Nachts zu meinen Sternen heraufläcHELN, und Morgens, wenn meine glänzenden Lämmer am Himmel ziehen, vor Freuden die Hände zuſammenſchlagen. Auch wenn ſie größer werden, lieben ſie mich noch, ich helfe dann den lieblichen Mädchen bunte Kränze flechten, und die wilden Knaben werden ſtiller, wenn ich auf hoher Felſenſpitze mich zu ihnen ſetze, aus der Nebelwelt der fernen

blauen Berge hohe Burgen und glänzende Paläſte auftauchen laſſe, und aus den röthlichen Wolken des Abends kühne Reiterſchaaren und wunderliche Wallfahrtszüge bilde."

„O, die guten Kinder!" rief Mährchen bewegt aus, „ja es ſey! mit ihnen will ich es noch einmal verſuchen."

„Ja, du gute Tochter," ſprach die Königin, „gehe zu ihnen; aber ich will dich auch ein wenig ordentlich ankleiden, daß du den Kleinen gefällſt und die Großen dich nicht zurückſtoßen; ſiehe, das Gewand eines Almanach will ich dir geben."

„Eines Almanach, Mutter? ach! — ich ſchäme mich, ſo vor den Leuten zu prangen."

Die Königin winkte und die Dienerinnen brachten das zierliche Gewand eines Almanach. Es war von glänzenden Farben und ſchöne Figuren eingewoben.

Die Zofen flochten dem ſchönen Mädchen das lange Haar; ſie banden ihr goldene Sandalen unter die Füße und hingen ihr dann das Gewand um.

Das beſcheidene Mährchen wagte nicht aufzublicken, die Mutter aber betrachtete ſie mit Wohlgefallen und ſchloß ſie in ihre Arme: „Gehe hin," ſprach ſie zu der Kleinen, „mein Segen ſey mit dir. Und wenn ſie dich verachten und höhnen, ſo kehre zurück zu mir, vielleicht, daß ſpätere Geſchlechter, getreuer der Natur, ihr Herz dir wieder zuwenden."

Alſo ſprach die Königin Phantaſie. Mährchen aber flieg herab auf die Erde. Mit pochendem Herzen nahte ſie dem Ort, wo die klugen Wächter hausten; ſie ſenkte

das Köpfchen zur Erde, ſie zog das ſchöne Gewand enger um ſich her und mit zagendem Schritt nahte ſie dem Thor.

„Halt!“ rief eine tiefe, rauhe Stimme, „Wache heraus! da kommt ein neuer Almanach!“

Mährchen zitterte, als ſie dies hörte; viele ältliche Männer von finſterem Ausſehen ſtürzten hervor; ſie hatten ſpitzige Federn in der Fauſt und hielten ſie dem Mährchen entgegen. Einer aus der Schaar ſchritt auf ſie zu und packte ſie mit rauher Hand am Kinn; „nur auch den Kopf aufgerichtet, Herr Almanach!“ ſchrie er, „daß man ihm in den Augen anſiehet, ob er was rechtes iſt oder nicht.“

Erröthend richtete Mährchen das Köpfchen in die Höhe und ſchlug das dunkle Auge auf.

„Das Mährchen!“ riefen die Wächter und lachten aus vollem Hals, „das Mährchen! haben Wunder gemeint, was da käme! wie kommſt du nur in dieſen Rock?“

„Die Mutter hat ihn mir angezogen,“ antwortete Mährchen.

„So? ſie will dich bei uns einſchwärzen? Nichts da! hebe dich weg! mach', daß du fortkommſt!“ riefen die Wächter untereinander und erhoben die ſcharfen Federn.

„Aber ich will ja nur zu den Kindern,“ bat Mährchen; „dies könnt ihr mir ja doch erlauben?“

„Lauft nicht ſchon genug ſolches Geſindel im Land umher?“ rief einer der Wächter, „ſie ſchwatzen nur unſern Kindern dummes Zeug vor.“

„Laßt uns ſehen, was ſie diesmal weiß," ſprach ein anderer.

„Nun ja!" riefen ſie, „ſag' an, was du weißt, aber beeile dich, denn wir haben nicht viele Zeit für dich."

Mährchen ſtreckte die Hand aus und beſchrieb mit dem Zeigefinger viele Zeichen in die Luft. Da ſah man bunte Geſtalten vorüberziehen; Karavanen, ſchöne Roſſe, geſchmückte Reiter, viele Zelte im Sande der Wüſte; Vögel und Fiſche auf ſtürmiſchen Meeren; ſtille Wälder und volkreiche Plätze und Straßen; Schlachten und friedliche Nomaden, ſie alle ſchwebten in belebten Bildern, in buntem Gewimmel vorüber.

Mährchen hatte in dem Eifer, mit welchem ſie die Bilder aufſteigen ließ, nicht bemerkt, wie die Wächter des Thores nach nnd nach eingeſchlafen waren. Eben wollte ſie neue Zeichen beſchreiben, als ein freundlicher Mann auf ſie zutrat und ihre Hand ergriff. „Siehe her, gutes Mährchen," ſagte er, indem er auf die Schlafenden zeigte, „für dieſe ſind deine bunten Sachen nichts; ſchlüpfe ſchnell durch das Thor, ſie ahnen dann nicht, daß du im Lande biſt, und du kannſt friedlich und unbemerkt deine Straße ziehen. Ich will dich zu meinen Kindern führen; in meinem Hauſe geb' ich dir ein ſtilles freundliches Plätzchen, dort kannſt du wohnen und für dich leben; wenn dann meine Söhne und Töchter gut gelernt haben, dürfen ſie mit ihren Geſpielen zu dir kommen und dir zuhören. Willſt du ſo?"

„O, wie gerne folge ich dir zu deinen lieben Kleinen; wie will ich mich befleißen, ihnen zuweilen ein heiteres *Stündchen zu machen*!"

Der gute Mann nickte ihr freundlich zu und half ihr über die Füße der ſchlafenden Wächter hinüberſteigen. Lächelnd ſah ſich Mährchen um, als ſie hinüber war, und ſchlüpfte dann ſchnell in das Thor.

Die Karavane.

Es zog einmal eine große Karavane durch die Wüſte. Auf der ungeheuren Ebene, wo man nichts als Sand und Himmel ſieht, hörte man ſchon in weiter Ferne die Glocken der Kameele und die ſilbernen Röllchen der Pferde; eine dichte Staubwolke, die ihr vorherging, verkündete ihre Nähe, und wenn ein Luftzug die Wolke theilte, blendeten funkelnde Waffen und helleuchtende Gewänder das Auge. So ſtellte ſich die Karavane einem Manne dar, welcher von der Seite her auf ſie zuritt. Er ritt ein ſchönes arabiſches Pferd, mit einer Tigerdecke behängt, an dem hochrothen Riemenwerk hingen ſilberne Glöckchen und auf dem Kopf des Pferdes wehte ein ſchöner Reiherbuſch. Der Reiter ſah ſtattlich aus und ſein Anzug entſprach der Pracht ſeines Roſſes; ein weißer Turban, reich mit Gold geſtickt, bedeckte das Haupt; der Rock und die weiten Beinkleider von brennendem Roth, ein gekrümmtes Schwert mit reichem Griff an ſeiner Seite. Er hatte den Turban tief ins Geſicht gedrückt; dies und die ſchwarzen Augen, die unter buſchigen Brauen hervorblitzten, der lange Bart, der unter der gebogenen Naſe herabhing, gaben

ihm ein wildes kühnes Ausſehen. Als der Reiter ungefähr auf fünfzig Schritte dem Vortrab der Karavane nahe war, ſpornte er ſein Pferd an und war in wenigen Augenblicken an der Spitze des Zuges angelangt. Es war ein ſo ungewöhnliches Ereigniß, einen einzelnen Reiter durch die Wüſte ziehen zu ſehen, daß die Wächter des Zuges, einen Ueberfall befürchtend, ihm ihre Lanzen entgegenſtreckten. „Was wollt ihr?“ rief der Reiter, als er ſich ſo kriegeriſch empfangen ſah, „glaubt ihr, ein einzelner Mann werde eure Karavane angreifen?“ Beſchämt ſchwangen die Wächter ihre Lanzen wieder auf, ihr Anführer aber ritt an den Fremden heran und fragte nach ſeinem Begehr. „Wer iſt der Herr der Karavane?“ fragte der Reiter. „Sie gehört nicht einem Herrn,“ antwortete der Gefragte, „ſondern es ſind mehrere Kaufleute, die von Mekka in ihre Heimath ziehen, und die wir durch die Wüſte geleiten, weil oft allerlei Geſindel die Reiſenden beunruhigt.“ „So führt mich zu den Kaufleuten,“ begehrte der Fremde. „Das kann jetzt nicht geſchehen,“ antwortete der Führer, „weil wir ohne Aufhalt weiter ziehen müſſen, und die Kaufleute wenigſtens eine Viertelſtunde weiter hinten ſind; wollt Ihr aber mit mir weiter reiten, bis wir lagern, um Mittagsruhe zu halten, ſo werde ich Eurem Wunſch willfahren.“ Der Fremde ſagte hierauf nichts; er zog eine lange Pfeife, die er am Sattel feſtgebunden hatte, hervor und fing an in großen Zügen zu rauchen, indem er neben dem Anführer des Vortrabs weiter ritt. Dieſer wußte nicht, was er aus dem Fremden machen ſollte, er wagte es nicht, ihn geradezu nach ſeinem Namen zu fragen, und

ſo künſtlich er auch ein Geſpräch anzuknüpfen ſuchte, der Fremde hatte auf das: „Ihr raucht da einen guten Tabak,“ oder: „Euer Rapp hat einen braven Schritt,“ immer nur mit einem kurzen „ja, ja!“ geantwortet. Endlich waren ſie auf dem Platz angekommen, wo man Mittagsruhe halten wollte. Der Anführer hatte ſeine Leute als Wachen ausgeſtellt, er ſelbſt hielt mit dem Fremden, um die Karavane herankommen zu laſſen. Dreißig Kameele, ſchwer beladen, zogen vorüber, von bewaffneten Führern geleitet. Nach dieſen kamen auf ſchönen Pferden die fünf Kaufleute, denen die Karavane gehörte. Es waren meiſtens Männer von vorgerücktem Alter, ernſt und geſetzt ausſehend, nur einer ſchien viel jünger als die übrigen, wie auch froher und lebhafter. Eine große Anzahl Kameele und Packpferde ſchloß den Zug.

Man hatte Zelte aufgeſchlagen und die Kameele und Pferde ringsumher geſtellt.

In der Mitte war ein großes Zelt von blauem Seidenzeug. Dorthin führte der Anführer der Wache den Fremden. Als ſie durch den Vorhang des Zeltes getreten waren, ſahen ſie die fünf Kaufleute auf goldgewirkten Polſtern ſitzen; ſchwarze Sklaven reichten ihnen Speiſen und Getränke. „Wen bringt Ihr uns da?“ rief der junge Kaufmann dem Führer zu. Ehe noch der Führer antworten konnte, ſprach der Fremde: „Ich heiße Selim Baruch und bin aus Bagdad; ich wurde auf einer Reiſe nach Mekka von einer Räuberhorde gefangen, und habe mich vor drei Tagen heimlich aus der Gefangenſchaft befreit. Der große Prophet ließ mich die Glocken eurer Karavane in weiter Ferne hören, und

ſo kam ich bei euch an. Erlaubet mir, daß ich in eurer Geſellſchaft reiſe, ihr werdet euren Schutz keinem Unwürdigen ſchenken, und ſo ihr nach Bagdad kommt, werde ich eure Güte reichlich lohnen, denn ich bin Neffe des Großveziers." Der älteſte der Kaufleute nahm das Wort: „Selim Baruch," ſprach er, „ſei willkommen in unſerem Schatten. Es macht uns Freude, dir beizuſtehen; vor allem aber ſetze dich und iß und trinke mit uns."

Selim Baruch ſetzte ſich zu den Kaufleuten und aß und trank mit ihnen. Nach dem Eſſen räumten die Sklaven die Geſchirre hinweg und brachten lange Pfeifen und türkiſchen Sorbet. Die Kaufleute ſaßen lange ſchweigend, indem ſie die bläulichen Rauchwolken vor ſich hinbließen und zuſahen, wie ſie ſich ringelten und verzogen und endlich in die Luft verſchwebten. Der junge Kaufmann brach endlich das Stillſchweigen. „So ſitzen wir ſeit drei Tagen," ſprach er, „zu Pferd und am Tiſch, ohne uns durch etwas die Zeit zu vertreiben. Ich verſpüre gewaltig lange Weile, denn ich bin gewohnt, nach Tiſch Tänzer zu ſehen oder Geſang und Muſik zu hören. Wißt ihr gar nichts, meine Freunde, das uns die Zeit vertreibe?" Die vier älteren Kaufleute rauchten fort und ſchienen ernſthaft nachzuſinnen, der Fremde aber ſprach: „Wenn es mir erlaubt iſt, will ich Euch einen Vorſchlag machen. Ich meine auf jedem Lagerplatz könnte einer von uns den andern etwas erzählen. Dies könnte uns ſchon die Zeit vertreiben." „Selim Baruch, du haſt wahr geſprochen," ſagte Achmet, der älteſte der Kaufleute, „laßt uns den Vorſchlag annehmen." „Es

freut mich, wenn Euch der Vorschlag behagt!“ sprach Selim, „damit Ihr aber sehet, daß ich nichts Unbilliges verlange, so will ich den Anfang machen.“

Vergnügt rückten die fünf Kaufleute näher zusammen und ließen den Fremden in ihre Mitte sitzen. Die Sklaven schenkten die Becher wieder voll, stopften die Pfeifen ihrer Herren frisch und brachten glühende Kohlen zum Anzünden. Selim aber erfrischte seine Stimme mit einem tüchtigen Zuge Sorbet, strich den langen Bart über dem Mund weg und sprach: „so hört denn die Geschichte vom Kalif Storch.

Die Geschichte vom Kalif Storch.

I.

Der Kalif Chasid zu Bagdad saß einmal an einem schönen Nachmittag behaglich auf seinem Sopha; er hatte ein wenig geschlafen, denn es war ein heißer Tag, und sah nun nach seinem Schläfchen recht heiter aus. Er rauchte aus einer langen Pfeife von Rosenholz, trank hie und da ein wenig Kaffee, den ihm ein Sklave einschenkte, und strich sich allemal vergnügt den Bart, wenn es ihm geschmeckt hatte. Kurz, man sah dem Kalifen an, daß es ihm recht wohl war. Um diese Stunde konnte man gar gut mit ihm reden, weil er da immer recht mild und leutselig war; deswegen besuchte ihn auch sein Großvezier Mansor alle Tage um diese Zeit. An diesem Nachmittag nun kam er auch, sah aber sehr nachdenklich aus, ganz gegen seine Gewohnheit. Der Kalif that die Pfeife ein wenig aus dem Munde und sprach: „Warum machst du ein so nachdenkliches Gesicht, Großvezier?“

Der Großvezier ſchlug ſeine Arme kreuzweis über die Bruſt, verneigte ſich vor ſeinem Herrn und antwortete: „Herr! ob ich ein nachdenkliches Geſicht mache, weiß ich nicht, aber da unten am Schloß ſteht ein Krämer, der hat ſo ſchöne Sachen, daß es mich ärgert, nicht viel überflüſſiges Geld zu haben.“

Der Kalif, der ſeinem Großvezier ſchon lange gerne eine Freude gemacht hätte, ſchickte ſeinen ſchwarzen Sklaven hinunter, um den Krämer herauf zu holen. Bald kam der Sklave mit dem Krämer zurück. Dieſer war ein kleiner dicker Mann, ſchwarzbraun im Geſicht und in zerlumptem Anzug. Er trug einen Kaſten, in welchem er allerhand Waaren hatte. Perlen und Ringe, reichbeſchlagene Piſtolen, Becher und Kämme. Der Kalif und ſein Vezier muſterten alles durch, und der Kalif kaufte endlich für ſich und Manſor ſchöne Piſtolen, für die Frau des Veziers aber einen Kamm. Als der Krämer ſeinen Kaſten ſchon wieder zumachen wollte, ſah der Kalif eine kleine Schublade und fragte, ob da auch noch Waaren ſeyen? Der Krämer zog die Schublade heraus und zeigte darin eine Doſe mit ſchwärzlichem Pulver und ein Papier mit ſonderbarer Schrift, die weder der Kalife noch Manſor leſen konnten. „Ich bekam einmal dieſe zwei Stücke von einem Kaufmann, der ſie in Mekka auf der Straße fand,“ ſagte der Krämer, „ich weiß nicht, was ſie enthalten; Euch ſtehen ſie um geringen Preis zu Dienſt, ich kann doch nichts damit anfangen.“ Der Kalif, der in ſeiner Bibliothek gerne alte Manuſcripte hatte, wenn er ſie auch nicht leſen konnte, kaufte Schrift und Doſe und entließ den Krämer.

Der Kalif aber dachte, er möchte gerne wiſſen, was die Schrift enthalte, und fragte den Vezier, ob er keinen kenne, der es entziffern könnte. „Gnädigſter Herr und Gebieter,“ antwortete dieſer, „an der großen Moſchee wohnt ein Mann, er heißt Selim der Gelehrte, der verſteht alle Sprachen, laß ihn kommen, vielleicht kennt er dieſe geheimnißvollen Züge.“

Der Gelehrte Selim war bald herbeigeholt. „Selim,“ ſprach zu ihm der Kalif, „Selim, man ſagt, du ſeyeſt ſehr gelehrt; guck einmal ein wenig in dieſe Schrift, ob du ſie leſen kannſt; kannſt du ſie leſen, ſo bekommſt du ein neues Feſtkleid von mir, kannſt du es nicht, ſo bekommſt du zwölf Backenſtreiche und fünf und zwanzig auf die Fußſohlen, weil man dich dann umſonſt Selim den Gelehrten nennt.“ Selim verneigte ſich und ſprach: „Dein Wille geſchehe, o Herr!“ Lange betrachtete er die Schrift, plötzlich aber rief er aus: „Das iſt lateiniſch, o Herr, oder ich laß mich hängen!“ „Sag', was drin ſteht,“ befahl der Kalif, „wenn es lateiniſch iſt.“

Selim fing an zu überſetzen: „Menſch, der du „dieſes findeſt, preiſe Allah für ſeine Gnade. Wer von „dem Pulver in dieſer Doſe ſchnupft und dazu ſpricht: „mutabor! der kann ſich in jedes Thier verwandeln „und verſteht auch die Sprache der Thiere. Will er „wieder in ſeine menſchliche Geſtalt zurückkehren, ſo „neige er ſich dreimal gen Oſten und ſpreche jenes Wort; „aber hüte dich, wenn du verwandelt biſt, daß du nicht „lacheſt, ſonſt verſchwindet das Zauberwort gänzlich aus „deinem Gedächtniß und du bleibſt ein Thier.“

Als Selim der Gelehrte also gelesen hatte, war der Kalif über die Maßen vergnügt. Er ließ den Gelehrten schwören, niemand etwas von dem Geheimniß zu sagen, schenkte ihm ein schönes Kleid und entließ ihn. Zu seinem Großvezier aber sagte er: „das heiß' ich gut einkaufen, Mansor! wie freue ich mich, bis ich ein Thier bin! Morgen früh kommst du zu mir; wir gehen dann mit einander aufs Feld, schnupfen etwas weniges aus meiner Dose und belauschen dann, was in der Luft und im Wasser, im Wald und Feld gesprochen wird!"

II.

Kaum hatte am andern Morgen der Kalif Chasid gefrühstückt und sich angekleidet, als schon der Großvezier erschien, ihn, wie er befohlen, auf dem Spaziergang zu begleiten. Der Kalif steckte die Dose mit dem Zauberpulver in den Gürtel, und nachdem er seinem Gefolge befohlen, zurückzubleiben, machte er sich mit dem Großvezier ganz allein auf den Weg. Sie gingen zuerst durch die weiten Gärten des Kalifen, spähten aber vergebens nach etwas Lebendigem, um ihr Kunststück zu probiren. Der Vezier schlug endlich vor, weiter hinaus an einen Teich zu gehen, wo er schon oft viel Thiere, namentlich Störche gesehen habe, die durch ihr gravitätisches Wesen und ihr Geklapper immer seine Aufmerksamkeit erregt haben.

Der Kalif billigte den Vorschlag seines Veziers und ging mit ihm dem Teich zu. Als sie dort angekommen waren, sahen sie einen Storch ernsthaft auf- und abgehen, Frösche suchend und hie und da etwas vor sich

hin klappernd. Zugleich sahen sie auch weit oben in der Luft einen andern Storch dieser Gegend zuschweben.

„Ich wette meinen Bart, gnädigster Herr," sagte der Großvezier, „diese zwei Langfüßler führen jetzt ein schönes Gespräch miteinander. Wie wäre es, wenn wir Störche würden?"

„Wohl gesprochen," antwortete der Kalif. „Aber vorher wollen wir noch einmal betrachten, wie man wieder Mensch wird. — Richtig, dreimal gen Osten geneigt und mutabor gesagt, so bin ich wieder Kalif und du Vezier. Aber ums Himmelswillen nicht gelacht, sonst sind wir verloren!"

Während der Kalif also sprach, sah er den andern Storch über ihrem Haupte schweben und langsam sich zur Erde lassen. Schnell zog er die Dose aus dem Gürtel, nahm eine gute Prise, bot sie dem Großvezier dar, der gleichfalls schnupfte, und beide riefen: mutabor!

Da schrumpften ihre Beine ein und wurden dünn und roth, die schönen gelben Pantoffeln des Kalifen und seines Begleiters wurden unförmliche Storchfüße, die Arme wurden zu Flügeln, der Hals fuhr aus den Achseln und ward eine Elle lang, der Bart war verschwunden und den Körper bedeckten weiche Federn.

„Ihr habt einen hübschen Schnabel, Herr Großvezier," sprach nach langem Erstaunen der Kalif. „Beim Bart des Propheten, so etwas habe ich in meinem Leben nicht gesehen."

„Danke unterthänigst," erwiederte der Großvezier, indem er sich bückte, aber wenn ich es wagen darf, möchte ich behaupten, Eure Hoheit sehen als Storch

beinahe noch hübſcher aus, denn als Kalif. Aber kommt, wenn es Euch gefällig iſt, daß wir unſere Kameraden dort belauſchen und erfahren, ob wir wirklich Storchiſch kennen?"

Indem war der andere Storch auf der Erde angekommen; er putzte ſich mit dem Schnabel ſeine Füße, legte ſeine Federn zurecht und ging auf den erſten Storch zu. Die beiden neuen Störche aber beeilten ſich, in ihre Nähe zu kommen und vernahmen zu ihrem Erſtaunen folgendes Geſpräch:

„Guten Morgen, Frau Langbein, ſo früh ſchon auf der Wieſe?"

„Schönen Dank, liebe Klapperſchnabel! ich habe mir nur ein kleines Frühſtück geholt, iſt euch vielleicht ein Viertelchen Eider gefällig, oder ein Froſchſchenkelein?"

„Danke gehorſamſt; habe heute gar keinen Appetit. Ich komme auch wegen etwas ganz anderem auf die Wieſe. Ich ſoll heute vor den Gäſten meines Vaters tanzen und da will ich mich im Stillen ein wenig üben."

Zugleich ſchritt die junge Störchin in wunderlichen Bewegungen durch das Feld. Der Kalif und Manſor ſahen ihr verwundert nach, als ſie aber in maleriſcher Stellung auf einem Fuß ſtand und mit den Flügeln anmuthig dazu flatterte, da konnten ſich die beiden nicht mehr halten, ein unaufhaltſames Gelächter brach aus ihren Schnäbeln hervor, von dem ſie ſich erſt nach langer Zeit erholten. Der Kalif faßte ſich zuerſt wieder: „Das war einmal ein Spaß," rief er, „der nicht mit Gold zu bezahlen iſt! ſchade, daß die dummen Thiere durch

unſer Gelächter ſich haben verſcheuchen laſſen, ſonſt hätten ſie gewiß auch noch geſungen!“

Aber jetzt fiel es dem Großvezier ein, daß das Lachen während der Verwandlung verboten war. Er theilte ſeine Angſt deßwegen dem Kalifen mit. „Potz Mekka und Medina! das wäre ein ſchlechter Spaß, wenn ich ein Storch bleiben müßte! Beſinne dich doch auf das dumme Wort, ich bring' es nicht heraus.“

„Dreimal gen Oſten müſſen wir uns bücken, und dazu ſprechen! Mu — Mu — Mu — “

Sie ſtellten ſich gegen Oſten und bückten ſich in einem fort, daß ihre Schnäbel beinahe die Erde berührten; aber, o Jammer! das Zauberwort war ihnen entfallen, und ſo oft ſich auch der Kalife bückte, ſo ſehnlich ſein Vezier Mu — Mu dazu rief, jede Erinnerung daran war verſchwunden, und der arme Chaſid und ſein Vezier waren und blieben Störche.

III.

Traurig wandelten die Verzauberten durch die Felder, ſie wußten gar nicht, was ſie in ihrem Elend anfangen ſollten. Aus ihrer Storchenhaut konnten ſie nicht heraus, in die Stadt zurück konnten ſie nicht, um ſich zu erkennen zu geben, denn wer hätte einem Storch geglaubt, daß er der Kalif ſey, und wenn man es auch geglaubt hätte, würden die Einwohner von Bagdad einen Storch zum Kalifen gewollt haben?

So ſchlichen ſie mehrere Tage umher und ernährten ſich kümmerlich von Feldfrüchten, die ſie aber wegen ihrer langen *Schnäbel nicht* gut verſpeiſen konnten. Zu

Eidexen und Fröschen hatten ſie übrigens keinen Appetit; denn ſie befürchteten, mit ſolchen Leckerbiſſen ſich den Magen zu verderben. Ihr einziges Vergnügen in dieſer traurigen Lage war, daß ſie fliegen konnten, und ſo flogen ſie oft auf die Dächer von Bagdad, um zu ſehen, was darin vorging.

In den erſten Tagen bemerkten ſie große Unruhe und Trauer in den Straßen; aber ungefähr am vierten Tag nach ihrer Verzauberung ſaßen ſie auf dem Palaſt des Kalifen, da ſahen ſie unten in der Straße einen prächtigen Aufzug; Trommeln und Pfeifen ertönten, ein Mann in einem goldgeſtickten Scharlachmantel ſaß auf einem geſchmückten Pferd, umgeben von glänzenden Dienern; halb Bagdad ſprang ihm nach, und alle ſchrien: „Heil Mizra, dem Herrſcher von Bagdad!“ Da ſahen die beiden Störche einander an, und der Kalife Chaſid ſprach: „Ahnſt du jetzt, warum ich verzaubert bin, Großvezier? Dieſer Mizra iſt der Sohn meines Todfeindes, des mächtigen Zauberers Kaſchnur, der mir in einer böſen Stunde Rache ſchwur. Aber noch gebe ich die Hoffnung nicht auf. Komm mit mir, du treuer Gefährte meines Elends, wir wollen zum Grab des Propheten wandern, vielleicht daß an heiliger Stätte der Zauber gelöst wird.“

Sie erhoben ſich vom Dach des Palaſtes und flogen der Gegend von Medina zu.

Mit dem Fliegen wollte es aber nicht gar gut gehen, denn die beiden Störche hatten noch wenig Uebung. „O Herr,“ ächzte nach ein paar Stunden der Großvezier, „ich halte es mit eurer Erlaubniß nicht

mehr lange aus, ihr fliegt gar zu schnell! Auch ist es schon Abend, und wir thäten wohl, ein Unterkommen für die Nacht zu suchen."

Chasid gäb der Bitte seines Dieners Gehör; und da er unten im Thale eine Ruine erblickte, die ein Obdach zu gewähren schien, so flogen sie dahin. Der Ort, wo sie sich für diese Nacht niedergelassen hatten, schien ehemals ein Schloß gewesen zu seyn. Schöne Säulen ragten aus den Trümmern hervor, mehrere Gemächer, die noch ziemlich erhalten waren, zeugten von der ehemaligen Pracht des Hauses. Chasid und sein Begleiter gingen durch die Gänge umher, um sich ein trockenes Plätzchen zu suchen; plötzlich blieb der Storch Mansor stehen. „Herr und Gebieter," flüsterte er leise, „wenn es nur nicht thöricht für einen Großvezier, noch mehr aber für einen Storch wäre, sich vor Gespenstern zu fürchten, mir ist ganz unheimlich zu Muth, denn hier neben hat es ganz vernehmlich geseufzt und gestöhnt." Der Kalif blieb nun auch stehen, und hörte ganz deutlich ein leises Weinen, das eher einem Menschen als einem Thiere anzugehören schien. Voll Erwartung wollte er der Gegend zugehen, woher die Klagetöne kamen, der Vezier aber packte ihn mit dem Schnabel am Flügel, und bat ihn flehentlich, sich nicht in neue unbekannte Gefahren zu stürzen. Doch vergebens! Der Kalif, dem auch unter dem Storchenflügel ein tapferes Herz schlug, riß sich mit Verlust einiger Federn los und eilte in einen finstern Gang. Bald war er an einer Thüre angelangt, die nur angelehnt schien, und woraus er deutliche Seufzer mit ein wenig Geheul

vernahm. Er ſtieß mit dem Schnabel die Thüre auf, blieb aber überraſcht auf der Schwelle ſtehen. In dem verfallenen Gemach, das nur durch ein kleines Gitterfenſter ſpärlich erleuchtet war, ſah er eine große Nachteule am Boden ſitzen. Dicke Thränen rollten ihr aus den großen runden Augen und mit heiſerer Stimme ſtieß ſie ihre Klagen aus dem krummen Schnabel heraus. Als ſie aber den Kalifen und ſeinen Vezier, der indeß auch herbeigeſchlichen war, erblickte, erhob ſie ein lautes Freudengeſchrei. Zierlich wiſchte ſie mit dem braungefleckten Flügel die Thränen aus dem Auge, und zu dem größten Erſtaunen der beiden rief ſie in gutem menſchlichem Arabiſch: „Willkommen, ihr Störche! ihr ſeyd mir ein gutes Zeichen meiner Errettung, denn durch Störche werde mir ein großes Glück kommen, iſt mir einſt prophezeiht worden!

Als ſich der Kalif von ſeinem Erſtaunen erholt hatte, bückte er ſich mit ſeinem langen Hals, brachte ſeine dünnen Füße in eine zierliche Stellung und ſprach: „Nachteule! deinen Worten nach darf ich glauben, eine Leidensgefährtin in dir zu ſehen. Aber ach! deine Hoffnung, daß durch uns deine Rettung kommen werde, iſt vergeblich. Du wirſt unſere Hülfloſigkeit ſelbſt erkennen, wenn du unſere Geſchichte hörſt.“ Die Nachteule bat ihn, zu erzählen, der Kalif aber hub an und erzählte, was wir bereits wiſſen.

IV.

Als der Kalif der Eule ſeine Geſchichte vorgetragen hatte, dankte ſie ihm und ſagte: „Vernimm auch meine

Geſchichte und höre, wie ich nicht weniger unglücklich bin als du. Mein Vater iſt der König von Indien, ich, ſeine einzige unglückliche Tochter, heiße Luſa. Jener Zauberer Kaſchnur, der euch verzauberte, hat auch mich ins Unglück geſtürzt. Er kam eines Tages zu meinem Vater und begehrte mich zur Frau für ſeinen Sohn Mizra. Mein Vater aber, der ein hitziger Mann iſt, ließ ihn die Treppe hinunter werfen. Der Elende wußte ſich unter einer andern Geſtalt wieder in meine Nähe zu ſchleichen, und als ich einſt in meinem Garten Erfriſchungen zu mir nehmen wollte, brachte er mir, als Sklave verkleidet, einen Trank bei, der mich in dieſe abſcheuliche Geſtalt verwandelte. Vor Schrecken ohnmächtig, brachte er mich hieher und rief mir mit ſchrecklicher Stimme in die Ohren:

„„Da ſollſt du bleiben, häßlich, ſelbſt von den Thieren verachtet, bis an dein Ende, oder bis einer aus freiem Willen dich, ſelbſt in dieſer ſchrecklichen Geſtalt, zur Gattin begehrt. So räche ich mich an dir und deinem ſtolzen Vater.““

„Seitdem ſind viele Monate verfloſſen. Einſam und traurig lebe ich als Einſiedlerin in dieſem Gemäuer, verabſcheut von der Welt, ſelbſt den Thieren ein Greuel; die ſchöne Natur iſt vor mir verſchloſſen, denn ich bin blind am Tage, und nur wenn der Mond ſein bleiches Licht über dieſes Gemäuer ausgießt, fällt der verhüllende Schleier von meinem Auge.“

Die Eule hatte geendet und wiſchte ſich mit dem Flügel wieder die Augen aus, denn die Erzählung ihrer Leiden hatte ihr Thränen entlockt.

Der Kalif war bei der Erzählung der Prinzeſſin in tiefes Nachdenken verſunken. „Wenn mich nicht alles täuſcht,“ ſprach er, „ſo findet zwiſchen unſerem Unglück ein geheimer Zuſammenhang ſtatt; aber wo finde ich den Schlüſſel zu dieſem Räthſel?“ Die Eule antwortete ihm: „O Herr! auch mir ahnet dies, denn es iſt mir einſt in meiner früheſten Jugend von einer weiſen Frau prophezeiht worden, daß ein Storch mir ein großes Glück bringen werde, und ich wüßte vielleicht, wie wir uns retten könnten.“ Der Kalif war ſehr erſtaunt und fragte, auf welchem Wege ſie meine. „Der Zauberer, der uns beide unglücklich gemacht hat,“ ſagte ſie, „kommt alle Monate einmal in dieſe Ruinen. Nicht weit von dieſem Gemach iſt ein Saal. Dor pflegt er dann mit vielen Genoſſen zu ſchmauſen. Schon oft habe ich ſie dort belauſcht. Sie erzählen dann einander ihre ſchändlichen Werke, vielleicht, daß er dann das Zauberwort, das ihr vergeſſen habt, ausſpricht.“

„O, theuerſte Prinzeſſin,“ rief der Kalif, „ſag' an, „*wann* kommt er, und *wo* iſt der Saal?“

Die Eule ſchwieg einen Augenblick und ſprach dann: „Nehmet es nicht ungütig, aber nur unter *einer* Bedingung kann ich euern Wunſch erfüllen.“

„Sprich aus! ſprich aus!“ ſchrie Chaſid, „befiehl, es iſt mir jede recht.“

„Nämlich ich möchte auch gern zugleich frei ſeyn; dies kann aber nur geſchehen, wenn einer von euch mir ſeine Hand reicht.“

Die Störche ſchienen über den Antrag etwas betroffen zu ſeyn, und der Kalif winkte ſeinem Diener,

ein wenig mit ihm hinaus zu gehen. „Großvezier,“ ſprach vor der Thüre der Kalif, das iſt ein dummer Handel; aber Ihr könntet ſie ſchon nehmen.“

„So?“ antwortete dieſer, „daß mir meine Frau, wenn ich nach Haus komme, die Augen auskratzt? Auch bin ich ein alter Mann, und Ihr ſeyd noch jung und unverheirathet, und könnet eher einer jungen ſchönen Prinzeſſin die Hand geben.“

„Das iſt es eben,“ ſeufzte der Kalif, indem er traurig die Flügel hängen ließ, wer ſagt dir denn, daß ſie jung und ſchön iſt? Das heißt die Katze im Sack kaufen!“

Sie redeten einander gegenſeitig noch lange zu, endlich aber, als der Kalif ſah, daß ſein Vezier lieber Storch bleiben als die Eule heirathen wollte, entſchloß er ſich, die Bedingung lieber ſelbſt zu erfüllen. Die Eule war hoch erfreut. Sie geſtand ihnen, daß ſie zu keiner beſſern Zeit hätten kommen können, weil wahrſcheinlich in dieſer Nacht die Zauberer ſich verſammeln würden.

Sie verließ mit den Störchen das Gemach, um ſie in jenen Saal zu führen; ſie gingen lange in einem finſtern Gang hin, endlich ſtrahlte ihnen aus einer halbverfallenen Mauer ein heller Schein entgegen. Als ſie dort angelangt waren, rieth ihnen die Eule, ſich ganz ruhig zu verhalten. Sie konnten von der Lücke, an welcher ſie ſtanden, einen großen Saal überſehen. Er war rings mit Säulen geſchmückt und prachtvoll verziert. Viele farbige Lampen erſetzten das Licht des *Tages*. In der Mitte des Saales ſtand ein

runder Tiſch, mit vielen und ausgeſuchten Speiſen beſetzt. Rings um den Tiſch zog ſich ein Sopha, auf welchem acht Männer ſaßen. In einem dieſer Männer erkannten die Störche jenen Krämer wieder, der ihnen das Zauberpulver verkauft hatte. Sein Nebenſitzer forderte ihn auf, ihnen ſeine neueſten Thaten zu erzählen. Er erzählte unter andern auch die Geſchichte des Kalifen und ſeines Veziers.

„Was für ein Wort haſt du ihnen denn aufgegeben?“ fragte ihn ein anderer Zauberer. „Ein recht ſchweres lateiniſches, es heißt **mutabor**.“

V.

Als die Störche an ihrer Mauerlücke dieſes hörten, kamen ſie vor Freude beinahe außer ſich. Sie liefen auf ihren langen Füßen ſo ſchnell dem Thore der Ruine zu, daß die Eule kaum folgen konnte. Dort ſprach der Kalif gerührt zu der Eule: „Retterin meines Lebens und des Lebens meines Freundes, nimm zum ewigen Dank für das, was du an uns gethan, mich zum Gemahl an.“ Dann aber wandte er ſich nach Oſten. Dreimal bückten die Störche ihre langen Hälſe der Sonne entgegen, die ſo eben hinter dem Gebirge heraufſtieg; **mutabor**! riefen ſie, im Nu waren ſie verwandelt, und in der hohen Freude des neugeſchenkten Lebens lagen Herr und Diener lachend und weinend einander in den Armen. Wer beſchreibt aber ihr Erſtaunen, als ſie ſich umſahen? Eine ſchöne Dame, herrlich geſchmückt, ſtand vor ihnen. Lächelnd gab ſie dem Kalifen die Hand. „Erkennt Ihr Eure Nachteule nicht mehr?“ ſagte ſie. Sie war

es; der Kalif war von ihrer Schönheit und Anmuth ſo entzückt, daß er ausrief, es ſey ſein größtes Glück, daß er Storch geworden ſey.

Die Drei zogen nun mit einander auf Bagdad zu. Der Kalif fand in ſeinen Kleidern nicht nur die Doſe mit Zauberpulver, ſondern auch ſeinen Geldbeutel. Er kaufte daher im nächſten Dorfe, was zu ihrer Reiſe nöthig war, und ſo kamen ſie bald an die Thore von Bagdad. Dort aber erregte die Ankunft des Kalifen großes Erſtaunen. Man hatte ihn für todt ausgegeben, und das Volk war daher hoch erfreut, ſeinen geliebten Herrſcher wieder zu haben.

Um ſo mehr aber entbrannte ihr Haß gegen den Betrüger Mizra. Sie zogen in den Palaſt und nahmen den alten Zauberer und ſeinen Sohn gefangen. Den Alten ſchickte der Kalif in daſſelbe Gemach der Ruine, das die Prinzeſſin als Eule bewohnt hatte, und ließ ihn dort aufhängen. Dem Sohn aber, welcher nichts von den Künſten des Vaters verſtand, ließ der Kalif die Wahl, ob er ſterben oder ſchnupfen wolle. Als er das letztere wählte, bot ihm der Großvezidr die Doſe. Eine tüchtige Priſe und das Zauberwort des Kalifen verwandelte ihn in einen Storch. Der Kalif ließ ihn in einen eiſernen Käfig ſperren und in ſeinem Garten aufſtellen.

Lange und vergnügt lebte Kalif Chaſid mit ſeiner Frau, der Prinzeſſin; ſeine vergnügteſten Stunden waren immer die, wenn ihn der Großvezier Nachmittags beſuchte; da ſprachen ſie dann oft von ihrem Storchabenteuer, und wenn der Kalif recht heiter war, ließ er

ſich herab, den Großvezier nachzuahmen, wie er als Storch ausſah. Er ſtieg dann ernſthaft, mit ſteifen Füßen im Zimmer auf und ab, klapperte, flatterte mit den Armen wie mit Flügeln, und zeigte wie jener ſich vergeblich nach Oſten geneigt und Mu — Mu — dazu gerufen habe. Für die Frau Kalifin und ihre Kinder war dieſe Vorſtellung allemal eine große Freude; wenn aber der Kalif gar zu lange klapperte und nickte und Mu — Mu — ſchrie, dann drohte ihm lächelnd der Vezier, er wolle das, was vor der Thüre der Prinzeſſin Nachteule verhandelt worden ſey, der Frau Kalifin mittheilen.

Als Selim Baruch ſeine Geſchichte geendet hatte, bezeigten ſich die Kaufleute ſehr zufrieden damit. „Wahrhaftig, der Nachmittag iſt uns vergangen, ohne daß wir merkten wie!“ ſagte einer derſelben, indem er die Decke des Zeltes zurückſchlug, „der Abendwind wehet kühl, wir könnten noch eine gute Strecke Weges zurücklegen.“ Seine Gefährten waren damit einverſtanden, die Zelte wurden abgebrochen und die Karavane machte ſich in der nämlichen Ordnung, in welcher ſie herangezogen war, auf den Weg.

Sie ritten beinahe die ganze Nacht hindurch, denn es war ſchwül am Tage, die Nacht aber war erquicklich und ſternhell. Sie kamen endlich an einen bequemen Lagerplatz an, ſchlugen die Zelte auf und legten ſich zur Ruhe. Für den Fremden aber ſorgten die Kaufleute, wie wenn er ihr wertheſter Gaſtfreund wäre. Der Eine gab ihm Polſter, der Andere Decken, ein Dritter

gab ihm Sklaven, kurz, er wurde so gut bedient, als ob er zu Hause wäre. Die heißeren Stunden des Tages waren schon heraufgekommen, als sie sich wieder erhoben, und sie beschlossen einmüthig hier den Abend abzuwarten. Nachdem sie mit einander gespeist hatten, rückten sie wieder näher zusammen, und der junge Kaufmann wandte sich an den ältesten und sprach: „Selim Baruch hat uns gestern einen vergnügten Nachmittag bereitet; wie wäre es, Achmet, wenn ihr uns auch etwas erzähltet, sey es nun aus eurem langen Leben, das wohl viele Abenteuer aufzuweisen hat, oder sey es auch ein hübsches Mährchen.“ Achmet schwieg auf diese Anrede eine Zeit lang, wie wenn er bei sich im Zweifel wäre, ob er dies oder jenes sagen sollte oder nicht; endlich fing er an zu sprechen:

„Liebe Freunde! ihr habt euch auf dieser unserer Reise als treue Gesellen erprobt, und auch Selim verdient mein Vertrauen; daher will ich euch etwas aus meinem Leben mittheilen, das ich sonst ungern und nicht jedem erzähle: „die Geschichte von dem Gespensterschiff.

Die Geschichte von dem Gespensterschiff.

Mein Vater hatte einen kleinen Laden in Balsora; er war weder arm noch reich und einer von jenen Leuten, die nicht gerne etwas wagen, aus Furcht, das Wenige zu verlieren, das sie haben. Er erzog mich schlicht und recht, und brachte es bald so weit, daß ich ihm an die Hand gehen konnte. Gerade als ich achtzehn Jahre alt war und *er eben die erste* größere Spekulation machte,

ſtarb er, wahrſcheinlich aus Gram, tauſend Goldſtücke dem Meere anvertraut zu haben. Ich mußte ihn bald nachher wegen ſeines Todes glücklich preiſen, denn wenige Wochen hernach lief die Nachricht ein, daß das Schiff, dem mein Vater ſeine Güter mitgegeben hatte, verſunken ſey. Meinen jugendlichen Muth konnte aber dieſer Unfall nicht beugen. Ich machte alles vollends zu Geld, was mein Vater hinterlaſſen hatte, und zog aus, um in der Fremde mein Glück zu probiren, nur von einem alten Diener meines Vaters begleitet, der ſich aus alter Anhänglichkeit nicht von mir und meinem Schickſal trennen wollte.

Im Hafen von Balſora ſchifften wir uns mit günſtigem Winde ein. Das Schiff, auf dem ich mich eingemiethet hatte, war nach Indien beſtimmt. Wir waren ſchon fünfzehn Tage auf der gewöhnlichen Straße gefahren, als uns der Kapitän einen Sturm verkündete. Er machte ein bedenkliches Geſicht, denn es ſchien, er kenne in dieſer Gegend das Fahrwaſſer nicht genug, um einem Sturm mit Ruhe begegnen zu können. Er ließ alle Segel einziehen, und wir trieben ganz langſam hin. Die Nacht war angebrochen, war hell und kalt, und der Kapitän glaubte ſchon, ſich in den Anzeichen des Sturmes getäuſcht zu haben. Auf einmal ſchwebte ein Schiff, das wir vorher nicht geſehen hatten, dicht an dem unſrigen vorbei. Wildes Jauchzen und Geſchrei erſcholl von dem Verdeck herauf, worüber ich mich zu dieſer angſtvollen Stunde vor einem Sturm nicht wenig wunderte. Aber der Kapitän an meiner Seite wurde blaß wie der Tod. „Mein Schiff iſt verloren!“ rief er, „dort ſegelt

der Tod!“ Ehe ich ihn noch über dieſen ſonderbaren Ausruf befragen konnte, ſtürzten ſchon heulend und ſchreiend die Matroſen herbei: „Habt Ihr ihn geſehen?“ ſchrien ſie, „jetzt iſt's mit uns vorbei!“

Der Kapitän aber ließ Troſtſprüche aus dem Koran vorleſen und ſetzte ſich ſelbſt ans Steuerruder. Aber vergebens! Zuſehends brauste der Sturm auf, und ehe eine Stunde verging, krachte das Schiff und blieb ſitzen. Die Boote wurden ausgeſetzt, und kaum hatten ſich die letzten Matroſen gerettet, ſo verſank das Schiff vor unſern Augen und als ein Bettler fuhr ich in die See hinaus. Aber der Jammer hatte noch kein Ende. Fürchterlicher tobte der Sturm, das Boot war nicht mehr zu regieren. Ich hatte meinen alten Diener feſt umſchlungen, und wir verſprachen uns, nie von einander zu weichen. Endlich brach der Tag an; aber mit dem erſten Anblick der Morgenröthe faßte der Wind das Boot, in welchem wir ſaßen, und ſtürzte es um. Ich habe keinen meiner Schiffsleute mehr geſehen. Der Sturz hatte mich betäubt; und als ich aufwachte, befand ich mich in den Armen meines alten treuen Dieners, der ſich auf das umgeſchlagene Boot gerettet und mich nachgezogen hatte. Der Sturm hatte ſich gelegt. Von unſerem Schiff war nichts mehr zu ſehen, wohl aber entdeckten wir nicht weit von uns ein anderes Schiff, auf das die Wellen uns hintrieben. Als wir näher hinzukamen, erkannte ich das Schiff als daſſelbe, das in der Nacht an uns vorbeigefahren und welches den Kapitän ſo ſehr in Schrecken geſetzt hatte. Ich empfand ein ſonderbares Grauen vor dieſem Schiffe. Die Aeußerung des Kapitäns, die ſich

ſo furchtbar beſtätigt hatte, das öde Ausſehen des Schiffes, auf dem ſich, ſo nahe wir auch herankamen, ſo laut wir ſchrien, niemand zeigte, erſchreckten mich. Doch es war unſer einziges Rettungsmittel, darum prieſen wir den Propheten, der uns ſo wundervoll erhalten hatte.

Am Vordertheil des Schiffes hing ein langes Tau herab. Mit Händen und Füßen ruderten wir drauf zu, um es zu erfaſſen. Endlich glückte es. Laut erhob ich meine Stimme, aber immer blieb es ſtill auf dem Schiff. Da klimmten wir an dem Tau hinauf, ich als der jüngſte voran. Aber Entſetzen! welches Schauſpiel ſtellte ſich meinem Auge dar, als ich das Verdeck betrat! Der Boden war mit Blut geröthet, zwanzig bis dreißig Leichname in türkiſchen Kleidern lagen auf dem Boden, am mittleren Maſtbaum ſtand ein Mann, reich gekleidet, den Säbel in der Hand, aber das Geſicht war blaß und verzerrt, durch die Stirne ging ein großer Nagel, der ihn an den Maſtbaum heftete, auch er war todt. Schrekken feſſelte meine Schritte, ich wagte kaum zu athmen. Endlich war auch mein Begleiter heraufgekommen. Auch ihn überraſchte der Anblick des Verdeckes, das gar nichts Lebendiges, ſondern nur ſo viele ſchreckliche Leichname zeigte. Wir wagten es endlich, nachdem wir in der Seelenangſt zum Propheten gefleht hatten, weiter vorzuſchreiten. Bei jedem Schritte ſahen wir uns um, ob nicht etwas neues, noch ſchrecklicheres ſich darbiete; aber alles blieb, wie es war; weit und breit nichts lebendiges, als wir und das Weltmeer. Nicht einmal laut zu ſprechen wagten wir, aus Furcht, der todte, am Maſt angeſpießte Capitano möchte ſeine ſtarren Augen nach uns

hindrehen, oder einer der Getödteten möchte seinen Kopf umwenden. Endlich waren wir bis an eine Treppe gekommen, die in den Schiffsraum führte. Unwillkürlich machten wir dort Halt und sahen einander an, denn keiner wagte es recht, seine Gedanken zu äußern.

„O Herr!“ sprach mein treuer Diener, „hier ist etwas schreckliches geschehen. Doch wenn auch das Schiff da unten voll Mörder steckt, so will ich mich ihnen doch lieber auf Gnade und Ungnade ergeben, als längere Zeit unter diesen Todten zubringen.“ Ich dachte wie er, wir faßten ein Herz und stiegen voll Erwartung hinunter. Todtenstille war aber auch hier, und nur unsere Schritte hallten auf der Treppe. Wir standen an der Thüre der Kajüte. Ich legte mein Ohr an die Thüre und lauschte, es war nichts zu hören. Ich machte auf. Das Gemach bot einen unordentlichen Anblick dar. Kleider, Waffen und anderes Geräthe lag untereinander. Nichts in Ordnung. Die Mannschaft, oder wenigstens der Capitano mußte vor Kurzem gezecht haben, denn es lag alles noch umher. Wir gingen weiter von Raum zu Raum, von Gemach zu Gemach, überall fanden wir herrliche Vorräthe in Seide, Perlen, Zucker u. s. w. Ich war vor Freude über diesen Anblick außer mir, denn da niemand auf dem Schiff war, glaubte ich alles mir zueignen zu dürfen; Ibrahim aber machte mich aufmerksam darauf, daß wir wahrscheinlich noch sehr weit vom Lande seyen, wohin wir allein und ohne menschliche Hülfe nicht kommen könnten.

Wir labten uns an den Speisen und Getränken, die wir in reichlichem Maaße vorfanden, und stiegen

endlich wieder aufs Verdeck. Aber hier ſchauderte uns immer die Haut, ob dem ſchrecklichen Anblick der Leichen. Wir beſchloſſen, uns davon zu befreien und ſie über Bord zu werfen; aber wie ſchauerlich ward uns zu Muth, als wir fanden, daß ſich keiner aus ſeiner Lage bewegen ließ. Wie feſtgebannt lagen ſie am Boden, und man hätte die Bretter des Verdecks ausheben müſſen, um ſie zu entfernen, und dazu gebrach es uns an Werkzeugen. Auch der Capitano ließ ſich nicht von ſeinem Maſt losmachen, nicht einmal ſeinen Säbel konnten wir der ſtarren Hand entwinden. Wir brachten den Tag in trauriger Betrachtung unſerer Lage zu, und als es Nacht zu werden anfing, erlaubte ich dem alten Ibrahim, ſich ſchlafen zu legen, ich ſelbſt aber wollte auf dem Verdeck wachen, um nach Rettung auszuſpähen. Als aber der Mond heraufkam und ich nach den Geſtirnen berechnete, daß es wohl um die elfte Stunde ſey, überfiel mich ein ſo unwiderſtehlicher Schlaf, daß ich unwillkürlich hinter ein Faß, das auf dem Verdeck ſtand, zurückfiel. Doch war es mehr Betäubung als Schlaf, denn ich hörte deutlich die See an der Seite des Schiffes anſchlagen und die Segel im Winde knarren und pfeifen. Auf einmal glaubte ich Stimmen und Männertritte auf dem Verdeck zu hören. Ich wollte mich aufrichten, um darnach zu ſchauen; aber eine unſichtbare Gewalt hielt meine Glieder gefeſſelt, nicht einmal die Augen konnte ich aufſchlagen. Aber immer deutlicher wurden die Stimmen, es war mir, als wenn ein fröhliches Schiffsvolk auf dem Verdeck ſich umhertriebe; mitunter glaubte ich die kräftige Stimme eines Befehlenden zu hören, auch hörte ich Taue

und Segel deutlich auf- und abziehen. Nach und nach aber ſchwanden mir die Sinne, ich verfiel in einen tiefe-ren Schlaf, in dem ich nur noch ein Geräuſch von Waf-fen zu hören glaubte, und erwachte erſt als die Sonne ſchon hoch ſtand und mir aufs Geſicht brannte. Ver-wundert ſchaute ich mich um, Sturm, Schiff, die Todten und was ich in dieſer Nacht gehört hatte, kam mir wie ein Traum vor; aber als ich aufblickte, fand ich alles wie geſtern. Unbeweglich lagen die Todten, unbeweglich war der Capitano an den Maſtbaum geheftet. Ich lachte über meinen Traum und ſtand auf, um meinen Alten zu ſuchen.

Dieſer ſaß ganz nachdenklich in der Kajüte. „O Herr!“ rief er aus, als ich zu ihm hereintrat, „ich wollte lieber im tiefſten Grund des Meeres liegen, als in die-ſem verherten Schiff noch eine Nacht zubringen.“ Ich fragte ihn nach der Urſache ſeines Kummers, und er antwortete mir: „Als ich einige Stunden geſchlafen hatte, wachte ich auf und vernahm, wie man über mei-nem Haupt hin- und herlief. Ich dachte zuerſt, Ihr wäret es, aber es waren wenigſtens zwanzig, die oben umherliefen, auch hörte ich rufen und ſchreien. Endlich kamen ſchwere Tritte die Treppe herab. Da wußte ich nichts mehr von mir, nur hie und da kehrte auf einige Augenblicke meine Beſinnung zurück, und da ſah ich dann denſelben Mann, der oben am Maſt angenagelt iſt, an jenem Tiſch dort ſitzen, ſingend und trinkend, aber der, der in einem rothen Scharlachkleid nicht weit von ihm am Boden liegt, ſaß neben ihm und half ihm trinken.“ Alſo erzählte mir mein alter Diener.

Ihr könnt mir es glauben, meine Freunde, daß mir gar nicht wohl zu Muth war; denn es war keine Täuſchung, ich hatte ja auch die Todten gar wohl gehört. In ſolcher Geſellſchaft zu ſchiffen, war mir greulich. Mein Ibrahim aber verſank wieder in tiefes Nachdenken. „Jetzt hab ichs!“ rief er endlich aus; es fiel ihm nämlich ein Sprüchlein ein, das ihm ſein Großvater, ein erfahrener weitgereister Mann gelehrt hatte, und das gegen jeden Geiſter- und Zauberſpuk helfen ſollte; auch behauptete er, jenen unnatürlichen Schlaf, der uns befiel, in der nächſten Nacht verhindern zu können, wenn wir nämlich recht eifrig Sprüche aus dem Koran beteten. Der Vorſchlag des alten Mannes gefiel mir wohl. In banger Erwartung ſahen wir die Nacht herankommen. Neben der Kajüte war ein kleines Kämmerchen, dorthin beſchloſſen wir uns zurückzuziehen. Wir bohrten mehrere Löcher in die Thüre, hinlänglich groß, um durch ſie die ganze Kajüte zu überſchauen; dann verſchloſſen wir die Thüre, ſo gut es ging, von innen, und Ibrahim ſchrieb den Namen des Propheten in alle vier Ecken. So erwarteten wir die Schrecken der Nacht. Es mochte wieder ungefähr elf Uhr ſeyn, als es mich gewaltig zu ſchläfern anfing. Mein Gefährte rieth mir daher, einige Sprüche des Korans zu beten, was mir auch half. Mit einem Male ſchien es oben lebhaft zu werden, die Taue knarrten, Schritte gingen über das Verdeck und mehrere Stimmen waren deutlich zu unterſcheiden. Mehrere Minuten hatten wir ſo in geſpannter Erwartung geſeſſen, da hörten wir etwas die Treppe der Kajüte herabkommen. Als dies der Alte hörte, fing er an, den

Spruch, den ihn sein Großvater gegen Spuk und Zauberei gelehrt hatte, herzusagen:

„Kommt ihr herab aus der Luft,
Steigt ihr aus tiefem Meer,
Schlieft ihr in dunkler Gruft,
Stammt ihr vom Feuer her:
Allah ist euer Herr und Meister,
Ihm sind gehorsam alle Geister.“

Ich muß gestehen, ich glaubte gar nicht recht an diesen Spruch, und mir stieg das Haar zu Berg, als die Thüre aufflog. Hereintrat jener große, stattliche Mann, den ich am Mastbaum angenagelt gesehen hatte. Der Nagel ging ihm auch jetzt mitten durchs Hirn, das Schwert aber hatte er in die Scheide gesteckt; hinter ihm trat noch ein anderer herein, weniger kostbar gekleidet; auch ihn hatte ich oben liegen sehen. Der Capitano, denn dies war er unverkennbar, hatte ein bleiches Gesicht, einen großen schwarzen Bart, wildrollende Augen, mit denen er sich im ganzen Gemach umsah. Ich konnte ihn ganz deutlich sehen, als er an unserer Thüre vorüberging; er aber schien gar nicht auf die Thüre zu achten, die uns verbarg. Beide setzten sich an den Tisch, der in der Mitte der Kajüte stand, und sprachen laut und fast schreiend mit einander in einer unbekannten Sprache. Sie wurden immer lauter und eifriger, bis endlich der Capitano mit geballter Faust auf den Tisch hineinschlug, daß das Zimmer dröhnte. Mit wildem Gelächter sprang der andere auf und winkte den Capitano, ihm zu folgen. Dieser stand auf, riß seinen Säbel aus der Scheide

und beide verließen das Gemach. Wir athmeten freier, als ſie weg waren; aber unſere Angſt hatte noch lange kein Ende. Immer lauter und lauter ward es auf dem Verdeck. Man hörte eilends hin- und herlaufen und ſchreien, lachen und heulen. Endlich ging ein wahrhaft hölliſcher Lärm los, ſo daß wir glaubten, das Verdeck mit allen Segeln komme zu uns herab, Waffengeklirr und Geſchrei — auf einmal aber tiefe Stille. Als wir es nach vielen Stunden wagten hinaufzugehen, trafen wir alles wie ſonſt; nicht einer lag anders als früher, alle waren ſteif wie Holz.

So waren wir mehrere Tage auf dem Schiffe; es ging immer nach Oſten, wohin zu, nach meiner Berechnung, Land liegen mußte; aber wenn es auch bei Tag viele Meilen zurückgelegt hatte, bei Nacht ſchien es immer wieder zurückzukehren, denn wir befanden uns immer wieder am nämlichen Fleck, wenn die Sonne aufging. Wir konnten uns dies nicht anders erklären, als daß die Todten jede Nacht mit vollem Winde zurückſegelten. Um nun dies zu verhüten, zogen wir, ehe es Nacht wurde, alle Segel ein, und wandten daſſelbe Mittel an, wie bei der Thüre in der Kajüte; wir ſchrieben den Namen des Propheten auf Pergament und auch das Sprüchlein des Großvaters dazu, und banden es um die eingezogenen Segel. Aengſtlich warteten wir in unſerem Kämmerchen den Erfolg ab. Der Spuk ſchien diesmal noch ärger zu toben, aber ſiehe, am andern Morgen waren die Segel noch aufgerollt, wie wir ſie verlaſſen hatten. Wir ſpannten den Tag über nur ſo viele Segel auf, als nöthig waren,

das Schiff ſanft fortzutreiben, und ſo legten wir in fünf Tagen eine gute Strecke zurück.

Endlich am Morgen des ſechsten Tages entdeckten wir in geringer Ferne Land, und wir dankten Allah und ſeinem Propheten für unſere wunderbare Rettung. Dieſen Tag und die folgende Nacht trieben wir an einer Küſte hin, und am ſiebenten Morgen glaubten wir in geringer Entfernung eine Stadt zu entdecken; wir ließen mit vieler Mühe einen Anker in die See, der alſobald Grund faßte, ſetzten ein kleines Boot, das auf dem Verdeck ſtand, aus, und ruderten mit aller Macht der Stadt zu. Nach einer halben Stunde liefen wir in einen Fluß ein, der ſich in die See ergoß, und ſtiegen ans Ufer. Im Stadtthor erkundigten wir uns, wie die Stadt heiße, und erfuhren, daß es eine indiſche Stadt ſey, nicht weit von der Gegend, wohin ich zuerſt zu ſchiffen willens war. Wir begaben uns in eine Karavanſerai und erfriſchten uns von unſerer abenteuerlichen Reiſe. Ich forſchte daſelbſt auch nach einem weiſen und verſtändigen Mann, indem ich dem Wirth zu verſtehen gab, daß ich einen ſolchen haben möchte, der ſich ein wenig auf Zauberei verſtehe. Er führte mich in eine abgelegene Straße, an ein unſcheinbares Haus, pochte an, und man ließ mich eintreten, mit der Weiſung, ich ſolle nur nach Muley fragen.

In dem Hauſe kam mir ein altes Männlein mit grauem Bart und langer Naſe entgegen und fragte nach meinem Begehr. Ich ſagte ihm, ich ſuche den weiſen Muley, und er antwortete mir, er ſey es ſelbſt. Ich fragte ihn nun um Rath, was ich mit den Todten

machen ſolle, und wie ich es angreifen müſſe, um ſie aus dem Schiff zu bringen. Er antwortete mir, die Leute des Schiffes ſeyen wahrſcheinlich wegen irgend eines Frevels auf das Meer verzaubert; er glaube, der Zauber werde ſich löſen, wenn man ſie ans Land bringe; dies könne aber nicht geſchehen, als wenn man die Bretter, auf denen ſie lägen, losmache. Mir gehöre, von Gott und Rechts wegen, das Schiff ſammt allen Gütern, weil ich es gleichſam gefunden habe; doch ſolle ich alles ſehr geheim halten und ihm ein kleines Geſchenk von meinem Ueberfluſſe machen, er wolle dafür mit ſeinen Sklaven mir behülflich ſeyn, die Todten wegzuſchaffen. Ich verſprach, ihn reichlich zu belohnen, und wir machten uns mit fünf Sklaven, die mit Sägen und Beilen verſehen waren, auf den Weg. Unterwegs konnte der Zauberer Muley unſeren glücklichen Einfall, die Segel mit den Sprüchen des Korans zu umwinden, nicht genug loben. Er ſagte, es ſey dies das einzige Mittel geweſen, uns zu retten.

Es war noch ziemlich früh am Tage, als wir beim Schiff ankamen. Wir machten uns alle ſogleich ans Werk, und in einer Stunde lagen ſchon vier in dem Nachen. Einige der Sklaven mußten ſie ans Land rudern, um ſie dort zu verſcharren. Sie erzählten, als ſie zurückkamen, die Todten haben ihnen die Mühe des Begrabens erſpart, indem ſie, ſo wie man ſie auf die Erde gelegt habe, in Staub zerfallen ſeyen. Wir fuhren fort, die Todten abzuſägen, und vor Abend waren alle ans Land gebracht. Es war endlich keiner mehr am Bord als der, welcher am Maſt angenagelt war. Umſonſt ſuchten wir

en Nagel aus dem Holze zu ziehen, keine Gewalt ver-
mochte ihn auch nur ein Haar breit zu verrücken. Ich
wußte nicht, was anzufangen war, man konnte doch nicht
en Maſt abhauen, um ihn ans Land zu führen. Doch
us dieſer Verlegenheit half Muley. Er ließ ſchnell
inen Sklaven ans Land rudern, um einen Topf mit
rde zu bringen. Als dieſer herbeigeholt war, ſprach
er Zauberer geheimnißvolle Worte darüber aus und
chüttete die Erde auf das Haupt des Todten. Sogleich
chlug dieſer die Augen auf, holte tief Athem, und die
Wunde des Nagels in ſeiner Stirne fing an zu bluten.
Wir zogen den Nagel jetzt leicht heraus und der Ver-
wundete fiel einem der Sklaven in die Arme.

„Wer hat mich hieher geführt?“ ſprach er, nachdem
r ſich ein wenig erholt zu haben ſchien. Muley zeigte
uf mich und ich trat zu ihm. „Dank dir, unbekannter
Fremdling, du haſt mich von langen Qualen errettet.
Seit fünfzig Jahren ſchifft mein Leib durch dieſe Wogen,
nd mein Geiſt war verdammt, jede Nacht in ihn zurück-
ukehren. Aber jetzt hat mein Haupt die Erde berührt,
nd ich kann verſöhnt zu meinen Vätern gehen.“ Ich
at ihn, uns doch zu ſagen, wie er zu dieſem ſchrecklichen
Zuſtand gekommen ſey, und er ſprach: „Vor fünfzig
Jahren war ich ein mächtiger, angeſehener Mann und
wohnte in Algier; die Sucht nach Gewinn trieb mich,
in Schiff auszurüſten und Seeraub zu treiben. Ich
hatte dieſes Geſchäft ſchon einige Zeit fortgeführt, da
nahm ich einmal auf Zante einen Derwiſch an Bord,
er umſonſt reiſen wollte. Ich und meine Geſellen waren
rohe Leute und achteten nicht auf die Heiligkeit des

Mannes, vielmehr trieb ich mein Geſpött mit ihm. Als er aber einſt in heiligem Eifer mir meinen ſündigen Lebenswandel verwieſen hatte, übermannte mich Nachts in meiner Kajüte, als ich mit meinem Steuermann viel getrunken hatte, der Zorn. Wüthend über das, was mir ein Derwiſch geſagt hatte, und was ich mir von keinem Sultan hätte ſagen laſſen, ſtürzte ich aufs Verdeck und ſtieß ihm meinen Dolch in die Bruſt. Sterbend verwünſchte er mich und meine Mannſchaft, nicht ſterben und nicht leben zu können, bis wir unſer Haupt auf die Erde legen. Der Derwiſch ſtarb, und wir warfen ihn in die See und verlachten ſeine Drohungen; aber noch in derſelben Nacht erfüllten ſich ſeine Worte. Ein Theil meiner Mannſchaft empörte ſich gegen mich. Mit fürchterlicher Wuth wurde geſtritten, bis meine Anhänger unterlagen, und ich an den Maſt genagelt wurde. Aber auch die Empörer unterlagen ihren Wunden, und bald war mein Schiff nur ein großes Grab. Auch mir brachen die Augen, mein Athem hielt an und ich meinte zu ſterben. Aber es war nur eine Erſtarrung, die mich gefeſſelt hielt; in der nächſten Nacht, zur nämlichen Stunde, da wir den Derwiſch in die See geworfen, erwachte ich und alle meine Genoſſen, das Leben war zurückgekehrt, aber wir konnten nichts thun und ſprechen, als was wir in jener Nacht geſprochen und gethan hatten. So ſegeln wir ſeit fünfzig Jahren, können nicht leben und nicht ſterben; denn wie konnten wir das Land erreichen? Mit toller Freude ſegelten wir allemal mit vollen Segeln in den Sturm, weil wir hofften, endlich an einer Klippe zu zerſchellen, und das müde Haupt

auf dem Grund des Meeres zur Ruhe zu legen. Es ist uns nicht gelungen. Jetzt aber werde ich sterben. Noch einmal meinen Dank, unbekannter Retter! wenn Schätze dich lohnen können, so nimm mein Schiff, als Zeichen meiner Dankbarkeit."

Der Capitano ließ sein Haupt sinken, als er so gesprochen hatte und verschied. Sogleich zerfiel er auch, wie seine Gefährten, in Staub. Wir sammelten diesen in ein Kästchen und begruben ihn am Lande; aus der Stadt nahm ich aber Arbeiter, die mir mein Schiff in guten Zustand setzten. Nachdem ich die Waaren, die ich an Bord hatte, gegen andere mit großem Gewinn eingetauscht hatte, miethete ich Matrosen, beschenkte meinen Freund Muley reichlich und schiffte mich nach meinem Vaterland ein. Ich machte aber einen Umweg, indem ich an vielen Inseln und Ländern landete und meine Waaren zu Markt brachte. Der Prophet segnete mein Unternehmen. Nach dreiviertel Jahren lief ich noch einmal so reich, als mich der sterbende Kapitän gemacht hatte, in Balsora ein. Meine Mitbürger waren erstaut über meine Reichthümer und mein Glück, und glaubten nicht anders, als ich habe das Diamantenthal des berühmten Reisenden Sindbad gefunden. Ich ließ sie auf ihrem Glauben; von nun an aber mußten die jungen Leute von Balsora, wenn sie kaum achtzehn Jahre alt waren, in die Welt hinaus, um gleich mir ihr Glück zu machen. Ich aber lebte ruhig und im Frieden, und alle fünf Jahre mache ich eine Reise nach Mekka, um dem Herrn an heiliger Stätte für seinen Segen zu danken, und für den Capitano und

ſeine Leute zu bitten, daß er ſie in ſein Paradies aufnehme.

Die Reiſe der Karavane war den andern Tag ohne Hinderniß fürder gegangen, und als man im Lagerplatz ſich erholt hatte, begann Semlin, der Fremde, zu Muley, dem jüngſten der Kaufleute, alſo zu ſprechen:

„Ihr ſeyd zwar der jüngſte von uns, doch ſeyd Ihr immer fröhlich und wißt gewiß irgend einen guten Schwank. Tiſchet ihn auf, daß er uns erquicke nach der Hitze des Tages.“ „Wohl möchte ich Euch etwas erzählen,“ antwortete Muley, „das Euch Spaß machen könnte, doch der Jugend ziemt Beſcheidenheit in allen Dingen; darum müſſen meine älteren Reiſegefährten den Vorrang haben. Zaleukos iſt immer ſo ernſt und verſchloſſen, ſollte er uns nicht erzählen, was ſein Leben ſo ernſt machte? vielleicht, daß wir ſeinen Kummer, wenn er ſolchen hat, lindern können, denn gerne dienen wir dem Bruder, wenn er auch andern Glaubens iſt.“

Der Aufgerufene war ein griechiſcher Kaufmann, ein Mann in mittleren Jahren, ſchön und kräftig, aber ſehr ernſt. Ob er gleich ein Ungläubiger (nicht Muſelmann) war, ſo liebten ihn doch ſeine Reiſegefährten, denn er hatte ihnen durch ſein ganzes Weſen Achtung und Zutrauen eingeflößt. Er hatte übrigens nur eine Hand, und einige ſeiner Gefährten vermutheten, daß vielleicht dieſer Verluſt ihn ſo ernſt ſtimme.

Zaleukos antwortete auf die zutrauliche Frage Muley's: „Ich bin ſehr geehrt durch Euer Zutrauen; Kummer habe ich keinen, wenigſtens keinen, von welchem

Ihr, auch mit dem beſten Willen, mir helfen könntet. Doch, weil Muley meinen Ernſt mir vorzuwerfen ſcheint, ſo will ich Euch einiges erzählen, was mich rechtfertigen ſoll, wenn ich ernſter bin, als andere Leute. Ihr ſehet, daß ich meine linke Hand verloren habe. Sie fehlt mir nicht von Geburt an, ſondern ich habe ſie in den ſchrecklichſten Tagen meines Lebens eingebüßt. Ob ich die Schuld davon trage, ob ich Unrecht habe, ſeit jenen Tagen ernſter, als es meine Lage mit ſich bringt, zu ſeyn, möget Ihr beurtheilen, wenn ihr vernommen habt die Geſchichte von der abgehauenen Hand."

Die Geschichte von der abgehauenen Hand.

Ich bin in Konſtantinopel geboren; mein Vater war ein Dragoman bei der Pforte und trieb nebenbei einen ziemlich einträglichen Handel mit wohlriechenden Eſſenzen und ſeidenen Stoffen. Er gab mir eine gute Erziehung, indem er mich theils ſelbſt unterrichtete, theils von einem unſerer Prieſter mir Unterricht geben ließ. Er beſtimmte mich anfangs, ſeinen Laden einmal zu übernehmen, da ich aber größere Fähigkeiten zeigte, als er erwartet hatte, beſtimmte er mich, auf das Anrathen ſeiner Freunde, zum Arzt, weil ein Arzt, wenn er etwas mehr gelernt hat, als die gewöhnlichen Marktſchreier, in Konſtantinopel ſein Glück machen kann. Es kamen viele Franken in unſer Haus, und einer davon überredete meinen Vater, mich in ſein Vaterland, nach der Stadt Paris, reiſen zu laſſen, wo man ſolche Sachen unentgeldlich und am beſten

lernen könne. Er ſelbſt aber wolle mich, wenn er zurückreiſe, umſonſt mitnehmen. Mein Vater, der in ſeiner Jugend auch gereist war, ſchlug ein, und der Franke ſagte mir, ich könne mich in drei Monaten bereit halten. Ich war außer mir vor Freude, fremde Länder zu ſehen, und konnte den Augenblick nicht erwarten, wo wir uns einſchiffen würden. Der Franke hatte endlich ſeine Geſchäfte abgemacht und ſich zur Reiſe bereitet; am Vorabend der Reiſe führte mich mein Vater in ſein Schlafkämmerlein. Dort ſah ich ſchöne Kleider und Waffen auf dem Tiſche liegen. Was meine Blicke aber noch mehr anzog, war ein großer Haufe Goldes, denn ich hatte noch nie ſo viel bei einander geſehen. Mein Vater umarmte mich und ſagte: „ſiehe, mein Sohn, ich habe dir Kleider zu der Reiſe beſorgt. Jene Waffen ſind dein, es ſind die nämlichen, die mir dein Großvater umhing, als ich in die Fremde auszog. Ich weiß, du kannſt ſie führen; gebrauche ſie aber nie, als wenn du angegriffen wirſt; dann aber ſchlage auch tüchtig drauf. Mein Vermögen iſt nicht groß; ſiehe, ich habe es in drei Theile getheilt, einer davon iſt dein, einer davon ſey mein Unterhalt und Nothpfennig, der dritte aber ſey mir ein heiliges unantaſtbares Gut, er diene dir in der Stunde der Noth. So ſprach mein alter Vater und Thränen hingen ihm im Auge, vielleicht aus Ahnung, denn ich habe ihn nie wieder geſehen.

Die Reiſe ging gut von Statten; wir waren bald im Lande der Franken angelangt, und ſechs Tagereiſen nachher kamen wir in die große Stadt Paris. Hier miethete mir mein fränkiſcher Freund ein Zimmer und

rieth mir, mein Geld, das in allem zweitausend Thaler betrug, vorsichtig anzuwenden. Ich lebte drei Jahre in dieser Stadt, und lernte, was ein tüchtiger Arzt wissen muß; ich müßte aber lügen, wenn ich sagte, daß ich gerne dort gewesen sey, denn die Sitten dieses Volkes gefielen mir nicht; auch hatte ich nur wenige gute Freunde dort, diese aber waren edle junge Männer.

Die Sehnsucht nach der Heimath wurde endlich mächtig in mir; in der ganzen Zeit hatte ich nichts von meinem Vater gehört, und ich ergriff daher eine günstige Gelegenheit nach Hause zu kommen.

Es ging nämlich eine Gesandtschaft aus Frankenland nach der hohen Pforte. Ich verdingte mich als Wundarzt in das Gefolge des Gesandten und kam glücklich wieder nach Stambul. Das Haus meines Vaters aber fand ich verschlossen und die Nachbarn staunten, als sie mich sahen, und sagten mir, mein Vater sey vor zwei Monaten gestorben. Jener Priester, der mich in meiner Jugend unterrichtet hatte, brachte mir den Schlüssel; allein und verlassen zog ich in das verödete Haus ein. Ich fand noch alles, wie es mein Vater verlassen hatte, nur das Gold, das er mir zu hinterlassen versprach, fehlte. Ich fragte den Priester darüber, und dieser verneigte sich und sprach: „Euer Vater ist als ein heiliger Mann gestorben, denn er hat sein Gold der Kirche vermacht.“ Dies war und blieb mir unbegreiflich; doch was wollte ich machen? ich hatte keine Zeugen gegen den Priester und mußte froh seyn, daß er nicht auch das Haus und die Waaren meines Vaters als *Vermächtniß* angesehen hatte. Dies war das erste

Unglück, das mich traf. Von jetzt an aber kam es Schlag auf Schlag. Mein Ruf als Arzt wollte sich gar nicht ausbreiten, weil ich mich schämte, den Marktschreier zu machen, und überall fehlte mir die Empfehlung meines Vaters, der mich bei den Reichsten und Vornehmsten eingeführt hätte, die jetzt nicht mehr an den armen Zaleukos dachten. Auch die Waaren meines Vaters fanden keinen Abgang, denn die Kunden hatten sich nach seinem Tode verlaufen, und neue bekommt man nur langsam. Als ich einst trostlos über meine Lage nachdachte, fiel mir ein, daß ich oft in Franken Männer meines Volkes gesehen hatte, die das Land durchzogen und ihre Waaren auf den Märkten der Städte auslegten; ich erinnerte mich, daß man ihnen gerne abkaufte, weil sie aus der Fremde kamen, und daß man bei solchem Handel das Hundertfache erwerben könne. Sogleich war auch mein Entschluß gefaßt. Ich verkaufte mein väterliches Haus, gab einen Theil des gelösten Geldes einem bewährten Freunde zum Aufbewahren, von dem Uebrigen aber kaufte ich, was man in Franken selten hat, als: Shawls, seidene Zeuge, Salben und Oele, miethete einen Platz auf einem Schiff, und trat so meine zweite Reise nach Frankenland an. Es schien, als ob das Glück, sobald ich die Schlösser der Dardanellen im Rücken hatte, mir wieder günstig geworden wäre. Unsere Fahrt war kurz und glücklich. Ich durchzog die großen und kleinen Städte der Franken und fand überall willige Käufer meiner Waaren. Mein Freund in Stambul sandte mir immer wieder frische Vorräthe, und ich wurde von Tag zu Tag wohlhabender. Als ich endlich so viel erspart

hatte, daß ich glaubte ein größeres Unternehmen wagen zu können, zog ich mit meinen Waaren nach Italien. Etwas muß ich aber noch geſtehen, was mir auch nicht wenig Geld einbrachte, ich nahm auch meine Arzneikunſt zu Hülfe. Wenn ich in eine Stadt kam, ließ ich durch Zettel verkünden, daß ein griechiſcher Arzt da ſey, der ſchon viele geheilt habe; und wahrlich, mein Balſam und meine Arzneien haben mir manche Zechine eingebracht. So war ich endlich nach der Stadt Florenz in Italien gekommen. Ich nahm mir vor, längere Zeit in dieſer Stadt zu bleiben, theils weil ſie mir ſo wohl gefiel, theils auch, weil ich mich von den Strapazen meines Umherziehens erholen wollte. Ich miethete mir ein Gewölbe in dem Stadtviertel St. Croce und nicht weit davon ein paar ſchöne Zimmer, die auf einen Altan führten, in einem Wirthshaus. Sogleich ließ ich auch meine Zettel umhertragen, die mich als Arzt und Kaufmann ankündigten. Ich hatte kaum mein Gewölbe eröffnet, ſo ſtrömten auch die Käufer herzu, und ob ich gleich ein wenig hohe Preiſe hatte, ſo verkaufte ich doch mehr als andere, weil ich gefällig und freundlich gegen meine Kunden war. Ich hatte ſchon vier Tage vergnügt in Florenz verlebt, als ich eines Abends, da ich ſchon mein Gewölbe ſchließen und nur die Vorräthe in meinen Salbenbüchſen, nach meiner Gewohnheit, noch einmal muſtern wollte, in einer kleinen Büchſe einen Zettel fand, den ich mich nicht erinnerte hineingethan zu haben. Ich öffnete den Zettel und fand darin eine Einladung, dieſe Nacht, Punkt zwölf Uhr, auf der Brücke, die man **ponte vecchio** heißt, mich einzufinden. Ich ſann lange

darüber nach, wer es wohl seyn könnte, der mich dorthin einlud, da ich aber keine Seele in Florenz kannte, dachte ich, man werde mich vielleicht heimlich zu irgend einem Kranken führen wollen, was schon öfter geschehen war. Ich beschloß also hinzugehen, doch hing ich zur Vorsicht den Säbel um, den mir einst mein Vater geschenkt hatte.

Als es stark gegen Mitternacht ging, machte ich mich auf den Weg und kam bald auf den ponte vecchio. Ich fand die Brücke verlassen und öde, und beschloß zu warten, bis er erscheinen würde, der mich rief. Es war eine kalte Nacht; der Mond schien hell und ich schaute hinab in die Wellen des Arno, die weithin im Mondlicht schimmerten. Auf den Kirchen der Stadt schlug es jetzt zwölf Uhr, ich richtete mich auf, und vor mir stand ein großer Mann, ganz in einen rothen Mantel gehüllt, dessen einen Zipfel er vor das Gesicht hielt.

Ich war anfangs etwas erschrocken, weil er so plötzlich hinter mir stand, faßte mich aber sogleich wieder und sprach: „Wenn Ihr mich habt hierher bestellt, so sagt an, was steht zu Eurem Befehl?“ Der Rothmantel wandte sich um und sagte langsam: „Folge!“ Da ward mir's doch etwas unheimlich zu Muth, mit diesem Unbekannten allein zu gehen; ich blieb stehen und sprach: „Nicht also, lieber Herr, wollet mir vorerst sagen, wohin; auch könnet Ihr mir Euer Gesicht ein wenig zeigen, daß ich sehe, ob Ihr Gutes mit mir vorhabt.“ Der Rothe aber schien sich nicht darum zu kümmern; „wenn du nicht willst, Zaleukos, so bleibe!“ antwortete er und ging weiter. Da entbrannte mein Zorn; „meinet Ihr,“

rief ich aus, „ein Mann wie ich laſſe ſich von jedem Narren foppen, und ich werde in dieſer Nacht umſonſt gewartet haben?“ In drei Sprüngen hatte ich ihn erreicht, packte ihn an ſeinem Mantel und ſchrie noch lauter, indem ich die andere Hand an den Säbel legte; aber der Mantel blieb mir in der Hand und der Unbekannte war um die nächſte Ecke verſchwunden. Mein Zorn legte ſich nach und nach, ich hatte doch den Mantel, und dieſer ſollte mir ſchon den Schlüſſel zu dieſem wunderlichen Abenteuer geben. Ich hing ihn um und ging weiter nach Hauſe. Als ich kaum noch hundert Schritte davon entfernt war, ſtreifte jemand dicht an mir vorüber und flüſterte in fränkiſcher Sprache: „nehmt Euch in Acht, Graf, heute Nacht iſt nichts zu machen.“ Ehe ich mich aber umſehen konnte, war dieſer jemand ſchon vorbei, und ich ſah nur noch einen Schatten an den Häuſern hinſchweben. Daß dieſer Zuruf den Mantel und nicht mich anging, ſah ich ein, doch gab er mir kein Licht über die Sache. Am andern Morgen überlegte ich, was zu thun ſey. Ich war von Anfang geſonnen, den Mantel ausrufen zu laſſen, als hätte ich ihn gefunden, doch da konnte der Unbekannte ihn durch einen Dritten holen laſſen, und ich hätte dann keinen Aufſchluß über die Sache gehabt. Ich beſah, indem ich ſo nachdachte, den Mantel näher. Er war von ſchwerem genueſiſchen Sammt, purpurroth, mit aſtrachaniſchem Pelz verbrämt und reich mit Gold geſtickt. Der prachtvolle Anblick des Mantels brachte mich auf einen Gedanken, den ich auszuführen beſchloß. — Ich trug ihn in mein Gewölbe und legte ihn zum Verkauf aus, ſetzte aber auf ihn

einen ſo hohen Preis, daß ich gewiß war, keinen Käufer zu finden. Mein Zweck dabei war, jeden, der nach dem Pelz fragen würde, ſcharf ins Auge zu faſſen; denn die Geſtalt des Unbekannten, die ſich mir nach Verluſt des Mantels, wenn auch nur flüchtig, doch beſtimmt gezeigt, wollte ich aus Tauſenden erkennen. Es fanden ſich viele Kaufluſtige zu dem Mantel, deſſen außerordentliche Schönheit alle Augen auf ſich zog, aber keiner glich entfernt dem Unbekannten, keiner wollte den hohen Preis von zweihundert Zechinen dafür bezahlen. Auffallend war mir dabei, daß, wenn ich einen oder den andern fragte, ob denn ſonſt kein ſolcher Mantel in Florenz ſey, alle mit Nein antworteten und verſicherten, eine ſo koſtbare und geſchmackvolle Arbeit nie geſehen zu haben.

Es wollte ſchon Abend werden, da kam endlich ein junger Mann, der ſchon oft bei mir geweſen war und auch heute viel auf den Mantel geboten hatte, warf einen Beutel mit Zechinen auf den Tiſch und rief: „Bei Gott! Zaleukos, ich muß deinen Mantel haben, und ſollte ich zum Bettler darüber werden.“ Zugleich begann er, ſeine Goldſtücke aufzuzählen. Ich kam in große Noth; ich hatte den Mantel nur ausgehängt, um vielleicht die Blicke meines Unbekannten darauf zu ziehen, und jetzt kam ein junger Thor, um den ungeheuren Preis zu zahlen. Doch was blieb mir übrig? ich gab nach, denn es that mir auf der andern Seite der Gedanke wohl, für mein nächtliches Abenteuer ſo ſchön entſchädigt zu werden. Der Jüngling hing ſich den Mantel um und ging; er kehrte aber auf der Schwelle wieder um, indem er ein Papier, das am Mantel befeſtigt war,

losmachte, mir zuwarf und ſagte: „hier, Zaleukos, hängt etwas, das wohl nicht zu dem Mantel gehört.“ Gleichgültig nahm ich den Zettel, aber ſiehe da, dort ſtand geſchrieben: „Bringe heute Nacht, um die bewußte Stunde, den Mantel auf den ponte vecchio, vierhundert Zechinen warten deiner.“ Ich ſtand wie niedergedonnert. So hatte ich alſo mein Glück ſelbſt verſcherzt und meinen Zweck gänzlich verfehlt; doch ich beſann mich nicht lange, raffte die zweihundert Zechinen zuſammen, ſprang dem, der den Mantel gekauft hatte, nach und ſprach: „Nehmt Eure Zechinen wieder, guter Freund, und laßt mir den Mantel, ich kann ihn unmöglich hergeben.“ Dieſer hielt die Sache von Anfang für Spaß, als er aber merkte, daß es Ernſt war, gerieth er in Zorn über meine Forderung, ſchalt mich einen Narren, und ſo kam es endlich zu Schlägen. Doch ich war ſo glücklich, im Handgemeng ihm den Mantel zu entreißen, und wollte ſchon mit davon eilen, als der junge Mann die Polizei zu Hülfe rief und mich mit ſich vor Gericht zog. Der Richter war ſehr erſtaunt über die Anklage und ſprach meinem Gegner den Mantel zu. Ich aber bot dem Jüngling zwanzig, fünfzig, achtzig, ja hundert Zechinen über ſeine zweihundert, wenn er mir den Mantel ließe. Was meine Bitten nicht vermochten, bewirkte mein Gold. Er nahm meine guten Zechinen, ich aber zog mit dem Mantel triumphirend ab und mußte mir gefallen laſſen, daß man mich in ganz Florenz für einen Wahnſinnigen hielt. Doch die Meinung der Leute war mir gleichgültig, ich wußte es ja beſſer als ſie, daß ich an dem Handel noch gewann.

Mit Ungeduld erwartete ich die Nacht. Um dieſelbe Zeit, wie geſtern, ging ich, den Mantel unter dem Arm, auf den ponte vecchio. Mit dem letzten Glockenſchlag kam die Geſtalt aus der Nacht heraus auf mich zu. Es war unverkennbar der Mann von geſtern. „Haſt du den Mantel?“ wurde ich gefragt. „Ja, Herr,“ antwortete ich, „aber er koſtete mich baare hundert Zechinen.“ „Ich weiß es,“ entgegnete jener. Schau auf, hier ſind vierhundert.“ Er trat mit mir an das breite Geländer der Brücke und zählte die Goldſtücke hin. Vierhundert waren es; prächtig blitzten ſie im Mondſchein, ihr Glanz erfreute mein Herz, ach! es ahnete nicht, daß es ſeine letzte Freude ſeyn werde. Ich ſteckte mein Geld in die Taſche, und wollte mir nun auch den gütigen Unbekannten recht betrachten; aber er hatte eine Larve vor dem Geſicht, aus der mich dunkle Augen furchtbar anblitzten. „Ich danke Euch, Herr, für Eure Güte,“ ſprach ich zu ihm, „was verlangt Ihr jetzt von mir? Das ſage ich Euch aber vorher, das es nichts Unrechtes ſeyn darf.“ „Unnöthige Sorge,“ antwortete er, indem er den Mantel um die Schultern legte; „ich bedarf Eurer Hülfe als Arzt, doch nicht für einen Lebenden, ſondern für einen Todten.“

„Wie kann das ſeyn?“ rief ich voll Verwunderung.

„Ich kam mit meiner Schweſter aus fernen Landen,“ erzählte er, und winkte mir zugleich, ihm zu folgen; „ich wohnte hier mit ihr bei einem Freund meines Hauſes. Meine Schweſter ſtarb geſtern ſchnell an einer Krankheit und die Verwandten wollen ſie morgen begraben. Nach einer alten Sitte unſerer Familie aber

ſollen alle in der Gruft der Väter ruhen; viele, die in fremdem Lande ſtarben, ruhen dennoch dort einbalſamirt. Meinen Verwandten gönne ich nun ihren Körper, meinem Vater aber muß ich wenigſtens den Kopf ſeiner Tochter bringen, damit er ſie noch einmal ſehe.“ Dieſe Sitte, die Köpfe geliebter Anverwandten abzuſchneiden, kam mir zwar etwas ſchrecklich vor, doch wagte ich nichts dagegen einzuwenden, aus Furcht, den Unbekannten zu beleidigen. Ich ſagte ihm daher, daß ich mit dem Einbalſamiren der Todten wohl umgehen könne, und bat ihn, mich zu der Verſtorbenen zu führen. Doch konnte ich mich nicht enthalten, zu fragen: warum denn dies alles ſo geheimnißvoll und in der Nacht geſchehen müſſe? Er antwortete mir, daß ſeine Verwandten, die ſeine Abſicht für grauſam halten, bei Tage ihn abhalten würden; ſey aber nur erſt einmal der Kopf abgenommen, ſo könnten ſie wenig mehr darüber ſagen; er hätte mir zwar den Kopf bringen können, aber ein natürliches Gefühl halte ihn ab, ihn ſelbſt abzunehmen.

Wir waren indeß bis an ein großes prachtvolles Haus gekommen. Mein Begleiter zeigte es mir als das Ziel unſeres nächtlichen Spaziergangs. Wir gingen an dem Hauptthor des Hauſes vorbei, traten in eine kleine Pforte, die der Unbekannte ſorgfältig hinter ſich zumachte, und ſtiegen nun im Finſtern eine enge Wendeltreppe hinan. Sie führte in einen ſpärlich erleuchteten Gang, aus welchem wir in ein Zimmer gelangten, das eine Lampe, die an der Decke befeſtigt war, erleuchtete.

In dieſem Gemach ſtand ein Bett, in welchem der Leichnam lag. Der Unbekannte wandte ſein Geſicht ab

und ſchien Thränen verbergen zu wollen. Er deutete nach dem Bett, befahl mir, mein Geſchäft gut und ſchnell zu verrichten, und ging wieder zur Thüre hinaus.

Ich packte meine Meſſer, die ich als Arzt immer bei mir führte, aus und näherte mich dem Bett. Nur der Kopf war von der Leiche ſichtbar, aber dieſer war ſo ſchön, das mich unwillkürlich das innigſte Mitleiden ergriff. In langen Flechten hing das dunkle Haar herab, das Geſicht war bleich, die Augen geſchloſſen. Ich machte zuerſt einen Einſchnitt in die Haut, nach der Weiſe der Aerzte, wenn ſie ein Glied abſchneiden; ſodann nahm ich mein ſchärfſtes Meſſer und ſchnitt mit einem Zug die Kehle durch. Aber welcher Schrecken! die Todte ſchlug die Augen auf, ſchloß ſie aber gleich wieder, und in einem tiefen Seufzer ſchien ſie jetzt erſt ihr Leben auszuhauchen. Zugleich ſchoß mir ein Strahl heißen Blutes aus der Wunde entgegen. Ich überzeugte mich, daß ich erſt die Arme getödtet hatte; denn daß ſie todt ſey, war kein Zweifel, da es von dieſer Wunde keine Rettung gab. Ich ſtand einige Minuten in banger Beklommenheit über das, was geſchehen war. Hatte der Rothmantel mich betrogen? oder war die Schweſter vielleicht nur ſcheintodt geweſen? das letztere ſchien mir wahrſcheinlicher. Aber ich durfte dem Bruder der Verſtorbenen nicht ſagen, daß vielleicht ein weniger raſcher Schnitt ſie erweckt hätte, ohne ſie zu tödten, darum wollte ich den Kopf vollends ablöſen; aber noch einmal ſtöhnte die Sterbende, ſtreckte ſich in ſchmerzhafter Bewegung aus und ſtarb; da übermannte mich der Schrecken und ich ſtürzte ſchaudernd aus dem Gemach. Aber draußen im

Gang war es finſter; denn die Lampe war verlöſcht, keine Spur von meinem Begleiter war zu entdecken, und ich mußte aufs Ungefähr mich im Finſtern an der Wand fortbewegen, um an die Wendeltreppe zu gelangen. Ich fand ſie endlich, und kam halb fallend, halb gleitend hinab. Auch unten war kein Menſch. Die Thüre fand ich nur angelehnt, und ich athmete freier, als ich auf der Straße war; denn in dem Hauſe war mir ganz unheimkich geworden. Von Schrecken geſpornt, rannte ich in meine Wohnung und begrub mich in die Polſter meines Lagers, um das Schreckliche zu vergeſſen, das ich gethan hatte. Aber der Schlaf floh mich und erſt der Morgen ermahnte mich wieder, mich zu faſſen. Es war mir wahrſcheinlich, daß der Mann, der mich zu dieſer verruchten That, wie ſie mir jetzt ſchien, verführt hatte, mich nicht angeben würde. Ich entſchloß mich, gleich in mein Gewölbe an mein Geſchäft zu gehen und wo möglich eine ſorgloſe Miene anzunehmen. Aber ach! ein neuer Umſtand, den ich jetzt erſt bemerkte, vermehrte noch meinen Kummer. Meine Mütze und mein Gürtel, wie auch meine Meſſer fehlten mir, und ich war ungewiß, ob ich ſie in dem Zimmer der Getödteten gelaſſen oder erſt auf meiner Flucht verloren hatte. Leider ſchien das Erſte wahrſcheinlicher und man konnte mich alſo als Mörder entdecken.

Ich öffnete zur gewöhnlichen Zeit mein Gewölbe. Mein Nachbar trat zu mir her, wie er alle Morgen zu thun pflegte, denn er war ein geſprächiger Mann: „Ei, was ſagt Ihr zu der ſchrecklichen Geſchichte,“ hub er an, die heute *Nacht vorgefallen* iſt?“ Ich that, als ob ich

nichts wüßte. „Wie, ſolltet Ihr nicht wiſſen, von was die ganze Stadt erfüllt iſt? Nicht wiſſen, daß die ſchönſte Blume von Florenz, Bianca, die Tochter des Gouverneurs, in dieſer Nacht ermordet wurde. Ach! ich ſah ſie geſtern noch ſo heiter durch die Straßen fahren mit ihrem Bräutigam, denn heute hätten ſie Hochzeit gehabt.“ Jedes Wort des Nachbars war mir ein Stich ins Herz, und wie oft kehrte meine Marter wieder, denn jeder meiner Kunden erzählte mir die Geſchichte, immer einer ſchrecklicher als der andere, und doch konnte keiner ſo Schreckliches ſagen, als ich ſelbſt geſehen hatte. Um Mittag ungefähr trat ein Mann vom Gericht in mein Gewölbe und bat mich, die Leute zu entfernen. „Signore Zaleukos,“ ſprach er, indem er die Sachen, die ich vermißt, hervorzog, „gehören dieſe Sachen Euch zu?“ Ich beſann mich, ob ich ſie nicht gänzlich ableugnen ſollte, aber als ich durch die halbgeöffnete Thüre meinen Wirth und mehrere Bekannte, die wohl gegen mich zeugen konnten, erblickte, beſchloß ich, die Sache nicht noch durch eine Lüge zu verſchlimmern, und bekannte mich zu den vorgezeigten Dingen. Der Gerichtsmann bat mich, ihm zu folgen, und führte mich in ein großes Gebäude, das ich bald für das Gefängniß erkannte. Dort wies er mir, bis auf weiteres, ein Gemach an.

Meine Lage war ſchrecklich, als ich ſo in der Einſamkeit darüber nachdachte. Der Gedanke, gemordet zu haben, wenn auch ohne Willen, kehrte immer wieder; auch konnte ich mir nicht verhehlen, daß der Glanz des Goldes meine Sinne befangen gehalten hatte, ſonſt hätte ich nicht ſo blindlings in die Falle gehen können. Zwei

Stunden nach meiner Verhaftung wurde ich aus meinem Gemach geführt. Mehrere Treppen ging es hinab, dann kam man in einen großen Saal. Um einen langen schwarzbehängten Tisch saßen dort zwölf Männer, meistens Greise. An den Seiten des Saales zogen sich Bänke herab, angefüllt mit den Vornehmsten von Florenz; auf den Gallerien, die in der Höhe angebracht waren, standen, dicht gedrängt, die Zuschauer. Als ich vor den schwarzen Tisch getreten war, erhob sich ein Mann mit finsterer trauriger Miene, es war der Gouverneur. Er sprach zu den Versammelten, daß er als Vater in dieser Sache nicht richten könne, und daß er seine Stelle für dies Mal an den Aeltesten der Senatoren abtrete. Der Aelteste der Senatoren war ein Greis von wenigstens neunzig Jahren; er stand gebückt und seine Schläfe waren mit dünnem weißen Haar umhängt, aber feurig brannten noch seine Augen und seine Stimme war stark und sicher. Er hub an, mich zu fragen, ob ich den Mord gestehe? Ich bat ihn um Gehör und erzählte unerschrocken und mit vernehmlicher Stimme, was ich gethan hatte und was ich wußte. Ich bemerkte, daß der Gouverneur während meiner Erzählung bald blaß, bald roth wurde, und als ich geschlossen, fuhr er wüthend auf: „Wie, Elender!“ rief er mir zu, „so willst du ein Verbrechen, das du aus Habgier begangen, noch einem andern aufbürden?“ Der Senator verwies ihm seine Unterbrechung, da er sich freiwillig seines Rechtes begeben habe, auch sey es gar nicht so erwiesen, daß ich aus Habgier gefrevelt, denn *nach seiner eigenen* Aussage sey ja der Getödteten

nichts geſtohlen worden. Ja, er ging noch weiter; er erklärte dem Gouverneur, daß er über das frühere Leben ſeiner Tochter Rechenſchaft geben müſſe. Denn nur ſo könne man ſchließen, ob ich die Wahrheit geſagt habe oder nicht. Zugleich hob er für heute das Gericht auf, um ſich, wie er ſagte, aus den Papieren der Verſtorbenen, die ihm der Gouverneur übergeben werde, Rath zu holen. Ich wurde wieder in mein Gefängniß zurückgeführt, wo ich einen traurigen Tag verlebte, immer mit dem heißen Wunſch beſchäftigt, daß man doch irgend eine Verbindung zwiſchen der Todten und dem Rothmantel entdecken möchte. Voll Hoffnung trat ich den andern Tag in den Gerichtsſaal. Es lagen mehrere Briefe auf dem Tiſch; der alte Senator fragte mich, ob ſie meine Handſchrift ſeyen. Ich ſah ſie an und fand, daß ſie von derſelben Hand ſeyn müßten, wie jene beiden Zettel, die ich erhalten. Ich äußerte dies den Senatoren, aber man ſchien nicht darauf zu achten, und antwortete, daß ich beides geſchrieben haben könne und müſſe, denn der Namenszug unter den Briefen ſey unverkennbar ein Z, der Anfangsbuchſtabe meines Namens. Die Briefe aber enthielten Drohungen an die Verſtorbene und Warnungen vor der Hochzeit, die ſie zu vollziehen im Begriff war.

Der Gouverneur ſchien ſonderbare Aufſchlüſſe in Hinſicht auf meine Perſon gegeben zu haben; denn man behandelte mich an dieſem Tage mißtrauiſcher und ſtrenger. Ich berief mich, zu meiner Rechtfertigung, auf meine Papiere, die ſich in meinem Zimmer finden müſſen, aber man ſagte mir, man habe nachgeſucht und nichts

gefunden. So ſchwand mir, am Schluſſe dieſes Gerichtstages alle Hoffnung, und als ich am dritten Tag wieder in den Saal geführt wurde, las man mir das Urtheil vor, daß ich eines vorſätzlichen Mordes überwieſen, zum Tode verurtheilt ſey. Dahin alſo war es mit mir gekommen, verlaſſen von allem, was mir auf Erden theuer war, fern von meiner Heimath ſollte ich unſchuldig in der Blüthe meiner Jahre vom Beile ſterben!

Ich ſaß am Abend dieſes ſchrecklichen Tages, der über mein Schickſal entſchieden hatte, in meinem einſamen Kerker; meine Hoffnungen waren dahin, meine Gedanken ernſthaft auf den Tod gerichtet, da that ſich die Thüre meines Gefängniſſes auf, und ein Mann trat herein, der mich lange ſchweigend betrachtete. „So finde ich dich wieder, Zaleukos?“ ſagte er; ich hatte ihn bei dem matten Schein meiner Lampe nicht erkannt, aber der Klang ſeiner Stimme erweckte alle Erinnerungen in mir; es war Valetty, einer jener wenigen Freunde, die ich in der Stadt Paris während meiner Studien kannte. Er ſagte, daß er zufällig nach Florenz gekommen ſey, wo ſein Vater als angeſehener Mann wohne, er habe von meiner Geſchichte gehört, und ſey gekommen, um mich noch einmal zu ſehen und von mir ſelbſt zu erfahren, wie ich mich ſo ſchwer habe verſchulden können. Ich erzählte ihm die ganze Geſchichte. Er ſchien darüber ſehr verwundert und beſchwor mich, ihm, meinem einzigen Freunde, alles zu ſagen, um nicht mit einer Lüge von hinnen zu gehen. Ich ſchwor ihm mit dem theuerſten Eid, daß ich wahr geſprochen und daß keine andere Schuld *mich drücke, als* daß ich, von dem Glanze des

Goldes geblendet, das Unwahrſcheinliche der Erzählung des Unbekannten nicht erkannt habe. „So haſt du Bianca nicht gekannt?“ fragte jener. Ich betheuerte ihm, ſie nie geſehen zu haben. Valetty erzählte mir nun, daß ein tiefes Geheimniß auf der That liege, daß der Gouverneur meine Verurtheilung ſehr haſtig betrieben habe; und es ſey nur ein Gerücht unter die Leute gekommen, daß ich Bianca ſchon längſt gekannt und, aus Rache über ihre Heirath mit einem andern, ſie ermordet habe. Ich bemerkte ihm, daß dies alles ganz auf den Rothmantel paſſe, daß ich aber ſeine Theilnahme an der That mit nichts beweiſen könne. Valetty umarmte mich weinend und verſprach mir, alles zu thun, um wenigſtens mein Leben zu retten. Ich hatte wenig Hoffnung, doch wußte ich, daß Valetty ein weiſer und der Geſetze kundiger Mann ſey, und daß er alles thun werde, mich zu retten. Zwei lange Tage war ich in Ungewißheit, endlich erſchien Valetty. „Ich bringe Troſt, wenn auch einen ſchmerzlichen. Du wirſt leben und frei ſeyn, aber mit Verluſt einer Hand.“ Gerührt dankte ich meinem Freunde für mein Leben. Er ſagte mir, daß der Gouverneur unerbittlich geweſen ſey, die Sache noch einmal unterſuchen zu laſſen, daß er aber endlich, um nicht ungerecht zu erſcheinen, eingewilligt habe, wenn man in den Büchern der florentiniſchen Geſchichte einen ähnlichen Fall finde, ſo ſolle meine Strafe ſich nach der Strafe, die dort ausgeſprochen ſey, richten. Er und ſein Vater haben nun Tag und Nacht in den alten Büchern geleſen, und endlich einen ganz dem meinigen ähnlichen Fall gefunden. Dort laute die

Strafe: es ſoll ihm die linke Hand abgehauen, ſeine Güter eingezogen, er ſelbſt auf ewig verbannt werden. So laute jetzt auch meine Strafe, und ich ſolle mich jetzt bereiten zu der ſchmerzhaften Stunde, die meiner warte. Ich will Euch nicht dieſe ſchreckliche Stunde vor das Auge führen, wo ich auf offenem Markt meine Hand auf den Block legte, wo mein eigenes Blut in weiten Bogen mich überſtrömte!"

Valetty nahm mich in ſein Haus auf, bis ich geneſen war, dann verſah er mich edelmüthig mit Reiſegeld; denn alles, was ich mir ſo mühſam erworben, war eine Beute des Gerichts geworden. Ich reiste von Florenz nach Sicilien und von da mit dem erſten Schiff, das ich fand, nach Konſtantinopel. Meine Hoffnung war auf die Summe gerichtet, die ich meinem Freund übergeben hatte, auch bat ich ihn, bei ihm wohnen zu dürfen; aber wie erſtaunte ich, als dieſer mich fragte, warum ich denn nicht mein Haus beziehe. Er ſagte mir, daß ein fremder Mann unter meinem Namen ein Haus in dem Quartier der Griechen gekauft habe, derſelbe habe auch den Nachbarn geſagt, daß ich bald ſelbſt kommen werde. Ich ging ſogleich mit meinen Freunden dahin und wurde von allen meinen Bekannten freudig empfangen. Ein alter Kaufmann gab mir einen Brief, den der Mann, der für mich gekauft hatte, hier gelaſſen habe.

Ich las: „Zaleukos! zwei Hände ſtehen bereit, raſtlos zu ſchaffen, daß du nicht fühleſt den Verluſt der einen. Das Haus, das du ſieheſt, und alles, was darin iſt, iſt dein, und alle Jahre wird man dir ſo viel

reichen, daß du zu den Reichen deines Volkes gehören wirſt. Mögeſt du dem vergeben, der unglücklicher iſt als du!" Ich konnte ahnen, wer es geſchrieben, und der Kaufmann ſagte mir auf meine Frage, es ſey ein Mann geweſen, den er für einen Franken gehalten, er habe einen rothen Mantel angehabt. Ich wußte genug, um mir zu geſtehen, daß der Unbekannte doch nicht ganz von aller edeln Geſinnung entblößt ſeyn müſſe. In meinem neuen Hauſe fand ich alles aufs beſte eingerichtet, auch ein Gewölbe mit Waaren, ſchöner als ich ſie je gehabt. Zehn Jahre ſind ſeitdem verſtrichen; mehr aus alter Gewohnheit, als weil ich es nöthig habe, ſetze ich meine Handelsreiſen fort, doch habe ich jenes Land, wo ich ſo unglücklich wurde, nie mehr geſehen. Jedes Jahr erhielt ich ſeitdem tauſend Goldſtücke; aber wenn es mir auch Freude macht, jenen Unglücklichen edel zu wiſſen, ſo kann er mir doch den Kummer meiner Seele nicht abkaufen, denn ewig lebt in mir das grauenvolle Bild der ermordeten Bianca.

Zaleukos, der griechiſche Kaufmann, hatte ſeine Geſchichte geendigt. Mit großer Theilnahme hatten ihm die übrigen zugehört, beſonders der Fremde ſchien ſehr davon ergriffen zu ſeyn; er hatte einigemal tief geſeufzt, und Muley ſchien es ſogar, als habe er einmal Thränen in den Augen gehabt. Sie beſprachen ſich noch lange Zeit über dieſe Geſchichte.

„Und haßt Ihr den Unbekannten nicht, der Euch ſo ſchnöd um ein ſo edles Glied Eures Körpers, der ſelbſt Euer Leben in Gefahr brachte?" fragte der Fremde.

„Wohl gab es in früherer Zeit Stunden," antwortete der Grieche, „in denen mein Herz ihn vor Gott angeklagt, daß er dieſen Kummer über mich gebracht und mein Leben vergiftet habe; aber ich fand Troſt in dem Glauben meiner Väter, und dieſer befiehlt mir, meine Feinde zu lieben; auch iſt er wohl noch unglücklicher als ich."

„Ihr ſeyd ein edler Mann!" rief der Fremde und drückte gerührt dem Griechen die Hand.

Der Anführer der Wache unterbrach ſie aber in ihrem Geſpräch. Er trat mit beſorgter Miene in das Zelt und berichtete, daß man ſich nicht der Ruhe überlaſſen dürfe, denn hier ſey die Stelle, wo gewöhnlich die Karavanen angegriffen werden, auch glauben ſeine Wachen, in der Entfernung mehrere Reiter zu ſehen.

Die Kaufleute waren ſehr beſtürzt über dieſe Nachricht; Selim, der Fremde, aber wunderte ſich über ihre Beſtürzung und meinte, daß ſie ſo gut geſchützt wären, daß ſie einen Trupp räuberiſcher Araber nicht zu fürchten brauchen.

„Ja, Herr!" entgegnete ihm der Anführer der Wache, „wenn es nur ſolches Geſindel wäre, könnte man ſich ohne Sorge zur Ruhe legen, aber ſeit einiger Zeit zeigt ſich der furchtbare Orbaſan wieder, und da gilt es, auf ſeiner Hut zu ſeyn."

Der Fremde fragte, wer denn dieſer Orbaſan ſey, und Achmet, der alte Kaufmann, antwortete ihm: „Es gehen allerlei Sagen unter dem Volk über dieſen wunderbaren Mann. Die Einen halten ihn für ein *übermenſchliches Weſen*, weil er oft mit fünf bis ſechs

Männern zumal einen Kampf beſteht, Andere halten ihn für einen tapferen Franken, den das Unglück in dieſe Gegend verſchlagen habe; von allem aber iſt nur ſo viel gewiß, daß er ein verruchter Räuber und Dieb iſt."

„Das könnt Ihr aber doch nicht behaupten," entgegnete ihm Lezah, einer der Kaufleute. „Wenn er auch ein Räuber iſt, ſo iſt er doch ein edler Mann, und als ſolcher hat er ſich an meinem Bruder bewieſen, wie ich Euch erzählen könnte. Er hat ſeinen ganzen Stamm zu geordneten Menſchen gemacht, und ſo lange er die Wüſte durchſtreift, darf kein anderer Stamm es wagen, ſich ſehen zu laſſen. Auch raubt er nicht wie andere, ſondern er erhebt nur ein Schutzgeld von den Karavanen, und wer ihm dies willig bezahlt, der ziehet ungefährdet weiter, denn Orbaſan iſt der Herr der Wüſte."

Alſo ſprachen unter ſich die Reiſenden im Zelte; die Wachen aber, die um den Lagerplatz ausgeſtellt waren begannen unruhig zu werden. Ein ziemlich bedeutender Haufe bewaffneter Reiter zeigte ſich in der Entfernung einer halben Stunde; ſie ſchienen gerade auf das Lager zuzureiten. Einer der Männer von der Wache ging daher in das Zelt, um zu verkünden, daß ſie wahrſcheinlich angegriffen würden. Die Kaufleute beriethen ſich unter einander, was zu thun ſey, ob man ihnen entgegen gehen oder den Angriff abwarten ſolle. Achmet und die zwei ältern Kaufleute wollten das letztere, der feurige Muley aber und Zaleukos verlangten das erſtere und riefen den Fremden zu ihrem Beiſtand auf. Dieſer aber zog ruhig ein kleines blaues Tuch mit rothen Sternen aus ſeinem Gürtel hervor, band es an eine Lanze

und befahl einem der Sklaven, es auf das Zelt zu ſtecken; er ſetze ſein Leben zum Pfand, ſagte er, die Reiter werden, wenn ſie dieſes Zeichen ſehen, ruhig vorüber ziehen. Muley glaubte nicht an den Erfolg, der Sklave aber ſteckte die Lanze auf das Zelt. Inzwiſchen hatten alle, die im Lager waren, zu den Waffen gegriffen und ſahen in geſpannter Erwartung den Reitern entgegen. Doch dieſe ſchienen das Zeichen auf dem Zelte erblickt zu haben, ſie beugten plötzlich von ihrer Richtung auf das Lager ab und zogen in einem großen Bogen auf der Seite hin.

Verwundert ſtanden einige Augenblicke die Reiſenden und ſahen bald auf die Reiter, bald auf den Fremden. Dieſer ſtand ganz gleichgültig, wie wenn nichts vorgefallen wäre, vor dem Zelte und blickte über die Ebene hin. Endlich brach Muley das Stillſchweigen: „Wer biſt du, mächtiger Fremdling,“ rief er aus, „der du die wilden Horden der Wüſte durch einen Wink bezähmeſt?“ „Ihr ſchlagt meine Kunſt höher an als ſie iſt,“ antwortete Selim Baruch. „Ich habe mich mit dieſem Zeichen verſehen, als ich der Gefangenſchaft entfloh; was es zu bedeuten hat, weiß ich ſelbſt nicht, nur ſo viel weiß ich, daß, wer mit dieſem Zeichen reiſet, unter mächtigem Schutze ſteht.“

Die Kaufleute dankten dem Fremden und nannten ihn ihren Erretter. Wirklich war auch die Anzahl der Reiter ſo groß geweſen, daß wohl die Karavane nicht lange hätte Widerſtand leiſten können.

Mit leichterem Herzen begab man ſich jetzt zur Ruhe, und *als die* Sonne zu ſinken begann und der

Abendwind über die Sandebene hinſtrich, brachen ſie auf und zogen weiter.

Am nächſten Tage lagerten ſie ungefähr nur noch eine Tagreiſe von dem Ausgang der Wüſte entfernt. Als ſich die Reiſenden wieder in dem großen Zelt verſammelt hatten, nahm Lezah, der Kaufmann, das Wort:

„Ich habe euch geſtern geſagt, daß der gefürchtete Orbaſan ein edler Mann ſey; erlaubt mir, daß ich es Euch heute durch die Erzählung der Schickſale meines Bruders beweiſe. — Mein Vater war Kadi in Acara. Er hatte drei Kinder. Ich war der älteſte, ein Bruder und eine Schweſter waren bei weitem jünger als ich. Als ich zwanzig Jahre alt war, rief mich ein Bruder meines Vaters zu ſich. Er ſetzte mich zum Erben ſeiner Güter ein, mit der Bedingung, daß ich bis zu ſeinem Tode bei ihm bleibe. Aber er erreichte ein hohes Alter, ſo daß ich erſt vor zwei Jahren in meine Heimath zurückkehrte und nichts davon wußte, welch ſchreckliches Schickſal indeß mein Haus betroffen und wie gütig Allah es gewendet hatte.“

Die Errettung Fatme's

Mein Bruder Muſtapha und meine Schweſter Fatme waren beinahe in gleichem Alter; jener hatte höchſtens zwei Jahre voraus. Sie liebten einander innig und trugen vereint alles bei, was unſerem kränklichen Vater die Laſt ſeines Alters erleichtern konnte. An Fatme's ſechzehntem Geburtstage veranſtaltete der Bruder ein Feſt. Er ließ alle ihre Geſpielinnen einladen, ſetzte ihnen in dem Garten des Vaters ausgeſuchte

Speiſen vor, und als es Abend wurde, lud er ſie ein, auf einer Barke, die er gemiethet und feſtlich geſchmückt hatte, ein wenig hinaus in die See zu fahren. Fatme und ihre Geſpielinnen willigten mit Freuden ein, denn der Abend war ſchön, und die Stadt gewährte beſonders Abends, von dem Meere aus betrachtet, einen herrlichen Anblick. Den Mädchen aber gefiel es ſo gut auf der Barke, daß ſie meinen Bruder bewogen, immer weiter in die See hinaus zu fahren; Muſtapha gab aber ungern nach, weil ſich vor einigen Tagen ein Korſar hatte ſehen laſſen. Nicht weit von der Stadt zieht ſich ein Vorgebirge in das Meer; dorthin wollten noch die Mädchen, um von da die Sonne in das Meer ſinken zu ſehen. Als ſie um das Vorgebirg herum ruderten, ſahen ſie in geringer Entfernung eine Barke, die mit Bewaffneten beſetzt war. Nichts Gutes ahnend, befahl mein Bruder den Ruderern, ſein Schiff zu drehen und dem Lande zuzurudern. Wirklich ſchien ſich auch ſeine Beſorgniß zu beſtätigen, denn jene Barke kam der meines Bruders ſchnell nach, überholte ſie, da ſie mehr Ruder hatte, und hielt ſich immer zwiſchen dem Land und unſerer Barke. Die Mädchen aber, als ſie die Gefahr erkannten, in der ſie ſchwebten, ſprangen auf und ſchrien und klagten; umſonſt ſuchte ſie Muſtapha zu beruhigen, umſonſt ſtellte er ihnen vor, ruhig zu bleiben, weil ſie durch ihr Hin- und Herrennen die Barke in Gefahr brächten, umzuſchlagen; es half nichts, und da ſie ſich endlich bei Annäherung des andern Bootes alle auf die hintere Seite der Barke ſtürzten, ſchlug dieſe um. Indeſſen aber hatte man vom Land aus die Bewegungen

des fremden Bootes beobachtet, und da man ſchon ſeit einiger Zeit Beſorgniſſe wegen Korſaren hegte, hatte dieſes Boot Verdacht erregt, und mehrere Barken ſtießen vom Lande, um der unſrigen beizuſtehen. Aber ſie kamen nur noch zu rechter Zeit, um die Unterſinkenden aufzunehmen. In der Verwirrung war das feindliche Boot entwiſcht, auf den beiden Barken aber, welche die Geretteten aufgenommen hatten, war man ungewiß, ob alle gerettet ſeyen; man näherte ſich gegenſeitig, und ach! es fand ſich, daß meine Schweſter und eine ihrer Geſpielinnen fehlte, zugleich entdeckte man aber einen Fremden in einer der Barken, den niemand kannte. Auf die Drohungen Muſtapha's geſtand er, daß er zu dem feindlichen Schiff, das zwei Meilen oſtwärts vor Anker liege, gehöre, und daß ihn ſeine Gefährten auf ihrer eiligen Flucht im Stich gelaſſen haben, indem er im Begriff geweſen ſey, die Mädchen auffiſchen zu helfen; auch ſagte er aus, daß er geſehen habe, wie man zwei derſelben in das Schiff gezogen.

Der Schmerz meines alten Vaters war grenzenlos, aber auch Muſtapha war bis zum Tod betrübt; denn nicht nur daß ſeine geliebte Schweſter verloren war, und daß er ſich anklagte, an ihrem Unglück ſchuld zu ſeyn, — jene Freundin Fatme's, die ihr Unglück theilte, war von ihren Eltern ihm zur Gattin zugeſagt geweſen, und nur unſerem Vater hatte er es noch nicht zu geſtehen gewagt, weil ihre Eltern arm und von geringer Abkunft waren. Mein Vater aber war ein ſtrenger Mann; als ſein Schmerz ſich ein wenig gelegt hatte, ließ er Muſtapha vor ſich kommen und

ſprach zu ihm: „Deine Thorheit hat mir den Troſt meines Alters und die Freude meiner Augen geraubt. Geh hin, ich verbanne dich auf ewig von meinem Angeſicht, ich fluche dir und deinen Nachkommen, und nur wenn du mir Fatme wiederbringſt, ſoll dein Haupt rein ſeyn von dem Fluche des Vaters.“

Dies hatte mein armer Bruder nicht erwartet; ſchon vorher hatte er ſich entſchloſſen gehabt, ſeine Schweſter und ihre Freundin aufzuſuchen, und wollte ſich nur noch den Segen des Vaters erbitten, und jetzt ſchickte er ihn mit dem Fluch beladen in die Welt. Aber hatte ihn jener Jammer vorher gebeugt, ſo ſtählte jetzt die Fülle des Unglücks, das er nicht verdient hatte, ſeinen Muth.

Er ging zu dem gefangenen Seeräuber und befragte ihn, wohin die Fahrt ſeines Schiffes ginge, und erfuhr, daß ſie Sklavenhandel treiben und gewöhnlich in Balſora großen Markt hielten.

Als er wieder nach Hauſe kam, um ſich zur Reiſe anzuſchicken, ſchien ſich der Zorn des Vaters ein wenig gelegt zu haben, denn er ſandte ihm einen Beutel mit Gold zur Unterſtützung auf der Reiſe. Muſtapha aber nahm weinend von den Eltern Zoraidens, ſo hieß ſeine geraubte Braut, Abſchied, und machte ſich auf den Weg nach Balſora.

Muſtapha machte die Reiſe zu Land, weil von unſerer kleinen Stadt aus nicht gerade ein Schiff nach Balſora ging. Er mußte daher ſehr ſtarke Tagreiſen machen, um nicht zu lange nach den Seeräubern nach Balſora zu kommen; doch da er ein gutes Roß und kein Gepäck hatte, konnte er hoffen, dieſe Stadt am

Ende des ſechsten Tages zu erreichen. Aber am Abend des vierten Tages, als er ganz allein ſeines Weges ritt, fielen ihn plötzlich drei Männer an. Da er merkte, daß ſie gut bewaffnet und ſtark ſeyen, und daß es mehr auf ſein Geld und ſein Roß, als auf ſein Leben abgeſehen war, ſo rief er ihnen zu, daß er ſich ihnen ergeben wolle. Sie ſtiegen von ihren Pferden ab, und banden ihm die Füße unter dem Bauch ſeines Thieres zuſammen, ihn ſelbſt aber nahmen ſie in die Mitte und trabten, indem einer den Zügel ſeines Pferdes ergriff, ſchnell mit ihm davon, ohne jedoch ein Wort zu ſprechen.

Muſtapha gab ſich einer dumpfen Verzweiflung hin, der Fluch ſeines Vaters ſchien ſchon jetzt an dem Unglücklichen in Erfüllung zu gehen, und wie konnte er hoffen, ſeine Schweſter und Zoraiden zu retten, wenn er, aller Mittel beraubt, nur ſein ärmliches Leben zu ihrer Befreiung aufwenden konnte. Muſtapha und ſeine ſtummen Begleiter mochten wohl eine Stunde geritten ſeyn, als ſie in ein kleines Seitenthal einbogen. Das Thälchen war von hohen Bäumen eingefaßt, ein weicher dunkelgrüner Raſen, ein Bach, der ſchnell durch ſeine Mitte hinrollte, luden zur Ruhe ein. Wirklich ſah er auch fünfzehn bis zwanzig Zelte dort aufgeſchlagen; an den Pflöcken der Zelte waren Kameele und ſchöne Pferde angebunden, aus einem der Zelte hervor tönte die luſtige Weiſe einer Cither und zweier ſchöner Männerſtimmen. Meinem Bruder ſchien es, als ob Leute, die ein ſo fröhliches Lagerplätzchen ſich erwählt hatten, nichts Böſes gegen ihn im Sinn haben könnten, und er folgte alſo

ohne Bangigkeit dem Ruf ſeiner Führer, die, als ſie ſeine Bande gelöst hatten, ihm winkten, abzuſteigen. Man führte ihn in ein Zelt, das größer als die übrigen und im Innern hübſch, faſt zierlich aufgeputzt war. Prächtige goldgeſtickte Polſter, gewirkte Fußteppiche, übergoldete Rauchpfannen hätten anderswo Reichthum und Wohlleben verrathen, hier ſchienen ſie nur kühner Raub. Auf einem der Polſter ſaß ein alter kleiner Mann; ſein Geſicht war häßlich, ſeine Haut ſchwarzbraun und glänzend und ein widriger Zug von tückiſcher Schlauheit um Augen und Mund machten ſeinen Anblick verhaßt. Obgleich ſich dieſer Mann einiges Anſehen zu geben ſuchte, ſo merkte doch Muſtapha bald, daß nicht für ihn das Zelt ſo reich geſchmückt ſey, und die Unterredung ſeiner Führer ſchien ſeine Bemerkung zu beſtätigen. „Wo iſt der Starke?“ fragten ſie den Kleinen. „Er iſt auf der kleinen Jagd,“ antwortete jener, „aber er hat mir aufgetragen, ſeine Stelle zu verſehen.“ „Das hat er nicht geſcheut gemacht,“ entgegnete einer der Räuber, „denn es muß ſich bald entſcheiden, ob dieſer Hund ſterben oder zahlen ſoll, und das weiß der Starke beſſer als du.“

Der kleine Mann erhob ſich im Gefühl ſeiner Würde, ſtreckte ſich lang aus, um mit der Spitze ſeiner Hand das Ohr ſeines Gegners zu erreichen, denn er ſchien Luſt zu haben, ſich durch einen Schlag zu rächen; als er aber ſah, daß ſeine Bemühung fruchtlos ſey, fing er an zu ſchimpfen (und wahrlich! die andern blieben ihm nichts ſchuldig), daß das Zelt von ihrem Streit erdröhnte. *Da that ſich* auf einmal die Thüre des Zeltes

auf, und herein trat ein hoher ſtattlicher Mann, jung und ſchön wie ein Perſerprinz; ſeine Kleidung und ſeine Waffen waren, außer einem reichbeſetzten Dolch und einem glänzenden Säbel, gering und einfach, aber ſein ernſtes Auge, ſein ganzer Anſtand gebot Achtung, ohne Furcht einzuflößen.

„Wer iſts, der es wagt, in meinem Zelte Streit zu beginnen?“ rief er den Erſchrockenen zu. Eine Zeit lang herrſchte tiefe Stille, endlich erzählte einer von denen, die Muſtapha hergebracht hatten, wie es gegangen ſey. Da ſchien ſich das Geſicht „des Starken,“ wie ſie ihn nannten, vor Zorn zu röthen. „Wann hätte ich dich je an meine Stelle geſetzt, Haſſan?“ ſchrie er mit furchtbarer Stimme dem Kleinen zu. Dieſer zog ſich vor Furcht in ſich ſelbſt zuſammen, daß er noch viel kleiner ausſah als zuvor, und ſchlich ſich der Zelthüre zu. Ein hinlänglicher Tritt des Starken machte, daß er in einem großen ſonderbaren Sprung zur Zelthüre hinaus flog.

Als der Kleine verſchwunden war, führten die drei Männer Muſtapha vor den Herrn des Zeltes, der ſich indeß auf die Polſter gelegt hatte. „Hier bringen wir den, welchen du uns zu fangen befohlen haſt.“ Jener blickte den Gefangenen lange an und ſprach ſodann: „Baſſa von Sulieika! dein eigenes Gewiſſen wird dir ſagen, warum du vor Orbaſan ſtehſt?“ Als mein Bruder dies hörte, warf er ſich nieder vor jenem und antwortete: „O Herr! du ſcheinſt im Irrthum zu ſeyn, ich bin ein armer Unglücklicher, aber nicht der Baſſa, den du ſuchſt!“ Alle im Zelt waren über dieſe Rede

rſtaunt. Der Herr des Zeltes aber ſprach: „Es kann
ir wenig helfen, dich zu verſtellen, denn ich will dir
eute vorführen, die dich wohl kennen.“ Er befahl,
uleima vorzuführen. Man brachte ein altes Weib in
as Zelt, das auf die Frage, ob ſie in meinem Bruder
icht den Baſſa von Sulieika erkenne, antwortete: „ja
ohl! und ich ſchwöre es beim Grab des Propheten,
s iſt der Baſſa und kein anderer.“ „Siehſt du, Erbärm-
cher! wie deine Liſt zu Waſſer geworden iſt?“ begann
irnend der Starke; „du biſt mir zu elend, als daß ich
einen guten Dolch mit deinem Blut beſudeln ſollte,
ber an den Schweif meines Roſſes will ich dich binden,
orgen wenn die Sonne aufgeht, und durch die Wälder
it dir jagen, bis ſie ſcheidet hinter die Hügel von Su-
eika!“ Da ſank meinem armen Bruder der Muth;
as iſt der Fluch meines harten Vaters, der mich zum
hmachvollen Tode treibt!“ rief er weinend, „und auch
u biſt verloren, ſüße Schweſter, auch du, Zoraide!“
Deine Verſtellung hilft dir nichts,“ ſprach einer der
äuber, indem er ihm die Hände auf den Rücken band,
mach' daß du aus dem Zelte kommſt, denn der Starke
ißt ſich in die Lippen und blickt nach ſeinem Dolch.
Wenn du noch eine Nacht leben willſt, ſo komm.“

Als die Räuber gerade meinen Bruder aus dem
elt führen wollten, begegneten ſie drei andern, die
nen Gefangenen vor ſich hintrieben. Sie traten mit
m ein. „Hier bringen wir den Baſſa, wie du uns
fohlen haſt,“ ſprachen ſie und führten den Gefangenen
r das Polſter des Starken. Als der Gefangene dort
n geführt wurde, hatte mein Bruder Gelegenheit, ihn

zu betrachten, und ihm ſelbſt fiel die Aehnlichkeit auf, die dieſer Mann mit ihm hatte, nur war er dunkler im Geſicht und hatte einen ſchwärzeren Bart. Der Starke ſchien ſehr erſtaunt über die Erſcheinung des zweiten Gefangenen; „wer von Euch iſt denn der Rechte?“ ſprach er, indem er bald meinen Bruder, bald den anderen Mann anſah. „Wenn du den Baſſa von Sulieika meinſt,“ antwortete im ſtolzen Ton der Gefangene, „der bin ich!“ Der Starke ſah ihn lange mit ſeinem ernſten furchtbaren Blick an, dann winkte er ſchweigend, den Baſſa wegzuführen. Als dies geſchehen war, ging er auf meinen Bruder zu, zerſchnitt ſeine Bande mit dem Dolch und winkte ihm, ſich zu ihm aufs Polſter zu ſetzen. „Es thut mir leid, Fremdling,“ ſagte er, „daß ich dich für jenes Ungeheuer hielt; ſchreibe es aber einer ſonderbaren Fügung des Himmels zu, die dich gerade in der Stunde, welche dem Untergang jenes Verruchten geweiht war, in die Hände meiner Brüder führte.“ Mein Bruder bat ihn um die einzige Gunſt, ihn gleich wieder weiter reiſen zu laſſen, weil jeder Aufſchub ihm verderblich werden könne. Der Starke erkundigte ſich nach ſeinen eiligen Geſchäften, und als ihm Muſtapha alles erzählt hatte, überredete ihn jener, dieſe Nacht in ſeinem Zelt zu bleiben, er und ſein Roß werden der Ruhe bedürfen; den folgenden Tag aber wolle er ihm einen Weg zeigen, der ihn in anderthalb Tagen nach Balſora bringe. Mein Bruder ſchlug ein, wurde trefflich bewirthet und ſchlief ſanft bis zum Morgen in dem Zelt des Räubers.

Als er aufgewacht war, ſah er ſich ganz allein im Zelt, vor dem Vorhang des Zeltes aber hörte er mehrere

Stimmen zuſammen ſprechen, die dem Herrn des Zeltes und dem kleinen ſchwarzbraunen Mann anzugehören ſchienen. Er lauſchte ein wenig und hörte zu ſeinem Schrecken, daß der Kleine dringend den andern aufforderte, den Fremden zu tödten, weil er, wenn er frei gelaſſen würde, ſie alle verrathen könnte.

Muſtapha merkte gleich, daß der Kleine ihm gram ſey, weil er Urſache war, daß er geſtern ſo übel behandelt worden; der Starke ſchien ſich einige Augenblicke zu beſinnen. „Nein,“ ſprach er, „er iſt mein Gaſtfreund, und das Gaſtrecht iſt mir heilig, auch ſieht er mir nicht aus, als ob er uns verrathen wollte.“

Als er ſo geſprochen, ſchlug er den Vorhang zurück und trat ein. „Friede ſey mit dir, Muſtapha,“ ſprach er, „laß uns den Morgentrunk koſten und rüſte dich dann zum Aufbruch.“ Er reichte meinem Bruder einen Becher Sorbet, und als ſie getrunken hatten, zäumten ſie die Pferde auf, und wahrlich! mit leichterem Herzen, als er gekommen war, ſchwang ſich Muſtapha aufs Pferd. Sie hatten bald die Zelte im Rücken und ſchlugen dann einen breiten Pfad ein, der in den Wald führte. Der Starke erzählte meinem Bruder, daß jener Baſſa, den ſie auf der Jagd gefangen hätten, ihnen verſprochen habe, ſie ungefährdet in ſeinem Gebiet zu dulden; vor einigen Wochen aber habe er einen ihrer tapferſten Männer aufgefangen und nach den ſchrecklichſten Martern aufhängen laſſen. Er habe ihm nun lange auflauern laſſen, und heute noch müſſe er ſterben. Muſtapha wagte es nicht, etwas dagegen einzuwenden, denn er war froh, ſelbſt mit heiler Haut davon gekommen zu ſeyn.

Am Ausgang des Waldes hielt der Starke ſein Pferd an, beſchrieb meinem Bruder den Weg, bot ihm die Hand zum Abſchied und ſprach: „Muſtapha, du biſt auf ſonderbare Weiſe der Gaſtfreund des Räubers Orbaſan geworden, ich will dich nicht auffordern, nicht zu verrathen, was du gehört und geſehen haſt. Du haſt ungerechter Weiſe Todesangſt ausgeſtanden, und ich bin dir Vergütung ſchuldig. Nimm dieſen Dolch als Andenken, und ſo du Hülfe brauchſt, ſo ſende ihn mir zu, und ich will eilen, dir beizuſtehen. Dieſen Beutel aber kannſt du vielleicht zu deiner Reiſe brauchen.“ Mein Bruder dankte ihm für ſeinen Edelmuth, er nahm den Dolch, den Beutel aber ſchlug er aus. Doch Orbaſan drückte ihm noch einmal die Hand, ließ den Beutel auf die Erde fallen und ſprengte mit Sturmeseile in den Wald. Als Muſtapha ſah, daß er ihn doch nicht mehr werde einholen können, ſtieg er ab, um den Beutel aufzuheben, und erſchrack über die Größe von ſeines Gaſtfreundes Großmuth, denn der Beutel enthielt eine Menge Goldes. Er dankte Allah für ſeine Rettung, empfahl ihm den edeln Räuber in ſeine Gnade und zog dann heiteren Muthes weiter auf ſeinem Wege nach Balſora.

Lezah ſchwieg und ſah Achmet, den alten Kaufmann, fragend an. „Nein, wenn es ſo iſt,“ ſprach dieſer, „ſo verbeſſere ich gern mein Urtheil von Orbaſan, denn wahrlich an deinem Bruder hat er ſchön gehandelt.“

„Er hat gethan wie ein braver Muſelmann!“ rief Muley, „aber ich hoffe, du haſt deine Geſchichte damit nicht geſchloſſen, denn wie mich bedünkt, ſind wir alle

begierig, weiter zu hören, wie es deinem Bruder erging und ob er Fatme, deine Schweſter, und die ſchöne Zoraïde befreit hat.“

„Wenn ich euch nicht damit langweile, erzähle ich gerne weiter,“ entgegnete Lezah, „denn die Geſchichte meines Bruders iſt allerdings abenteuerlich und wundervoll.“

Am Mittag des ſiebenten Tages nach ſeiner Abreiſe zog Muſtapha in die Thore von Balſora ein. Sobald er in einer Karavanſerai abgeſtiegen war, fragte er, wann der Sklavenmarkt, der alljährlich hier gehalten werde, anfange. Aber er erhielt die Schreckensantwort, daß er zwei Tage zu ſpät komme. Man bedauerte ſeine Verſpätung und erzählte ihm, daß er viel verloren habe, denn noch an dem letzten Tage des Marktes ſeyen zwei Sklavinnen angekommen, von ſo hoher Schönheit, daß ſie die Augen aller Käufer auf ſich gezogen hätten. Man habe ſich ordentlich um ſie geriſſen und geſchlagen, und ſie ſeyen freilich auch zu einem hohen Preis verkauft worden, daß ihn nur ihr jetziger Herr nicht habe ſcheuen können. Er erkundigte ſich näher nach dieſen beiden, und es blieb ihm kein Zweifel, daß es die Unglücklichen ſeyen, die er ſuche. Auch erfuhr er, daß der Mann, der ſie beide gekauft habe, vierzig Stunden von Balſora wohne und Thiuli-Kos heiße, ein vornehmer, reicher, aber ſchon ältlicher Mann, der früher Kapudan-Baſſa des Großherrn geweſen, jetzt aber ſich mit ſeinen geſammelten Reichthümern zur Ruhe geſetzt habe.

Muſtapha wollte zu Anfang ſich gleich wieder zu Pferd ſetzen, um dem Thiuli-Kos, der kaum einen Tag Vorſprung haben konnte, nachzueilen. Als er aber

bedachte, daß er als einzelner Mann dem mächtigen Reisenden doch nichts anhaben, noch weniger seine Beute ihm abjagen konnte, sann er auf einen andern Plan, und hatte ihn auch bald gefunden. Die Verwechslung mit dem Bassa von Sulieika, die ihm beinahe so gefährlich geworden wäre, brachte ihn auf den Gedanken, unter diesem Namen in das Haus des Thiuli-Kos zu gehen und so einen Versuch zur Rettung der beiden unglücklichen Mädchen zu wagen. Er miethete daher einige Diener und Pferde, wobei ihm Orbasans Geld trefflich zu Statten kam, schaffte sich und seinen Dienern prächtige Kleider an und machte sich auf den Weg nach dem Schlosse Thiuli's. Nach fünf Tagen war er in die Nähe dieses Schlosses gekommen. Es lag in einer schönen Ebene und war rings von hohen Mauern umschlossen, die nur ganz wenig von den Gebäuden überragt wurden. Als Mustapha dort angekommen war, färbte er Haar und Bart schwarz, sein Gesicht aber bestrich er mit dem Saft einer Pflanze, die ihm eine bräunliche Farbe gab, ganz wie sie jener Bassa gehabt hatte. Er schickte hierauf einen seiner Diener in das Schloß und ließ, im Namen des Bassa von Sulieika, um ein Nachtlager bitten. Der Diener kam bald wieder, und mit ihm vier schön gekleidete Sklaven, die Mustapha's Pferd am Zügel nahmen und in den Schloßhof führten. Dort halfen sie ihm selbst vom Pferd, und vier andere geleiteten ihn eine breite Marmortreppe hinauf zu Thiuli.

Dieser, ein alter lustiger Geselle, empfing meinen Bruder ehrerbietig und ließ ihm das Beste, was sein

Koch zubereiten konnte, aufſetzen. Nach Tiſch brachte Muſtapha das Geſpräch nach und nach auf die neuen Sklavinnen, und Thiuli rühmte ihre Schönheit und beklagte nur, daß ſie immer ſo traurig ſeyen, doch er glaubte, dieſes würde ſich bald geben. Mein Bruder war ſehr vergnügt über dieſen Empfang und legte ſich mit den ſchönſten Hoffnungen zur Ruhe nieder.

Er mochte ungefähr eine Stunde geſchlafen haben, da weckte ihn der Schein einer Lampe, der blendend auf ſein Auge fiel. Als er ſich aufrichtete, glaubte er noch zu träumen, denn vor ihm ſtand jener kleine ſchwarzbraune Kerl aus Orbaſans Zelt, eine Lampe in der Hand, ſein breites Maul zu einem widrigen Lächeln verzogen. Muſtapha zwickte ſich in den Arm, zupfte ſich an der Naſe, um ſich zu überzeugen, ob er denn wache; aber die Erſcheinung blieb wie zuvor. „Was willſt du an meinem Bette?“ rief Muſtapha, als er ſich von ſeinem Erſtaunen erholt hatte. „Bemühet Euch doch nicht ſo, Herr!“ ſprach der Kleine, „ich habe wohl errathen, weßwegen Ihr hieher kommt. Auch war mir Euer werthes Geſicht noch wohl erinnerlich; doch wahrlich, wenn ich nicht den Baſſa mit eigener Hand hätte erhängen helfen, ſo hättet Ihr mich vielleicht getäuſcht. Jetzt aber bin ich da, um eine Frage zu machen.“

„Vor allem ſage, wie du hieher kommſt,“ entgegnete ihm Muſtapha voll Wuth, daß er verrathen war. „Das will ich Euch ſagen,“ antwortete jener; ich konnte mich mit dem Starken nicht länger vertragen, deßwegen floh ich; aber du, Muſtapha, warſt eigentlich die Urſache unſeres Streites, und dafür mußt du mir deine

Schweſter zur Frau geben und ich will Euch zur Flucht behülflich ſeyn; gibſt du ſie nicht, ſo gehe ich zu meinem neuen Herrn und erzähle ihm etwas von dem neuen Baſſa."

Muſtapha war vor Schrecken und Wuth außer ſich: jetzt, wo er ſich am ſicheren Ziel ſeiner Wünſche glaubte, ſollte dieſer Elende kommen und ſie vereiteln; es war nur ein Mittel, das ſeinen Plan retten konnte, er mußte das kleine Ungethüm tödten; mit einem Sprung fuhr er daher aus dem Bett auf den Kleinen zu, doch dieſer, der etwas ſolches geahnet haben mochte, ließ die Lampe fallen, daß ſie verlöſchte, und entſprang im Dunkeln, indem er mörderiſch um Hülfe ſchrie.

Jetzt war guter Rath theuer; die Mädchen mußte er für den Augenblick aufgeben und nur auf die eigene Rettung denken; daher ging er an das Fenſter, um zu ſehen, ob er nicht entſpringen könne. Es war eine ziemliche Tiefe bis zum Boden, und auf der andern Seite ſtand eine hohe Mauer, die zu überſteigen war. Sinnend ſtand er an dem Fenſter, da hörte er viele Stimmen ſich ſeinem Zimmer nähern; ſchon waren ſie an der Thüre, da faßte er verzweiflungsvoll ſeinen Dolch und ſeine Kleider und ſchwang ſich zum Fenſter hinaus. Der Fall war hart, aber er fühlte, daß er kein Glied gebrochen hatte; drum ſprang er auf und lief der Mauer zu, die den Hof umſchloß, ſtieg, zum Erſtaunen ſeiner Verfolger, hinauf und befand ſich bald im Freien. Er floh, bis er an einen kleinen Wald kam, wo er ſich erſchöpft niederwarf. Hier überlegte er, was zu thun ſey. Seine Pferde und ſeine Diener hatte er müſſen im

Stiche laſſen, aber ſein Geld, das er in dem Gürtel trug, hatte er gerettet. Sein erfinderiſcher Kopf zeigte ihm bald einen andern Weg zur Rettung. Er ging in dem Wald weiter, bis er an ein Dorf kam, wo er um geringen Preis ein Pferd kaufte, das ihn in Kurzem in eine Stadt trug. Dort forſchte er nach einem Arzt, und man rieth ihm einen alten erfahrenen Mann. Dieſen bewog er durch einige Goldſtücke, daß er ihm eine Arznei mittheilte, die einen todtähnlichen Schlaf herbeiführte, der durch ein anderes Mittel augenblicklich wieder gehoben werden konnte. Als er im Beſitz dieſes Mittels war, kaufte er ſich einen langen falſchen Bart, einen ſchwarzen Talar und allerlei Büchſen und Kolben, ſo daß er füglich einen reiſenden Arzt vorſtellen konnte, lud ſeine Sachen auf einen Eſel und reiste in das Schloß des Thiuli-Kos zurück. Er durfte gewiß ſeyn, diesmal nicht erkannt zu werden, denn der Bart entſtellte ihn ſo, daß er ſich ſelbſt kaum mehr kannte. Bei Thiuli angekommen, ließ er ſich als den Arzt Chakamankabudibaba anmelden, und, wie er es gedacht hatte, geſchah es: der prachtvolle Namen empfahl ihn bei dem alten Narren ungemein, ſo daß er ihn gleich zur Tafel einlud. Chakamankabudibaba erſchien vor Thiuli, und als ſie ſich kaum eine Stunde beſprochen hatten, beſchloß der Alte, alle ſeine Sklavinnen der Kur des weiſen Arztes zu unterwerfen. Dieſer konnte ſeine Freude kaum verbergen, daß er jetzt ſeine geliebte Schweſter wieder ſehen ſolle, und folgte mit klopfendem Herzen Thiuli, der ihn ins Serail führte. Sie waren in ein Zimmer gekommen, das ſchön ausgeſchmückt war, worin ſich aber

niemand befand. „Chambaba oder wie du heißt, lieber Arzt, sprach Thiuli-Kos, betrachte einmal jenes Loch dort in der Mauer, dort wird jede meiner Sklavinnen einen Arm herausstrecken, und du kannst dann untersuchen, ob der Puls krank oder gesund ist.“ Mustapha mochte einwenden, was er wollte, zu sehen bekam er sie nicht; doch willigte Thiuli ein, daß er ihm allemal sagen wolle, wie sie sich sonst gewöhnlich befänden. Thiuli zog nun einen langen Zettel aus dem Gürtel und begann mit lauter Stimme seine Sklavinnen einzeln beim Namen zu rufen, worauf allemal eine Hand aus der Mauer kam und der Arzt den Puls untersuchte. Sechs waren schon abgelesen und sämmtlich für gesund erklärt, da las Thiuli als die siebente „Fatme“ ab, und eine kleine weiße Hand schlüpfte aus der Mauer. Zitternd vor Freude ergreift Mustapha diese Hand und erklärte sie mit wichtiger Miene für bedeutend krank. Thiuli ward sehr besorgt, und befahl seinem weisen Chakamankabudibaba, schnell eine Arznei für sie zu bereiten. Der Arzt ging hinaus, schrieb auf einen kleinen Zettel: „Fatme! ich will dich retten, wenn du dich entschließen kannst, eine Arznei zu nehmen, die dich auf zwei Tage todt macht; doch ich besitze das Mittel, dich wieder zum Leben zu bringen. Willst du, so sage nur, dieser Trank habe nicht geholfen, und es soll mir ein Zeichen seyn, daß du einwilligst.“

Bald kam er in das Zimmer zurück, wo Thiuli seiner harrte. Er brachte ein unschädliches Tränklein mit, fühlte der kranken Fatme noch einmal den Puls,

und ſchob ihr zugleich den Zettel unter ihr Armband, das Tränklein aber reichte er ihr durch die Oeffnung in der Mauer. Thiuli ſchien in großen Sorgen wegen Fatmen zu ſeyn und ſchob die Unterſuchung der übrigen bis auf eine gelegenere Zeit auf. Als er mit Muſtapha das Zimmer verlaſſen hatte, ſprach er in traurigem Ton: „Chadibaba, ſage aufrichtig, was hälſt du von Fatme's Krankheit?“ Chakamankabudibaba antwortete mit einem tiefen Seufzer: „Ach Herr! möge der Prophet dir Troſt verleihen, ſie hat ein ſchleichendes Fieber, das ihr wohl den Garaus machen kann.“ Da entbrannte der Zorn Thiuli's: „was ſagſt du, verfluchter Hund von einem Arzt? Sie, um die ich zweitauſend Goldſtücke gab, ſoll mir ſterben wie eine Kuh? Wiſſe, wenn du ſie nicht retteſt, ſo haue ich dir den Kopf ab!“ Da merkte mein Bruder, daß er einen dummen Streich gemacht habe, und gab Thiuli wieder Hoffnung. Als ſie noch ſo ſprachen, kam ein ſchwarzer Sklave aus dem Serail, dem Arzt zu ſagen, daß das Tränklein nicht geholfen habe. Biete deine ganze Kunſt auf Chakamdababelba, oder wie du dich ſchreibſt, ich zahle dir, was du willſt!“ ſchrie Thiuli-Kos, faſt heulend vor Angſt, ſo vieles Gold zu verlieren. „Ich will ihr ein Säftlein geben, das ſie von aller Noth befreit,“ antwortete der Arzt. „Ja, ja, gib ihr ein Säftlein,“ ſchluchzte der alte Thiuli. Frohen Muthes ging Muſtapha, ſeinen Schlaftrunk zu holen, und als er ihn dem ſchwarzen Sklaven gegeben und gezeigt hatte, wie viel man auf einmal nehmen müſſe, ging er zu Thiuli und ſagte, er müſſe noch *einige heilſame* Kräuter am See holen, und

eilte zum Thor hinaus. An dem See, der nicht weit von dem Schloß entfernt war, zog er seine falschen Kleider aus und warf sie ins Wasser, daß sie lustig umherschwammen, er selbst aber verbarg sich im Gesträuch, wartete die Nacht ab und schlich sich dann in den Begräbnißplatz an dem Schlosse Thiuli's.

Als Mustapha kaum eine Stunde lang aus dem Schloß abwesend seyn mochte, brachte man Thiuli die Nachricht, das seine Sklavin Fatme im Sterben liege. Er schickte hinaus an den See, um schnell den Arzt zu holen, aber bald kehrten seine Boten allein zurück und erzählten ihm, daß der arme Arzt ins Wasser gefallen und ertrunken sey, seinen schwarzen Talar sehe man im See schwimmen, und hie und da gucke auch sein stattlicher Bart aus den Wellen hervor. Als Thiuli keine Rettung mehr sah, verwünschte er sich und die ganze Welt, raufte sich den Bart aus und rannte mit dem Kopf gegen die Mauer. Aber alles dieses konnte nichts helfen, denn Fatme gab unter den Händen der übrigen Weiber den Geist auf. Als Thiuli die Nachricht ihres Todes hörte, befahl er, schnell einen Sarg zu machen, denn er konnte keinen Todten im Hause leiden, und ließ den Leichnam in das Begräbnißhaus tragen. Die Träger brachten den Sarg dorthin, setzten ihn schnell nieder und entflohen, denn sie hatten unter den übrigen Särgen stöhnen und seufzen gehört.

Mustapha, der sich hinter den Särgen verborgen und von dort aus die Träger des Sarges in die Flucht gejagt hatte, kam hervor und zündete eine Lampe an, die er zu diesem Zweck mitgebracht hatte. Dann zog er

ein Glas hervor, das die erweckende Arznei enthielt, und hob dann den Deckel von Fatme's Sarg. Aber welches Entsetzen befiel ihn, als sich ihm beim Scheine der Lampe ganz fremde Züge zeigten! Weder meine Schwester noch Zoraide, sondern eine ganz andere lag in dem Sarg. Er brauchte lange, um sich von dem neuen Schlag des Schicksals zu fassen; endlich überwog doch Mitleid seinen Zorn. Er öffnete sein Glas und flößte ihr die Arznei ein. Sie athmete, sie schlug die Augen auf und schien sich lange zu besinnen, wo sie sey. Endlich erinnerte sie sich des Vorgefallenen, sie stand auf aus dem Sarg und stürzte zu Mustapha's Füßen. „Wie kann ich dir danken, gütiges Wesen?" rief sie aus, „daß du mich aus meiner schrecklichen Gefangenschaft befreitest!" Mustapha unterbrach ihre Danksagungen mit der Frage: wie es denn geschehen sey, daß sie und nicht Fatme, seine Schwester, gerettet worden sey? Jene sah ihn staunend an; „jetzt wird mir meine Rettung erst klar, die mir vorher unbegreiflich war," antwortete sie; „wisse, man hieß mich in jenem Schlosse Fatme, und mir hast du deinen Zettel und den Rettungstrank gegeben." Mein Bruder forderte die Gerettete auf, ihm von seiner Schwester und Zoraiden Nachricht zu geben, und erfuhr, daß sie sich beide im Schloß befinden, aber nach der Gewohnheit Thiuli's andere Namen bekommen haben; sie heißen jetzt Mirza und Nurmahal.

Als Fatme, die gerettete Sklavin sah, daß mein Bruder durch diesen Fehlgriff so niederbergeschlagen sey, sprach sie ihm Muth ein und versprach ihm ein Mittel zu sagen, *wie er jene* beiden Mädchen dennoch retten

könne. Aufgeweckt durch dieſen Gedanken, ſchöpfte Muſtapha von neuem Hoffnung; er bat ſie, dieſes Mittel ihm zu nennen, und ſie ſprach:

„Ich bin zwar erſt ſeit fünf Monaten die Sklavin Thiuli's, doch habe ich gleich von Anfang auf Rettung geſonnen, aber für mich allein war ſie zu ſchwer. In dem innern Hof des Schloſſes wirſt du einen Brunnen bemerkt haben, der aus zehn Röhren Waſſer ſpeit; dieſer Brunnen fiel mir auf. Ich erinnerte mich, in dem Hauſe meines Vaters einen ähnlichen geſehen zu haben, deſſen Waſſer durch eine geräumige Waſſerleitung herbeiſtrömt; um nun zu erfahren, ob dieſer Brunnen auch ſo gebaut ſey, rühmte ich eines Tages vor Thiuli ſeine Pracht und fragte nach ſeinem Baumeiſter. „Ich ſelbſt habe ihn gebaut," antwortete er, „und das, was du hier ſiehſt, iſt noch das Geringſte; aber das Waſſer dazu kommt wenigſtens tauſend Schritte weit von einem Bach her und geht durch eine gewölbte Waſſerleitung, die wenigſtens Manns hoch iſt; und alles dies habe ich ſelbſt angegeben." Als ich dies gehört hatte, wünſchte ich mir oft, nur auf einen Augenblick die Stärke eines Mannes zu haben, um einen Stein an der Seite des Brunnen ausheben zu können, dann könnte ich fliehen, wohin ich wollte. Die Waſſerleitung nun will ich dir zeigen; durch ſie kannſt du Nachts in das Schloß gelangen und jene befreien. Aber du mußt wenigſtens noch zwei Männer bei dir haben, um die Sklaven, die das Serail bei Nacht bewachen, zu überwältigen."

So ſprach ſie; mein Bruder Muſtapha aber, obgleich ſchon zweimal in ſeinen Hoffnungen getäuſcht

faßte noch einmal Muth, und hoffte mit Allahs Hülfe den Plan der Sklavin auszuführen. Er verſprach ihr, für ihr weiteres Fortkommen in ihre Heimath zu ſorgen, wenn ſie ihm behülflich ſeyn wollte, ins Schloß zu gelangen. Aber ein Gedanke machte ihm noch Sorge, nämlich der, woher er zwei oder drei treue Gehülfen bekommen könnte. Da fiel ihm Orbaſans Dolch ein, und das Verſprechen, das ihm jener gegeben hatte, ihm, wo er ſeiner bedürfe, zu Hülfe zu eilen, und er machte ſich daher mit Fatme aus dem Begräbniß auf, um den Räuber aufzuſuchen.

In der nämlichen Stadt, wo er ſich zum Arzt umgewandelt hatte, kaufte er um ſein letztes Geld ein Roß und miethete Fatme bei einer armen Frau in der Vorſtadt ein. Er ſelbſt aber eilte dem Gebirge zu, wo er Orbaſan zum erſten Mal getroffen hatte, und gelangte in drei Tagen dahin. Er fand bald wieder jene Zelte und trat unverhofft vor Orbaſan, der ihn freundlich bewillkommte. Er erzählte ihm ſeine mißlungenen Verſuche, wobei ſich der ernſthafte Orbaſan nicht enthalten konnte, hie und da ein wenig zu lachen, beſonders wenn er ſich den Arzt Chakamankabudibaba dachte. Ueber die Verrätherei des Kleinen aber war er wüthend; er ſchwur, ihn mit eigener Hand aufzuhängen, wo er ihn finde. Meinem Bruder aber verſprach er, ſogleich zur Hülfe bereit zu ſeyn, wenn er ſich vorher von der Reiſe geſtärkt haben würde. Muſtapha blieb daher dieſe Nacht wieder in Orbaſans Zelt, mit dem erſten Frühroth aber brachen ſie auf, und Orbaſan nahm drei ſeiner tapferſten Männer, *wohl beritten* und bewaffnet, mit ſich. Sie ritten

ſtark zu und kamen nach zwei Tagen in die kleine Stadt, wo Muſtapha die gerettete Fatme zurückgelaſſen hatte. Von da aus reisten ſie mit dieſer weiter bis zu dem kleinen Wald, von wo aus man das Schloß Thiuli's in geringer Entfernung ſehen konnte; dort lagerten ſie ſich, um die Nacht abzuwarten. Sobald es dunkel wurde, ſchlichen ſie ſich, von Fatme geführt, an den Bach, wo die Waſſerleitung anfing, und fanden dieſe bald. Dort ließen ſie Fatme und einen Diener mit den Roſſen zurück und ſchickten ſich an, hinabzuſteigen; ehe ſie aber hinabſtiegen, wiederholte ihnen Fatme noch einmal alles genau, nämlich: daß ſie durch den Brunnen in den innern Schloßhof kämen, dort ſeyen rechts und links in der Ecke zwei Thürme, in der ſechsten Thüre, vom Thurme rechts gerechnet, befänden ſich Fatme und Zoraide, bewacht von zwei ſchwarzen Sklaven. Mit Waffen und Brecheiſen wohl verſehen, ſtiegen Muſtapha, Orbaſan und zwei andere Männer hinab in die Waſſerleitung; ſie ſanken zwar bis an den Gürtel ins Waſſer, aber nichts deſto weniger gingen ſie rüſtig vorwärts. Nach einer halben Stunde kamen ſie an den Brunnen ſelbſt und ſetzten ſogleich ihre Brecheiſen an. Die Mauer war dick und feſt, aber den vereinten Kräften der vier Männer konnte ſie nicht lange widerſtehen, bald hatten ſie eine Oeffnung eingebrochen, groß genug, um bequem durchſchlüpfen zu können. Orbaſan ſchlüpfte zuerſt durch und half den andern nach. Als ſie alle im Hof waren, betrachteten ſie die Seite des Schloſſes, die vor ihnen lag, um die beſchriebene Thüre zu erforſchen. Aber ſie waren nicht einig, welche es ſey, denn als ſie von dem rechten Thurm zum

linken zählten, fanden ſie eine Thüre, die zugemauert war, und wußten nun nicht, ob Fatme dieſe überſprungen oder mitgezählt habe. Aber Orbaſan beſann ſich nicht lange: „mein gutes Schwert wird mir jede Thüre öffnen!“ rief er aus, ging auf die ſechste Thüre zu und die andern folgten ihm. Sie öffneten die Thüre und fanden ſechs ſchwarze Sklaven auf dem Boden liegend und ſchlafend; ſie wollten ſchon wieder leiſe ſich zurückziehen, weil ſie ſahen, daß ſie die rechte Thüre verfehlt hatten, als eine Geſtalt in der Ecke ſich aufrichtete und mit wohlbekannter Stimme um Hülfe rief. Es war der Kleine aus Orbaſans Lager. Aber ehe noch die Schwarzen recht wußten, wie ihnen geſchah, ſtürzte Orbaſan auf den Kleinen zu, riß ſeinen Gürtel entzwei, verſtopfte ihm den Mund und band ihm die Hände auf den Rücken; dann wandte er ſich an die Sklaven, wovon ſchon einige von Muſtapha und den zwei andern halb gebunden waren, und half ſie vollends überwältigen. Man ſetzte den Sklaven den Dolch auf die Bruſt und fragte ſie, wo Nurmahal und Mirza wären, und ſie geſtanden, daß ſie im Gemach nebenan ſeyen. Muſtapha ſtürzte in das Gemach und fand Fatme und Zoraiden, die der Lärm erweckt hatte. Schnell rafften dieſe ihren Schmuck und ihre Kleider zuſammen und folgten Muſtapha; die beiden Räuber ſchlugen indeß Orbaſan vor, zu plündern, was man fände, doch dieſer verbot es ihnen und ſprach: „man ſoll nicht von Orbaſan ſagen können, daß er Nachts in die Häuſer ſteige, um Gold zu ſtehlen.“ Muſtapha und die Geretteten ſchlüpften ſchnell in die Waſſerleitung, wohin ihnen

Orbaſan ſogleich zu folgen verſprach. Als jene in die Waſſerleitung hinabgeſtiegen waren, nahm Orbaſan und einer der Räuber den Kleinen und führten ihn hinaus in den Hof; dort banden ſie ihm eine ſeidene Schnur, die ſie deßhalb mitgenommen hatten, um den Hals und hingen ihn an der höchſten Spitze des Brunnens auf. Nachdem ſie ſo den Verrath des Elenden beſtraft hatten, ſtiegen ſie ſelbſt hinab in die Waſſerleitung und folgten Muſtapha. Mit Thränen dankten die beiden ihrem edelmüthigen Retter Orbaſan; doch dieſer trieb ſie eilends zur Flucht an, denn es war ſehr wahrſcheinlich, daß ſie Thiuli-Kos nach allen Seiten verfolgen ließ. Mit tiefer Rührung trennten ſich am andern Tag Muſtapha und ſeine Geretteten von Orbaſan; wahrlich! ſie werden ihn nie vergeſſen. Fatme aber, die befreite Sklavin, ging verkleidet nach Balſora, um ſich dort in ihre Heimath einzuſchiffen.

Nach einer kurzen und vergnügten Reiſe kamen die Meinigen in die Heimath. Meinen alten Vater tödtete beinahe die Freude des Wiederſehens; den andern Tag nach ihrer Ankunft veranſtaltete er ein großes Feſt, an welchem die ganze Stadt Theil nahm. Vor einer großen Verſammlung von Verwandten und Freunden mußte mein Bruder ſeine Geſchichte erzählen, und einſtimmig prieſen ſie ihn und den edeln Räuber.

Als aber mein Bruder geſchloſſen hatte, ſtand mein Vater auf und führte Zoraiden ihm zu. „So löſe ich denn,“ ſprach er mit feierlicher Stimme, „den Fluch von deinem Haupte; nimm dieſe hin, als die Belohnung, die du dir durch deinen raſtloſen Eifer erkämpft haſt;

nimm meinen väterlichen Segen, und möge es nie unſerer Stadt an Männern fehlen, die an brüderlicher Liebe, an Klugheit und Eifer dir gleichen.“

Die Karavane hatte das Ende der Wüſte erreicht, und fröhlich begrüßten die Reiſenden die grünen Matten und die dichtbelaubten Bäume, deren lieblichen Anblick ſie viele Tage entbehrt hatten. In einem ſchönen Thale lag eine Karavanſerai, die ſie ſich zum Nachtlager wählten, und obgleich ſie wenig Bequemlichkeit und Erfriſchung darbot, ſo war doch die ganze Geſellſchaft heiterer und zutraulich als je; denn der Gedanke, den Gefahren und Beſchwerlichkeiten, die eine Reiſe durch die Wüſte mit ſich bringt, entronnen zu ſeyn, hatte alle Herzen geöffnet und die Gemüther zu Scherz und Kurzweil geſtimmt. Muley, der junge luſtige Kaufmann, tanzte einen komiſchen Tanz und ſang Lieder dazu, die ſelbſt dem ernſten Griechen Zaleukos ein Lächeln entlockten. Aber nicht genug, daß er ſeine Gefährten durch Tanz und Spiel erheitert hatte, er gab ihnen auch noch die Geſchichte zum Beſten, die er ihnen verſprochen hatte, und hub, als er von ſeinen Luftſprüngen ſich erholt hatte, alſo zu erzählen an:

Die Geſchichte von dem kleinen Muck.

In Nicea, meiner lieben Vaterſtadt, wohnte ein Mann, den man den kleinen Muck hieß. Ich kann mir ihn, ob ich gleich damals noch ſehr jung war, noch recht wohl denken, beſonders weil ich einmal von meinem Vater *wegen ſeiner halb* todt geprügelt wurde. Der

kleine Muck nämlich war ſchon ein alter Geſelle, als ich ihn kannte, doch war er nur drei bis vier Schuh hoch; dabei hatte er eine ſonderbare Geſtalt, denn ſein Leib, ſo klein und zierlich er war, mußte einen Kopf tragen, viel größer und dicker als der Kopf anderer Leute; er wohnte ganz allein in einem großen Haus und kochte ſich ſogar ſelbſt, auch hätte man in der Stadt nicht gewußt, ob er lebe oder geſtorben ſey, denn er ging nur alle vier Wochen einmal aus, wenn nicht um die Mittagsſtunde ein mächtiger Dampf aus dem Hauſe aufgeſtiegen wäre; doch ſah man ihn oft Abends auf ſeinem Dache auf und abgehen, von der Straße aus glaubte man aber, nur ſein großer Kopf allein laufe auf dem Dache umher. Ich und meine Kameraden waren böſe Buben, die jedermann gerne neckten und belachten, daher war es uns allemal ein Feſttag, wenn der kleine Muck ausging; wir verſammelten uns an dem beſtimmten Tage vor ſeinem Haus und warteten, bis er heraus kam; wenn dann die Thüre aufging und zuerſt der große Kopf mit dem noch größeren Turban herausguckte, wenn das übrige Körperlein nachfolgte, angethan mit einem abgeſchabten Mäntelein, weiten Beinkleidern und einem breiten Gürtel, an welchem ein langer Dolch hing, ſo lang, daß man nicht wußte, ob Muck an dem Dolch oder der Dolch an Muck ſtack, wenn er ſo heraustrat, da ertönte die Luft von unſerem Freudengeſchrei, wir warfen unſere Mützen in die Höhe und tanzten um ihn her. Der kleine Muck aber grüßte uns mit ernſthaftem Kopfnicken und ging mit langſamen Schritten die Straße hinab, dabei ſchlurfte er mit den Füßen,

denn er hatte große weite Pantoffeln an, wie ich ſie ſonſt nie geſehen. Wir Knaben liefen hinter ihm her und ſchrien immer: kleiner Muck! kleiner Muck! Auch hatten wir ein luſtiges Verslein, das wir, ihm zu Ehren, hie und da ſangen; es hieß:

Kleiner Muck, kleiner Muck,
Wohnſt in einem großen Haus,
Gehſt nur all' vier Wochen aus,
Biſt ein braver kleiner Zwerg,
Haſt ein Köpflein wie ein Berg;
Schau dich einmal um und guck,
Lauf und fang uns, kleiner Muck.

So hatten wir ſchon oft unſre Kurzweil getrieben, und zu meiner Schande muß ich es geſtehen, ich trieb's am ärgſten, denn ich zupfte ihn oft am Mäntelein, und einmal trat ich ihm auch von hinten auf die großen Pantoffeln, daß er hinfiel. Dies kam mir nun höchſt lächerlich vor, aber das Lachen verging mir, als ich den kleinen Muck auf meines Vaters Haus zugehen ſah. Er ging richtig hinein und blieb einige Zeit dort. Ich verſteckte mich an der Hausthüre und ſah den Muck wieder heraus kommen, von meinem Vater begleitet, der ihn ehrerbietig an der Hand hielt und an der Thüre unter vielen Bücklingen ſich von ihm verabſchiedete. Mir war gar nicht wohl zu Muth, ich blieb daher lange in meinem Verſteck; endlich aber trieb mich der Hunger, den ich ärger fürchtete als Schläge, heraus, und demüthig und mit geſenktem Kopf trat ich vor meinen Vater. „Du haſt, wie ich höre, den guten Muck geſchimpft?" ſprach er in ſehr ernſtem Tone. „Ich will dir die Geſchichte dieſes Muck erzählen, und du wirſt ihn gewiß

nicht mehr auslachen; vor- und nachher aber bekommſt du das Gewöhnliche.“ Das Gewöhnliche aber war fünfundzwanzig Hiebe, die er nur allzurichtig aufzuzählen pflegte. Er nahm daher ſein langes Pfeifenrohr, ſchraubte die Bernſteinmundſpitze ab und bearbeitete mich ärger als je zuvor.

Als die fünfundzwanzig voll waren, befahl er mir, aufzumerken, und erzählte mir von dem kleinen Muck: Der Vater des kleinen Muck, der eigentlich Mukrah heißt, war ein angeſehener, aber armer Mann hier in Nicea. Er lebte beinahe ſo einſiedleriſch als jetzt ſein Sohn. Dieſen konnte er nicht wohl leiden, weil er ſich ſeiner Zwerggeſtalt ſchämte, und ließ ihn daher auch in Unwiſſenheit aufwachſen. Der kleine Muck war noch in ſeinem ſechzehnten Jahr ein luſtiges Kind, und der Vater, ein ernſter Mann, tadelte ihn immer, daß er, der ſchon längſt die Kinderſchuhe zertreten haben ſollte, noch ſo dumm und läppiſch ſey.

Der Alte that aber einmal einen böſen Fall, an welchem er auch ſtarb und den kleinen Muck arm und unwiſſend zurückließ. Die harten Verwandten, denen der Verſtorbene mehr ſchuldig war, als er bezahlen konnte, jagten den armen Kleinen aus dem Hauſe und riethen ihm, in die Welt hinaus zu gehen und ſein Glück zu ſuchen. Der kleine Muck antwortete, er ſey ſchon reiſefertig, bat ſich aber nur noch den Anzug ſeines Vaters aus, und dieſer wurde ihm auch bewilligt. Sein Vater war ein großer ſtarker Mann geweſen, daher paßten die Kleider nicht. Muck aber wußte bald Rath; er ſchnitt ab, was zu lang war, und zog dann die Kleider

an. Er ſchien aber vergeſſen zu haben, daß er auch in der Weite davon ſchneiden müſſe, daher ſein ſonderbarer Anzug, wie er noch heute zu ſehen iſt; der große Turban, der breite Gürtel, die weiten Hoſen, das blaue Mäntelein, alles dies ſind Erbſtücke ſeines Vaters, die er ſeitdem getragen; den langen Damascenerdolch ſeines Vaters aber ſteckte er in den Gürtel, ergriff ein Stöcklein und wanderte zum Thor hinaus.

Fröhlich wanderte er den ganzen Tag, denn er war ja ausgezogen, um ſein Glück zu ſuchen; wenn er einen Scherben auf der Erde im Sonnenſchein glänzen ſah, ſo ſteckte er ihn gewiß zu ſich, im Glauben, daß er ſich in den ſchönſten Diamant verwandeln werde; ſah er in der Ferne die Kuppel einer Moſchee wie Feuer ſtrahlen, ſah er einen See wie einen Spiegel blinken, ſo eilte er voll Freude darauf zu; denn er dachte, in einem Zauberland angekommen zu ſeyn. Aber ach! jene Trugbilder verſchwanden in der Nähe, und nur allzubald erinnerte ihn ſeine Müdigkeit und ſein vor Hunger knurrender Magen, daß er noch im Lande der Sterblichen ſich befinde. So war er zwei Tage gereist, unter Hunger und Kummer, und verzweifelte, ſein Glück zu finden; die Früchte des Feldes waren ſeine einzige Nahrung, die harte Erde ſein Nachtlager. Am Morgen des dritten Tages erblickte er von einer Anhöhe eine große Stadt. Hell leuchtete der Halbmond auf ihren Zinnen, bunte Fahnen ſchimmerten auf den Dächern und ſchienen den kleinen Muck zu ſich herzuwinken. Ueberraſcht ſtand er ſtille und betrachtete Stadt und Gegend; „ja, dort wird *Klein-Muck ſein Glück* finden!“ ſprach er zu ſich, und

machte trotz seiner Müdigkeit einen Luftsprung, „dort oder nirgends.“ Er raffte alle seine Kräfte zusammen und schritt auf die Stadt zu. Aber obgleich sie ganz nahe schien, konnte er sie doch erst gegen Mittag erreichen, denn seine kleinen Glieder versagten ihm beinahe gänzlich ihren Dienst, und er mußte sich oft in den Schatten einer Palme setzen, um auszuruhen. Endlich war er an dem Thor der Stadt angelangt. Er legte sein Mäntelein zurecht, band den Turban schöner um, zog den Gürtel noch breiter an und steckte den langen Dolch schiefer; dann wischte er den Staub von den Schuhen, ergriff sein Stöcklein und ging muthig zum Thor hinein.

Er war schon einige Straßen durchwandert, aber nirgends öffnete sich eine Thüre, nirgends rief man, wie er sich vorgestellt hatte: „kleiner Muck, komm herein, und iß und trink und laß deine Füßlein ausruhen.“

Er schaute gerade auch wieder recht sehnsüchtig an einem großen schönen Haus hinauf, da öffnete sich ein Fenster, eine alte Frau schaute heraus und rief mit singender Stimme:

„Herbei, herbei!
Gekocht ist der Brei,
Den Tisch ließ ich decken,
Drum laßt es euch schmecken;
Ihr Nachbarn herbei,
Gekocht ist der Brei!“

Die Thüre des Hauses öffnete sich, und Muck sah viele Hunde und Katzen hineingehen. Er stand einige Augenblicke im Zweifel, ob er der Einladung folgen solle, endlich aber faßte er sich ein Herz und ging in das

Haus. Vor ihm her gingen ein Paar junge Kätzlein, und er beſchloß, ihnen zu folgen, weil ſie vielleicht die Küche beſſer wüßten als er.

Als Muck die Treppe hinaufgeſtiegen war, begegnete er jener alten Frau, die zum Fenſter herausgeſchaut hatte. Sie ſah ihn mürriſch an und fragte nach ſeinem Begehr. „Du haſt ja jedermann zu deinem Brei eingeladen,“ antwortete der kleine Muck, „und weil ich ſo gar hungrig bin, bin ich auch gekommen.“ Die Alte lachte laut und ſprach: „woher kommſt du denn, wunderlicher Geſell? Die ganze Stadt weiß, daß ich für niemand koche, als für meine lieben Katzen, und hie und da lade ich ihnen Geſellſchaft aus der Nachbarſchaft ein, wie du ſieheſt.“ Der kleine Muck erzählte der alten Frau, wie es ihm nach ſeines Vaters Tod ſo hart ergangen ſey, und bat ſie, ihn heute mit ihren Katzen ſpeiſen zu laſſen. Die Frau, welcher die treuherzige Erzählung des Kleinen wohl gefiel, erlaubte ihm, ihr Gaſt zu ſeyn, und gab ihm reichlich zu eſſen und zu trinken. Als er geſättigt und geſtärkt war, betrachtete ihn die Frau lange und ſagte dann: „kleiner Muck, bleibe bei mir in meinem Dienſte, du haſt geringe Mühe und ſollſt gut gehalten ſeyn.“ Der kleine Muck, dem der Katzenbrei geſchmeckt hatte, willigte ein und wurde alſo der Bediente der Frau Ahavzi. Er hatte einen leichten, aber ſonderbaren Dienſt. Frau Ahavzi hatte nämlich zwei Kater und vier Katzen, dieſen mußte der kleine Muck alle Morgen den Pelz kämmen und mit köſtlichen Salben einreiben; wenn die Frau ausging, mußte er auf die Katzen Achtung geben, wenn ſie aßen, mußte er ihnen

die Schüſſeln vorlegen, und Nachts mußte er ſie auf ſeidene Polſter legen und ſie mit ſammtenen Decken einhüllen. Auch waren noch einige kleine Hunde im Haus, die er bedienen mußte, doch wurden mit dieſen nicht ſo viele Umſtände gemacht, wie mit den Katzen, welche Frau Ahavzi wie ihre eigenen Kinder hielt. Uebrigens führte Muck ein ſo einſames Leben, wie in ſeines Vaters Haus, denn außer der Frau ſah er den ganzen Tag nur Hunde und Katzen. Eine Zeit lang ging es dem kleinen Muck ganz gut, er hatte immer zu eſſen und wenig zu arbeiten, und die alte Frau ſchien recht zufrieden mit ihm zu ſeyn; aber nach und nach wurden die Katzen unartig; wenn die Alte ausgegangen war, ſprangen ſie wie beſeſſen in den Zimmern umher, warfen alles durcheinander und zerbrachen manches ſchöne Geſchirr, das ihnen im Weg ſtand. Wenn ſie aber die Frau die Treppe herauf kommen hörten, verkrochen ſie ſich auf ihre Polſter und wedelten ihr mit den Schwänzen entgegen, wie wenn nichts geſchehen wäre. Die Frau Ahavzi gerieth dann in Zorn, wenn ſie ihre Zimmer ſo verwüſtet ſah, und ſchob alles auf Muck, er mochte ſeine Unſchuld betheuern, wie er wollte, ſie glaubte ihren Katzen, die ſo unſchuldig ausſahen, mehr als ihrem Diener.

Der kleine Muck war ſehr traurig, daß er alſo auch hier ſein Glück nicht gefunden habe, und beſchloß bei ſich, den Dienſt der Frau Ahavzi zu verlaſſen. Da er aber auf ſeiner erſten Reiſe erfahren hatte, wie ſchlecht man ohne Geld lebt, ſo beſchloß er, den Lohn, den ihm ſeine Gebieterin immer verſprochen, aber nie gegeben hatte, ſich auf irgend eine Art zu verſchaffen. Es befand ſich

in dem Hauſe der Frau Ahavzi ein Zimmer, das immer verſchloſſen war, und deſſen Inneres er nie geſehen hatte; doch hatte er die Frau oft darin rumoren gehört, und er hätte oft für ſein Leben gern gewußt, was ſie dort verſteckt habe. Als er nun an ſein Reiſegeld dachte, fiel ihm ein, daß dort die Schätze der Frau verſteckt ſeyn könnten; aber immer war die Thüre feſt verſchloſſen und er konnte daher den Schätzen nie beikommen.

Eines Morgens, als die Frau Ahavzi ausgegangen war, zupfte ihn eines der Hündlein, welches von der Frau immer ſehr ſtiefmütterlich behandelt wurde, deſſen Gunſt er ſich aber durch allerlei Liebesdienſte in hohem Grade erworben hatte, an ſeinen weiten Beinkleidern und geberdete ſich dabei, wie wenn Muck ihm folgen ſollte. Muck, welcher gerne mit den Hunden ſpielte, folgte ihm, und ſiehe da, das Hündlein führte ihn in die Schlafkammer der Frau Ahavzi und vor eine kleine Thüre, die er nie zuvor dort bemerkt hatte. Die Thüre war halb offen. Das Hündlein ging hinein und Muck folgte ihm, und freudig war er überraſcht, als er ſah, daß er ſich in dem Gemach befinde, das ſchon lange das Ziel ſeiner Wünſche war. Er ſpähte überall umher, ob er kein Geld finden könnte, fand aber nichts; nur alte Kleider und wunderlich geformte Geſchirre ſtanden umher. Eines dieſer Geſchirre zog ſeine beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich; es war von Kryſtall und ſchöne Figuren waren darauf ausgeſchnitten. Er hob es auf und drehte es nach allen Seiten; aber, o Schrecken! er hatte *nicht bemerkt*, daß es einen Deckel hatte, der nur

leicht darauf hingesetzt war; der Deckel fiel herab und zerbrach in tausend Stücke.

Lange stand der kleine Muck vor Schrecken leblos; jetzt war sein Schicksal entschieden, jetzt mußte er entfliehen, sonst schlug ihn die Alte todt. Sogleich war auch seine Reise beschlossen, und nur noch einmal wollte er sich umschauen, ob er nichts von den Habseligkeiten der Frau Ahavzi zu seinem Marsch brauchen könnte; da fielen ihm ein Paar mächtig große Pantoffeln ins Auge, sie waren zwar nicht schön, aber seine eigenen konnten keine Reise mehr mitmachen, auch zogen ihn jene wegen ihrer Größe an, denn hatte er diese am Fuß, so mußten ihm hoffentlich alle Leute ansehen, daß er die Kinderschuhe vertreten habe. Er zog also schnell seine Töffelein aus und fuhr in die großen hinein; ein Spazierstöcklein mit einem schön geschnittenen Löwenkopf schien ihm auch hier allzumüßig in der Ecke zu stehen, er nahm es also mit und eilte zum Zimmer hinaus. Schnell ging er jetzt auf seine Kammer, zog sein Mäntelein an, setzte den väterlichen Turban auf, steckte den Dolch in den Gürtel und lief, so schnell ihn seine Füße trugen, zum Haus und zur Stadt hinaus. Vor der Stadt lief er, aus Angst vor der Alten, immer weiter fort, bis er vor Müdigkeit beinahe nicht mehr konnte. So schnell war er in seinem Leben nicht gegangen, ja es schien ihm, als könne er gar nicht aufhören zu rennen, denn eine unsichtbare Gewalt schien ihn fortzureißen. Endlich bemerkte er, daß es mit den Pantoffeln eine eigene Bewandtniß haben müsse, denn sie schossen immer fort und führten ihn mit sich. Er versuchte auf allerlei Weise

ſtill zu ſtehen, aber es wollte nicht gelingen; da rief er in der höchſten Noth, wie man den Pferden zuruft, ſich ſelbſt zu: „Oh — oh, halt, oh!“ Da hielten die Pantoffeln, und Muck warf ſich erſchöpft auf die Erde nieder.

Die Pantoffeln freuten ihn ungemein; ſo hatte er ſich denn doch durch ſeine Dienſte etwas erworben, das ihm in der Welt, auf ſeinem Weg, das Glück zu ſuchen, forthelfen konnte. Er ſchlief, trotz ſeiner Freude, vor Erſchöpfung ein, denn das Körperlein des kleinen Muck, das einen ſo ſchweren Kopf zu tragen hatte, konnte nicht viel aushalten. Im Traum erſchien ihm das Hündlein, welches ihm im Hauſe der Frau Ahavzi zu den Pantoffeln verholfen hatte, und ſprach zu ihm: „Lieber Muck, du verſtehſt den Gebrauch der Pantoffeln noch nicht recht; wiſſe, daß wenn du dich in ihnen dreimal auf dem Abſatz herumdrehſt, ſo kannſt du hinfliegen, wohin du nur willſt, und mit dem Stöcklein kannſt du Schätze finden, denn wo Gold vergraben iſt, da wird es dreimal auf die Erde ſchlagen, bei Silber zweimal.“ So träumte der kleine Muck; als er aber aufwachte, dachte er über den wunderbaren Traum nach, und beſchloß, alsbald einen Verſuch zu machen. Er zog die Pantoffeln an, hob einen Fuß auf und begann ſich auf dem Abſatz umzudrehen. Wer es aber jemals verſucht hat, in einem ungeheuer weiten Pantoffel dieſes Kunſtſtück dreimal hinter einander zu machen, der wird ſich nicht wundern, wenn es dem kleinen Muck nicht gleich glückte, beſonders wenn man bedenkt, daß ihn ſein ſchwerer Kopf bald auf dieſe, bald auf jene Seite hinüberzog.

Der arme Kleine fiel einigemal tüchtig auf die Naſe, doch ließ er ſich nicht abſchrecken, den Verſuch zu wiederholen, und endlich glückte es. Wie ein Rad fuhr er auf ſeinem Abſatz herum, wünſchte ſich in die nächſte große Stadt, und — die Pantoffeln ruderten hinauf in die Lüfte, liefen mit Windeseile durch die Wolken, und ehe ſich der kleine Muck noch beſinnen konnte, wie ihm geſchah, befand er ſich ſchon auf einem großen Marktplatz, wo viele Buden aufgeſchlagen waren und unzählige Menſchen geſchäftig hin und her liefen. Er ging unter den Leuten hin und her, hielt es aber für rathſamer, ſich in eine einſamere Straße zu begeben, denn auf dem Markt trat ihm bald da einer auf die Pantoffeln, daß er beinahe umfiel, bald ſtieß er mit ſeinem weithinausſtehenden Dolch einen oder den andern an, daß er mit Mühe den Schlägen entging.

Der kleine Muck bedachte nun ernſtlich, was er wohl anfangen könnte, um ſich ein Stück Geld zu verdienen; er hatte zwar ein Stäblein, das ihm verborgene Schätze anzeigte, aber wo ſollte er gleich einen Platz finden, wo Gold oder Silber vergraben wäre? Auch hätte er ſich zur Noth für Geld ſehen laſſen können, aber dazu war er doch zu ſtolz. Endlich fiel ihm die Schnelligkeit ſeiner Füße ein; vielleicht, dachte er, können mir meine Pantoffeln Unterhalt gewähren, und er beſchloß, ſich als Schnellläufer zu verdingen. Da er aber hoffen durfte, daß der König dieſe Dienſte am beſten bezahle, ſo erfragte er den Palaſt. Unter dem Thor des Palaſtes ſtand eine Wache, die ihn fragte, was er hier zu ſuchen habe? Auf ſeine Antwort, daß er

einen Dienſt ſuche, wies man ihn zum Aufſeher der Sklaven. Dieſem trug er ſein Anliegen vor und bat ihn, ihm einen Dienſt unter den königlichen Boten zu beſorgen. Der Aufſeher maß ihn mit ſeinen Augen von Kopf bis zu den Füßen, und ſprach: „Wie, mit deinen Füßlein, die kaum ſo lang als eine Spanne ſind, willſt du königlicher Schnellläufer werden? Hebe dich weg, ich bin nicht dazu da, mit jedem Narren Kurzweil zu machen.“ Der kleine Muck verſicherte ihn aber, daß es ihm vollkommen ernſt ſey mit ſeinem Antrag, und daß er es mit dem Schnellſten auf eine Wette ankommen laſſen wollte. Dem Aufſeher kam die Sache gar lächerlich vor; er befahl ihm, ſich bis auf den Abend zu einem Wettlauf bereit zu halten, führte ihn in die Küche und ſorgte dafür, daß ihm gehörig Speiſe und Trank gereicht wurde; er ſelbſt aber begab ſich zum König und erzählte ihm vom kleinen Menſchen und ſeinem Anerbieten. Der König war ein luſtiger Herr, daher gefiel es ihm wohl, daß der Aufſeher der Sklaven den kleinen Muck zu einem Spaß behalten habe; er befahl ihm, auf einer großen Wieſe hinter dem Schloß Anſtalten zu treffen, daß das Wettlaufen mit Bequemlichkeit von ſeinem ganzen Hofſtaat könnte geſehen werden, und befahl ihm nochmals, große Sorgfalt für den Zwerg zu haben. Der König erzählte ſeinen Prinzen und Prinzeſſinnen, was ſie dieſen Abend für ein Schauſpiel haben würden; dieſe erzählten es wieder ihren Dienern, und als der Abend herankam, war man in geſpannter Erwartung, und alles, was Füße hatte, ſtrömte hinaus auf die Wieſe, wo Gerüſte aufgeſchlagen waren, um den großſprecheriſchen Zwerg laufen zu ſehen.

Als der König und seine Söhne und Töchter auf dem Gerüst Platz genommen hatten, trat der kleine Muck heraus auf die Wiese und machte vor den hohen Herrschaften eine überaus zierliche Verbeugung. Ein allgemeines Freudengeschrei ertönte, als man den Kleinen ansichtig wurde; eine solche Figur hatte man dort noch nie gesehen. Das Körperlein mit dem mächtigen Kopf, das Mäntelein und die weiten Beinkleider, der lange Dolch in dem breiten Gürtel, die kleinen Füßlein in den weiten Pantoffeln — nein! es war zu drollig anzusehen, als daß man nicht hätte laut lachen sollen. Der kleine Muck ließ sich aber durch das Gelächter nicht irre machen; er stellte sich stolz, auf sein Stöcklein gestützt, hin und erwartete seinen Gegner. Der Aufseher der Sklaven hatte nach Mucks eigenem Wunsche den besten Läufer ausgesucht; dieser trat nun heraus, stellte sich neben den Kleinen und beide harrten auf das Zeichen. Da winkte Prinzessin Amarza, wie es ausgemacht war, mit ihrem Schleier, und wie zwei Pfeile, auf dasselbe Ziel abgeschossen, flogen die beiden Wettläufer über die Wiese hin.

Von Anfang hatte Mucks Gegner einen bedeutenden Vorsprung, aber dieser jagte ihm auf seinem Pantoffelfuhrwerk nach, holte ihn ein, überfing ihn und stand längst am Ziele, als jener noch, nach Luft schnappend, daher lief. Verwunderung und Staunen fesselten einige Augenblicke die Zuschauer, als aber der König zuerst in die Hände klatschte, da jauchzte die Menge und alle riefen: „hoch lebe der kleine Muck, der Sieger im Wettlauf!“

Man hatte indeß den kleinen Muck herbeigebracht; warf ſich vor dem König nieder und ſprach: „Groß=ächtigſter König, ich habe dir hier nur eine kleine robe meiner Kunſt gegeben, wolle nun geſtatten, daß an mir eine Stelle unter deinen Läufern gebe;“ der önig aber antwortete ihm: „nein, du ſollſt mein Leib=ufer und immer um meine Perſon ſeyn, lieber Muck, hrlich ſollſt du hundert Goldſtücke erhalten als Lohn id an der Tafel meiner erſten Diener ſollſt du ſpeiſen.“

So glaubte denn Muck, endlich das Glück gefun=n zu haben, das er ſo lange ſuchte, und war fröhlich id wohlgemuth in ſeinem Herzen. Auch erfreute er ſich r beſonderen Gnade des Königs, denn dieſer ge=auchte ihn zu ſeinen ſchnellſten und geheimſten Sendun=n, die er dann mit der größten Genauigkeit und mit ibegreiflicher Schnelle beſorgte.

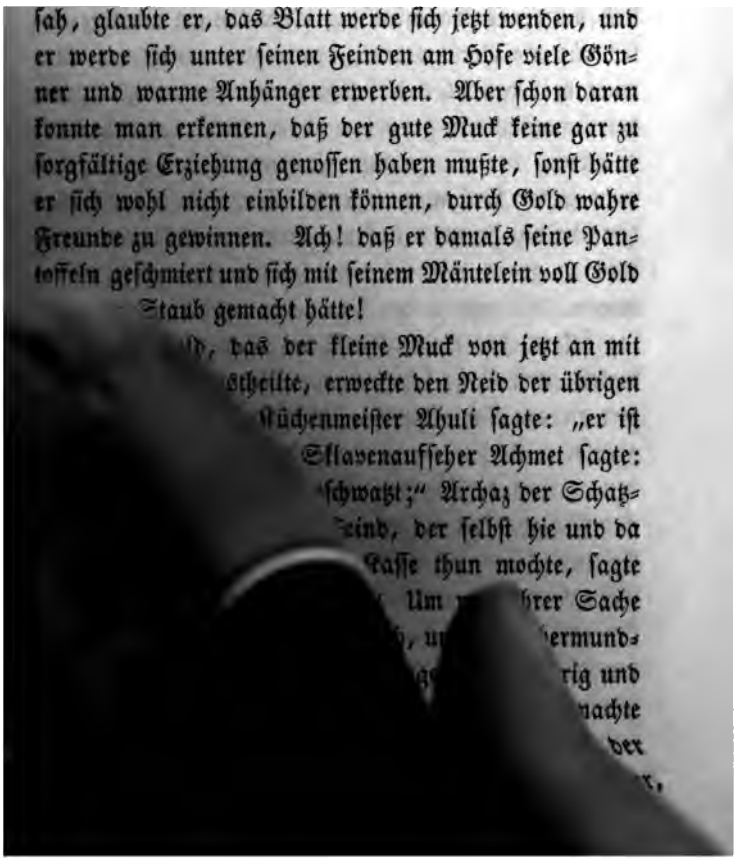
Aber die übrigen Diener des Königs waren ihm r nicht zugethan, weil ſie ſich ungern durch einen Zwerg, r nichts verſtand, als ſchnell zu laufen, in der Gunſt es Herrn zurückgeſetzt ſahen. Sie veranſtalteten daher nche Verſchwörung gegen ihn, um ihn zu ſtürzen, er alle ſchlugen fehl an dem großen Zutrauen, das r König in ſeinen geheimen Oberleibläufer (denn zu ſer Würde hatte er es in ſo kurzer Zeit gebracht) ſetzte.

Muck, dem dieſe Bewegungen gegen ihn nicht ent=gen, ſann nicht auf Rache, dazu hatte er ein zu gutes rz, nein, auf Mittel dachte er, ſich bei ſeinen Feinden hwendig und beliebt zu machen. Da fiel ihm ſein äblein, das er in ſeinem Glück außer Acht gelaſſen tte, ein; wenn er Schätze finde, dachte er, werden

[illegible] [illegible] [illegible] [

vermochte, und auch ſein Mäntelein füllte er damit, bedeckte das Uebrige wieder ſorgfältig, und lud es auf den Rücken. Aber wahrlich, wenn er die Pantoffeln nicht an den Füßen gehabt hätte, er wäre nicht vom Fleck gekommen, ſo zog ihn die Laſt des Goldes nieder. Doch unbemerkt kam er auf ſein Zimmer und verwahrte dort ſein Gold unter den Polſtern ſeines Sophas.

Als der kleine Muck ſich im Beſitz ſo vielen Goldes ſah, glaubte er, das Blatt werde ſich jetzt wenden, und er werde ſich unter ſeinen Feinden am Hofe viele Gönner und warme Anhänger erwerben. Aber ſchon daran konnte man erkennen, daß der gute Muck keine gar zu ſorgfältige Erziehung genoſſen haben mußte, ſonſt hätte er ſich wohl nicht einbilden können, durch Gold wahre Freunde zu gewinnen. Ach! daß er damals ſeine Pantoffeln geſchmiert und ſich mit ſeinem Mäntelein voll Gold Staub gemacht hätte!



...d, das der kleine Muck von jetzt an mit ...theilte, erweckte den Neid der übrigen ...üchenmeiſter Ahuli ſagte: „er iſt ...Sklavenaufſeher Achmet ſagte: ...ſchwatzt;“ Archaz der Schatz... ...eind, der ſelbſt hie und da ...Paſſe thun mochte, ſagte ... Um ... ihrer Sache ..., u... ...ermund... ...rig und ...nachte ...der ...r,

ihm die Herren schon geneigter werden. Er hatte schon oft gehört, daß der Vater des jetzigen Königs viele seiner Schätze vergraben habe, als der Feind sein Land überfallen; man sagte auch, er sey darüber gestorben, ohne daß er sein Geheimniß habe seinem Sohn mittheilen können. Von nun an nahm Muck immer sein Stöcklein mit, in der Hoffnung, einmal an einem Ort vorüber zu gehen, wo das Geld des alten Königs vergraben sey. Eines Abends führte ihn der Zufall in einen entlegenen Theil des Schloßgartens, den er wenig besuchte, und plötzlich fühlte er das Stöcklein in seiner Hand zucken, und dreimal schlug es gegen den Boden. Nun wußte er schon, was dies zu bedeuten hatte. Er zog daher seinen Dolch heraus, machte Zeichen in die umstehenden Bäume und schlich sich wieder in das Schloß; dort verschaffte er sich einen Spaten und wartete die Nacht zu seinem Unternehmen ab.

Das Schatzgraben selbst machte übrigens dem kleinen Muck mehr zu schaffen, als er geglaubt hatte. Seine Arme waren zu schwach, sein Spaten aber groß und schwer; und er mochte wohl schon zwei Stunden gearbeitet haben, ehe er ein paar Fuß tief gegraben hatte. Endlich stieß er auf etwas Hartes, das wie Eisen klang. Er grub jetzt emsiger, und bald hatte er einen großen eisernen Deckel zu Tage gefördert; er stieg selbst in die Grube hinab, um nachzuspähen, was wohl der Deckel könnte bedeckt haben, und fand richtig einen großen Topf mit Goldstücken angefüllt. Aber seine schwachen Kräfte reichten nicht hin, den Topf zu heben, daher steckte er in seine [redacted]kleider und seinen Gürtel, so viel er zu tragen

vermochte, und auch ſein Mäntelein füllte er damit, bedeckte das Uebrige wieder ſorgfältig, und lud es auf den Rücken. Aber wahrlich, wenn er die Pantoffeln nicht an den Füßen gehabt hätte, er wäre nicht vom Fleck gekommen, ſo zog ihn die Laſt des Goldes nieder. Doch unbemerkt kam er auf ſein Zimmer und verwahrte dort ſein Gold unter den Polſtern ſeines Sophas.

Als der kleine Muck ſich im Beſitz ſo vielen Goldes ſah, glaubte er, das Blatt werde ſich jetzt wenden, und er werde ſich unter ſeinen Feinden am Hofe viele Gönner und warme Anhänger erwerben. Aber ſchon daran konnte man erkennen, daß der gute Muck keine gar zu ſorgfältige Erziehung genoſſen haben mußte, ſonſt hätte er ſich wohl nicht einbilden können, durch Gold wahre Freunde zu gewinnen. Ach! daß er damals ſeine Pantoffeln geſchmiert und ſich mit ſeinem Mäntelein voll Gold aus dem Staub gemacht hätte!

Das Gold, das der kleine Muck von jetzt an mit vollen Händen austheilte, erweckte den Neid der übrigen Hofbedienten. Der Küchenmeiſter Ahuli ſagte: „er iſt ein Falſchmünzer,“ der Sklavenaufſeher Achmet ſagte: „er hat's dem König abgeſchwatzt;“ Archaz der Schatzmeiſter aber, ſein ärgſter Feind, der ſelbſt hie und da einen Griff in des Königs Kaſſe thun mochte, ſagte geradezu: „er hat's geſtohlen.“ Um nun ihrer Sache gewiß zu ſeyn, verabredeten ſie ſich, und der Obermundſchenk Korchuz ſtellte ſich eines Tages recht traurig und niedergeſchlagen vor den Augen des Königs. Er machte ſeine traurigen Geberden ſo auffallend, daß ihn der König *fragte, was ihm fehle.* „Ach!“ antwortete er,

„ich bin traurig, daß ich die Gnade meines Herrn verloren habe.“ „Was fabelſt du, Freund Korchuz,“ entgegnete ihm der König, „ſeit wann hätte ich die Sonne meiner Gnade nicht über dich leuchten laſſen?“ Der Obermundſchenk antwortete ihm, daß er ja den geheimen Oberleibläufer mit Gold belade, ſeinen armen treuen Dienern aber nichts gebe.

Der König war ſehr erſtaunt über dieſe Nachricht, ließ ſich die Goldaustheilungen des kleinen Muck erzählen und die Verſchworenen brachten ihm leicht den Verdacht bei, daß Muck auf irgend eine Art das Geld aus der Schatzkammer geſtohlen habe. Sehr lieb war dieſe Wendung der Sache dem Schatzmeiſter, der ohnehin nicht gerne Rechnung ablegte. Der König gab daher den Befehl, heimlich auf alle Schritte des kleinen Muck Acht zu geben, um ihn wo möglich auf der That zu ertappen. Als nun in der Nacht, die auf dieſen Unglückstag folgte, der kleine Muck, da er durch ſeine Freigebigkeit ſeine Kaſſe ſehr erſchöpft ſah, den Spaten nahm und in den Schloßgarten ſchlich, um dort von ſeinem geheimen Schatze neuen Vorrath zu holen, folgten ihm von weitem die Wachen, von dem Küchenmeiſter Ahuli und Archaz, dem Schatzmeiſter, angeführt, und in dem Augenblick, da er das Gold aus dem Topf in das Mäntelein legen wollte, fielen ſie über ihn her, banden ihn und führten ihn ſogleich vor den König. Dieſer, den ohnehin die Unterbrechung ſeines Schlafes mürriſch gemacht hatte, empfing ſeinen armen geheimen Oberleibläufer ſehr ungnädig und ſtellte ſogleich das Verhör über ihn an. Man hatte den Topf vollends aus der

Erde gegraben, und mit dem Spaten und mit dem Mäntelein voll Gold vor die Füße des Königs gesetzt. Der Schatzmeister sagte aus, daß er mit seinen Wachen den Muck überrascht habe, wie er diesen Topf mit Gold gerade in die Erde gegraben habe.

Der König befragte hierauf den Angeklagten, ob es wahr sey, und woher er das Gold, das er vergraben, bekommen habe?

Der kleine Muck, im Gefühl seiner Unschuld, sagte aus, daß er diesen Topf im Garten entdeckt habe, daß er ihn habe nicht ein-, sondern ausgraben wollen.

Alle Anwesenden lachten laut über diese Entschuldigung; der König aber, aufs höchste erzürnt über die vermeintliche Frechheit des Kleinen, rief aus: „wie, Elender! du willst deinen König so dumm und schändlich belügen, nachdem du ihn bestohlen hast? Schatzmeister Archaz! ich fordere dich auf, zu sagen, ob du diese Summe Goldes für die nämliche erkennst, die in meinem Schatze fehlt?“

Der Schatzmeister aber antwortete, er sey seiner Sache ganz gewiß, so viel und noch mehr fehle seit einiger Zeit in dem königlichen Schatz, und er könnte einen Eid darauf ablegen, das dies das Gestohlene sey.

Da befahl der König, den kleinen Muck in enge Ketten zu legen und in den Thurm zu führen, dem Schatzmeister aber übergab er das Gold, um es wieder in den Schatz zu tragen. Vergnügt über den glücklichen Ausgang der Sache, zog dieser ab und zählte zu Haus die blinkenden Goldstücke; aber das hat dieser schlechte Mann *niemals angezeigt*, daß unten in dem Topf ein

Zettel lag, der ſagte: „Der Feind hat mein Land überſchwemmt, daher verberge ich hier einen Theil meiner Schätze; wer es auch finden mag, den treffe der Fluch ſeines Königs, wenn er es nicht ſogleich meinem Sohne ausliefert. — König Sadi.“

Der kleine Muck ſtellte in ſeinem Kerker traurige Betrachtungen an; er wußte, daß auf Diebſtahl an königlichen Sachen der Tod geſetzt war: und doch mochte er das Geheimniß mit dem Stäbchen dem Könige nicht verrathen, weil er mit Recht fürchtete, dieſes und ſeiner Pantoffeln beraubt zu werden. Seine Pantoffeln konnten ihm leider auch keine Hülfe bringen, denn da er in engen Ketten an die Mauer geſchloſſen war, konnte er, ſo ſehr er ſich quälte, ſich nicht auf dem Abſatz umdrehen. Als ihm aber am andern Tage ſein Tod angekündigt wurde, da dachte er doch, es ſey beſſer, ohne das Zauberſtäbchen zu leben, als mit ihm zu ſterben, ließ den König um geheimes Gehör bitten und entdeckte ihm das Geheimniß. Der König maß von Anfang ſeinem Geſtändniß keinen Glauben bei; aber der kleine Muck verſprach eine Probe, wenn ihm der König zugeſtünde, daß er nicht getödtet werden ſolle. Der König gab ihm ſein Wort darauf und ließ, von Muck ungeſehen, einiges Gold in die Erde graben, und befahl dieſem, mit ſeinem Stäbchen zu ſuchen. In wenigen Augenblicken hatte er es gefunden, denn das Stäbchen ſchlug deutlich dreimal auf die Erde. Da merkte der König, daß ihn ſein Schatzmeiſter betrogen hatte, und ſandte ihm, wie es im Morgenland gebräuchlich iſt, eine ſeidene Schnur, womit er

ſich ſelbſt erdroßle. Zum kleinen Muck aber ſprach er: „Ich habe dir zwar dein Leben verſprochen, aber es ſcheint mir, als ob du nicht allein dieſes Geheimniß mit dem Stäbchen beſitzeſt; darum bleibſt du in ewiger Gefangenſchaft, wenn du nicht geſtehſt, was für eine Bewandtniß es mit deinem Schnelllaufen hat. Der kleine Muck, dem die einzige Nacht im Thurm alle Luſt zu längerer Gefangenſchaft benommen hatte, bekannte, daß ſeine ganze Kunſt in den Pantoffeln liege, doch lehrte er den König nicht das Geheimniß von dem dreimaligen Umdrehen auf dem Abſatz. Der König ſchlüpfte ſelbſt in die Pantoffeln, um die Probe zu machen, und jagte wie unſinnig im Garten umher; oft wollte er anhalten, aber er wußte nicht, wie man die Pantoffeln zum Stehen brachte, und der kleine Muck, der dieſe kleine Rache ſich nicht verſagen konnte, ließ ihn laufen, bis er ohnmächtig niederfiel.

Als der König wieder zur Beſinnung zurückgekehrt war, war er ſchrecklich aufgebracht über den kleinen Muck, der ihn ſo ganz außer Athem hatte laufen laſſen. „Ich habe dir mein Wort gegeben, dir Freiheit und Leben zu ſchenken, aber innerhalb zwölf Stunden mußt du mein Land verlaſſen, ſonſt laſſe ich dich aufknüpfen.“ Die Pantoffeln und das Stäbchen aber ließ er in ſeine Schatzkammer legen.

So arm als je wanderte der kleine Muck zum Land hinaus, ſeine Thorheit verwünſchend, die ihm vorgeſpiegelt hatte, er könne eine bedeutende Rolle am Hofe ſpielen. Das Land, aus dem er gejagt wurde, war zum *Glück nicht groß*, daher war er ſchon nach acht Stunden

auf der Grenze, obgleich ihm das Gehen, da er an ſeine lieben Pantoffeln gewöhnt war, ſehr ſauer ankam.

Als er über die Grenze war, verließ er die gewöhnliche Straße, um die dichteſte Einöde der Wälder aufzuſuchen und dort nur ſich zu leben, denn er war allen Menſchen gram. In einem dichten Walde traf er auf einen Platz, der ihm zu dem Entſchluß, den er gefaßt hatte, ganz tauglich ſchien. Ein klarer Bach, von großen ſchattigen Feigenbäumen umgeben, ein weicher Raſen luden ihn ein; hier warf er ſich nieder, mit dem Entſchluß, keine Speiſe mehr zu ſich zu nehmen, ſondern hier den Tod zu erwarten. Ueber traurigen Todesbetrachtungen ſchlief er ein, als er aber wieder aufwachte und der Hunger ihn zu quälen anfing, bedachte er doch, daß der Hungertod eine gefährliche Sache ſey, und ſah ſich um, ob er nirgends etwas zu eſſen bekommen könnte.

Köſtliche reife Feigen hingen an dem Baume, unter welchem er geſchlafen hatte; er ſtieg hinauf, um ſich einige zu pflücken, ließ es ſich trefflich ſchmecken und ging hinunter an den Bach, um ſeinen Durſt zu löſchen. Aber wie groß war ſein Schrecken, als ihm das Waſſer ſeinen Kopf mit zwei gewaltigen Ohren und einer dicken langen Naſe geſchmückt zeigte! Beſtürzt griff er mit den Händen nach den Ohren, und wirklich ſie waren über eine halbe Elle lang.

„Ich verdiene Eſelsohren!“ rief er aus, „denn ich habe mein Glück wie ein Eſel mit Füßen getreten.“ — Er wanderte unter den Bäumen umher, und als er wieder Hunger fühlte, mußte er noch einmal zu den Feigen ſeine Zuflucht nehmen, denn ſonſt fand er nichts

Eßbares an den Bäumen. Als ihm über der zweiten Portion Feigen einfiel, ob wohl seine Ohren nicht unter seinem großen Turban Platz hätten, damit er doch nicht gar zu lächerlich aussehe, fühlte er, daß seine Ohren verschwunden seyen. Er lief gleich an den Bach zurück, um sich davon zu überzeugen, und wirklich, es war so, seine Ohren hatten ihre vorige Gestalt, seine lange unförmliche Nase war nicht mehr. Jetzt merkte er aber, wie dies gekommen war; von dem ersten Feigenbaum hatte er die lange Nase und Ohren bekommen, der zweite hatte ihn geheilt; freudig erkannte er, daß sein gütiges Geschick ihm noch einmal die Mittel in die Hand gebe, glücklich zu seyn. Er pflückte daher von jedem Baum so viel er tragen konnte, und ging in das Land zurück, das er vor kurzem verlassen hatte. Dort machte er sich in dem ersten Städtchen durch andere Kleider ganz unkenntlich und ging dann weiter auf die Stadt zu, die jener König bewohnte, und kam auch bald dort an.

Es war gerade zu einer Jahrszeit, wo reife Früchte noch ziemlich selten waren; der kleine Muck setzte sich daher unter das Thor des Palastes, denn ihm war von früherer Zeit her wohl bekannt, daß hier solche Seltenheiten von dem Küchenmeister für die königliche Tafel eingekauft wurden. Muck hatte noch nicht lange gesessen, als er den Küchenmeister über den Hof herüberschreiten sah. Er musterte die Waaren der Verkäufer, die sich am Thor des Palastes eingefunden hatten, endlich fiel sein Blick auch auf Mucks Körbchen. „Ah! ein seltener Bissen," sagte er, „der Ihro Majestät gewiß behagen wird; was willst du für den ganzen Korb?" Der kleine

Muck bestimmte einen mäßigen Preis, und sie waren bald des Handels einig. Der Küchenmeister übergab den Korb einem Sklaven und ging weiter; der kleine Muck aber machte sich einstweilen aus dem Staub, weil er befürchtete, wenn sich das Unglück an den Köpfen des Hofes zeige, möchte man ihn als Verkäufer aufsuchen und bestrafen.

Der König war über Tisch sehr heiter gestimmt und sagte seinem Küchenmeister einmal über das andere Lobsprüche wegen seiner guten Küche und der Sorgfalt, mit der er immer das Seltenste für ihn aussuche; der Küchenmeister aber, welcher wohl wußte, welchen Leckerbissen er noch im Hintergrund habe, schmunzelte gar freundlich und ließ nur einzelne Worte fallen: „es ist noch nicht aller Tage Abend," oder: „Ende gut, alles gut," so, daß die Prinzessinnen sehr neugierig wurden, was er wohl noch bringen werde. Als er aber die schönen einladenden Feigen aufsetzen ließ, da entfloh ein allgemeines Ah! dem Munde der Anwesenden. „Wie reif, wie appetitlich!" rief der König, „Küchenmeister, du bist ein ganzer Kerl, und verdienst unsere ganz besondere Gnade!" Also sprechend theilte der König, der mit solchen Leckerbissen sehr sparsam zu seyn pflegte, mit eigener Hand die Feigen an seiner Tafel aus. Jeder Prinz und jede Prinzessin bekam zwei, die Hofdamen und die Veziere und Aga's eine, die übrigen stellte er vor sich hin und begann mit großem Behagen sie zu verschlingen.

„Aber lieber Gott, wie siehst du so wunderlich aus, Vater!" rief auf einmal die Prinzessin Amarza. Alle sahen den König erstaunt an, ungeheure Ohren hingen

ihm am Kopf, eine lange Naſe zog ſich über ſein Kinn herunter; auch ſich ſelbſt betrachteten ſie unter einander mit Staunen und Schrecken, alle waren mehr oder minder mit dem ſonderbaren Kopfputz geſchmückt.

Man denke ſich den Schrecken des Hofes! Man ſchickte ſogleich nach allen Aerzten der Stadt, ſie kamen haufenweiſe, verordneten Pillen und Mixturen, aber die Ohren und die Naſen blieben. Man operirte einen der Prinzen, aber die Ohren wuchſen nach.

Muck hatte die ganze Geſchichte in ſeinem Verſteck, wohin er ſich zurückgezogen hatte, gehört und erkannte, daß es jetzt Zeit ſey, zu handeln. Er hatte ſich ſchon vorher von dem aus den Feigen gelösten Geld einen Anzug verſchafft, der ihn als Gelehrten darſtellen konnte; ein langer Bart aus Ziegenhaaren vollendete die Täuſchung. Mit einem Säckchen voll Feigen wanderte er in den Palaſt des Königs und bot als fremder Arzt ſeine Hülfe an. Man war von Anfang ſehr ungläubig, als aber der kleine Muck eine Feige einem der Prinzen zu eſſen gab und Ohren und Naſe dadurch in den alten Zuſtand zurückbrachte, da wollte alles von dem fremden Arzte geheilt ſeyn. Aber der König nahm ihn ſchweigend bei der Hand und führte ihn in ſein Gemach; dort ſchloß er eine Thüre auf, die in die Schatzkammer führte, und winkte Muck, ihm zu folgen. „Hier ſind meine Schätze," ſprach der König, „wähle dir, was es auch ſey, es ſoll dir gewährt werden, wenn du mich von dieſem ſchmachvollen Uebel befreiſt." Das war ſüße Muſik in des kleinen Mucks Ohren; er hatte gleich beim Eintritt ſeine Pantoffeln auf dem Boden ſtehen

ſehen, gleich daneben lag auch ſein Stäbchen. Er ging nun umher in dem Saal, wie wenn er die Schätze des Königs bewundern wollte, kaum aber war er an ſeine Pantoffeln gekommen, ſo ſchlüpfte er eilends hinein, ergriff ſein Stäbchen, riß ſeinen falſchen Bart herab und zeigte dem erſtaunten König das wohlbekannte Geſicht ſeines verſtoßenen Mucks. „Treuloſer König,“ ſprach er, „der du treue Dienſte mit Undank lohnſt, nimm als wohlverdiente Strafe die Mißgeſtalt, die du trägſt. Die Ohren laß ich dir zurück, damit ſie dich täglich erinnern an den kleinen Muck.“ Als er ſo geſprochen hatte, drehte er ſich ſchnell auf dem Abſatz herum, wünſchte ſich weit hinweg, und ehe noch der König um Hülfe rufen konnte, war der kleine Muck entflohen. Seitdem lebt der kleine Muck hier in großem Wohlſtand, aber einſam, denn er verachtet die Menſchen. Er iſt durch Erfahrung ein weiſer Mann geworden, welcher, wenn auch ſein Aeußeres etwas Auffallendes haben mag, deine Bewunderung mehr als deinen Spott verdient. —

So erzählte mir mein Vater; ich bezeugte ihm meine Reue über mein rohes Betragen gegen den guten kleinen Mann, und mein Vater ſchenkte mir die andere Hälfte der Strafe, die er mir zugedacht hatte. Ich erzählte meinen Kameraden die wunderbaren Schickſale des Kleinen, und wir gewannen ihn ſo lieb, daß ihn keiner mehr ſchimpfte. Im Gegentheil, wir ehrten ihn, ſo lange er lebte, und haben uns vor ihm immer ſo tief als vor Kadi und Mufti gebückt.

Die Reisenden beschlossen, einen Rasttag in dieser Karavanserai zu machen, um sich und die Thiere zur weiteren Reise zu stärken. Die gestrige Fröhlichkeit ging auch auf diesen Tag über, und sie ergötzten sich mit allerlei Spielen. Nach dem Essen aber riefen sie dem fünften Kaufmann, Ali Sizah, zu, auch seine Schuldigkeit gleich den übrigen zu thun und eine Geschichte zu erzählen. Er antwortete, sein Leben sey zu arm an auffallenden Begebenheiten, als daß er ihnen etwas davon mittheilen möchte, daher wolle er ihnen etwas anderes erzählen, nämlich: Das Mährchen vom falschen Prinzen.

Das Mährchen vom falschen Prinzen.

Es war einmal ein ehrsamer Schneidergeselle, Namens Labakan, der bei einem geschickten Meister in Alessandria sein Handwerk lernte; man konnte nicht sagen, daß Labakan ungeschickt mit der Nadel war, im Gegentheil, er konnte recht feine Arbeit machen; auch that man ihm unrecht, wenn man ihn geradezu faul schalt; aber ganz richtig war es doch nicht mit dem Gesellen, denn er konnte oft stundenlang in einem fort nähen, daß ihm die Nadel in der Hand glühend ward und der Faden rauchte, da gab es ihm dann ein Stück, wie keinem andern; ein ander Mal aber, und dies geschah leider öfters, saß er in tiefen Gedanken, sah mit starren Augen vor sich hin und hatte dabei in Gesicht und Wesen etwas so eigenes, daß sein Meister und die übrigen Gesellen von diesem Zustand nie anders sprachen, als: „Labakan hat wieder sein vornehmes Gesicht.“

Am Freitag aber, wenn andere Leute vom Gebet ruhig nach Haus an ihre Arbeit gingen, trat Labakan in einem schönen Kleid, das er sich mit vieler Mühe zusammengespart hatte, aus der Moschee, ging langsam und stolzen Schrittes durch die Plätze und Straßen der Stadt, und wenn ihm einer seiner Kameraden ein „Friede sey mit dir," oder „wie geht es, Freund Labakan?" bot, so winkte er gnädig mit der Hand oder nickte, wenn es hoch kam, vornehm mit dem Kopf. Wenn dann sein Meister im Spaß zu ihm sagte: „an dir ist ein Prinz verloren gegangen, Labakan," so freute er sich darüber und antwortete: „habt Ihr das auch bemerkt?" oder: „ich habe es schon lange gedacht!"

So trieb es der ehrsame Schneidergeselle Labakan schon eine geraume Zeit, sein Meister aber duldete seine Narrheit, weil er sonst ein guter Mensch und geschickter Arbeiter war. Aber eines Tages schickte Selim, der Bruder des Sultans, der gerade durch Alessandria reiste, ein Festkleid zu dem Meister, um einiges daran verändern zu lassen, und der Meister gab es Labakan, weil dieser die feinste Arbeit machte. Als Abends der Meister und die Gesellen sich hinwegbegeben hatten, um nach des Tages Last sich zu erholen, trieb eine unwiderstehliche Sehnsucht Labakan wieder in die Werkstätte zurück, wo das Kleid des kaiserlichen Bruders hing. Er stand lange sinnend davor, bald den Glanz der Stickerei, bald die schillernden Farben des Sammets und der Seide an dem Kleide bewundernd. Er konnte nicht anders, er mußte es anziehen, und siehe da, es paßte ihm so trefflich, wie wenn es für ihn wäre gemacht

vorden. „Bin ich nicht ſo gut ein Prinz, als einer?“ ragte er ſich, indem er im Zimmer auf- und abſchritt. „Hat nicht der Meiſter ſelbſt ſchon geſagt, daß ich zum Prinzen geboren ſey?“ Mit den Kleidern ſchien der Geelle eine ganz königliche Geſinnung angezogen zu haben; r konnte ſich nicht anders denken, als er ſey ein beannter Königsſohn, und als ſolcher beſchloß er, in die Welt zu reiſen und einen Ort zu verlaſſen, wo die Leute isher ſo thöricht geweſen waren, unter der Hülle ſeines iedern Standes nicht ſeine angeborne Würde zu erennen. Das prachtvolle Kleid ſchien ihm von einer ütigen Fee geſchickt, er hütete ſich daher wohl, ein ſo heures Geſchenk zu verſchmähen, ſteckte ſeine geringe Baarſchaft zu ſich und wanderte, begünſtigt von dem Dunkel der Nacht, aus Aleſſandria's Thoren.

Der neue Prinz erregte überall auf ſeiner Wanderſchaft Verwunderung, denn das prachtvolle Kleid und ſein ernſtes majeſtätiſches Weſen wollte gar nicht paſſen für einen Fußgänger. Wenn man ihn darüber befragte, pflegte er mit geheimnißvoller Miene zu antworten, daß es ſeine eigenen Urſachen habe. Als er aber merkte, daß er ſich durch ſeine Fußwanderungen lächerlich mache, kaufte er um geringen Preis ein altes Roß, welches ſehr für ihn paßte, da es ihn mit ſeiner geſetzten Ruhe und Sanftmuth nie in Verlegenheit brachte, ſich als geſchickten Reiter zeigen zu müſſen, was gar nicht ſeine Sache war.

Eines Tages, als er Schritt vor Schritt auf ſeinem Murva, ſo hatte er ſein Roß genannt, ſeine Straße zog, ſchloß ſich ein Reiter an ihn an und bat ihn, in ſeiner

Geſellſchaft reiten zu dürfen, weil ihm der Weg viel kürzer werde im Geſpräch mit einem andern. Der Reiter war ein fröhlicher junger Mann, ſchön und angenehm im Umgang. Er hatte mit Labakan bald ein Geſpräch angeknüpft über woher und wohin, und es traf ſich, daß auch er, wie der Schneidergeſelle, ohne Plan in die Welt hinauszog. Er ſagte, er heiße Omar, ſey der Neffe Elfi Beys, des unglücklichen Baſſa's von Kairo, und reiſe nun umher, um einen Auftrag, den ihm ſein Oheim auf dem Sterbebette ertheilt habe, auszurichten. Labakan ließ ſich nicht ſo offenherzig über ſeine Verhältniſſe aus, er gab ihm zu verſtehen, daß er von hoher Abkunft ſey und zu ſeinem Vergnügen reiſe.

Die beiden jungen Herren fanden Gefallen an einander und zogen fürder. Am zweiten Tage ihrer gemeinſchaftlichen Reiſe fragte Labakan ſeinen Gefährten Omar nach den Aufträgen, die er zu beſorgen habe, und erfuhr zu ſeinem Erſtaunen Folgendes: „Elfi Bey, der Baſſa von Kairo, hatte den Omar ſeit ſeiner früheſten Kindheit erzogen, und dieſer hatte ſeine Eltern nie gekannt. Als nun Elfi Bey von ſeinen Feinden überfallen worden war und nach drei unglücklichen Schlachten, tödtlich verwundet, fliehen mußte, entdeckte er ſeinem Zögling, daß er nicht ſein Neffe ſey, ſondern der Sohn eines mächtigen Herrſchers, welcher, aus Furcht vor den Prophezeihungen ſeiner Sterndeuter, den jungen Prinzen von ſeinem Hofe entfernt habe, mit dem Schwur, ihn erſt an ſeinem zweiundzwanzigſten Geburtstage wieder ſehen zu wollen. Elfi Bey habe ihm den Namen ſeines Vaters nicht genannt, ſondern ihm

aufs beſtimmteſte aufgetragen, am vierten Tage des kommenden Monats Ramadan, an welchem Tage er zweiundzwanzig Jahre alt werde, ſich an der berühmten Säule El-Serujah, vier Tagreiſen öſtlich von Aleſſandria, einzufinden; dort ſolle er den Männern, die an der Säule ſtehen werden, einen Dolch, den er ihm gab, überreichen, mit den Worten: „hier bin ich, den ihr ſuchet;“ wenn ſie antworten: „Gelobt ſey der Prophet, der dich erhielt,“ ſo ſolle er ihnen folgen, ſie werden ihn zu ſeinem Vater führen.

Der Schneidergeſelle Labakan war ſehr erſtaunt über dieſe Mittheilung, er betrachtete von jetzt an den Prinzen Omar mit neidiſchen Augen, erzürnt darüber, daß das Schickſal jenem, obgleich er ſchon für den Neffen eines mächtigen Baſſa galt, noch die Würde eines Fürſtenſohnes verliehen, ihm aber, den es mit allem, was einem Prinzen noththut, ausgerüſtet, gleichſam zum Hohn eine dunkle Geburt und einen gewöhnlichen Lebensweg verliehen habe. Er ſtellte Vergleichungen zwiſchen ſich und dem Prinzen an. Er mußte ſich geſtehen, es ſey jener ein Mann von ſehr vortheilhafter Geſichtsbildung; ſchöne lebhafte Augen, eine kühngebogene Naſe, ein ſanftes zuvorkommendes Benehmen, kurz alle Vorzüge des Aeußeren, die jemand empfehlen können, waren jenem eigen. Aber ſo viele Vorzüge er auch an ſeinem Begleiter fand, ſo geſtand er ſich doch, daß ein Labakan dem fürſtlichen Vater wohl noch willkommener ſeyn dürfte, als der wirkliche Prinz.

Dieſe Betrachtungen verfolgten Labakan den ganzen Tag, mit ihnen ſchlief er im nächſten Nachtlager ein;

aber als er Morgens aufwachte und ſein Blick auf den neben ihm ſchlafenden Omar fiel, der ſo ruhig ſchlafen und von ſeinem gewiſſen Glücke träumen konnte, da erwachte in ihm der Gedanke, ſich durch Liſt oder Gewalt zu erſtreben, was ihm das ungünſtige Schickſal verſagt hatte; der Dolch, das Erkennungszeichen des heimkehrenden Prinzen, ſtack in dem Gürtel des Schlafenden, leiſe zog er ihn hervor, um ihn in die Bruſt des Eigenthümers zu ſtoßen. Doch vor dem Gedanken des Mordes entſetzte ſich die friedfertige Seele des Geſellen, er begnügte ſich, den Dolch zu ſich zu ſtecken, das ſchnellere Pferd des Prinzen für ſich aufzäumen zu laſſen, und ehe Omar aufwachte und ſich aller ſeiner Hoffnungen beraubt ſah, hatte ſein treuloſer Gefährte ſchon einen Vorſprung von mehreren Meilen.

Es war gerade der erſte Tag des heiligen Monats Ramadan, an welchem Labakan den Raub an dem Prinzen begangen hatte, und er hatte alſo noch vier Tage, um zu der Säule El-Serujah, welche ihm wohl bekannt war, zu gelangen. Obgleich die Gegend, worin ſich dieſe Säule befand, höchſtens noch zwei Tagreiſen entfernt ſeyn konnte, ſo beeilte er ſich doch, hinzukommen, weil er immer fürchtete, von dem wahren Prinzen eingeholt zu werden.

Am Ende des zweiten Tages erblickte Labakan die Säule El-Serujah. Sie ſtand auf einer kleinen Anhöhe in einer weiten Ebene und konnte auf zwei bis drei Stunden geſehen werden. Labakans Herz pochte lauter bei dieſem Anblick; obgleich er die letzten zwei Tage hindurch Zeit genug gehabt, über die Rolle, die er ſp

ſpielen hatte, nachzudenken, ſo machte ihn doch das böſe Gewiſſen etwas ängſtlich, aber der Gedanke, daß er zum Prinzen geboren ſey, ſtärkte ihn wieder, ſo daß er getröſteter ſeinem Ziele entgegen ging.

Die Gegend um die Säule El-Serujah war unbewohnt und öde, und der neue Prinz wäre wegen ſeines Unterhalts etwas in Verlegenheit gekommen, wenn er ſich nicht auf mehrere Tage verſehen hätte. Er lagerte ſich alſo neben ſeinem Pferd unter einigen Palmen und erwartete dort ſein ferneres Schickſal.

Gegen die Mitte des andern Tages ſah er einen großen Zug von Pferden und Kameelen über die Ebene her auf die Säule El-Serujah zukommen. Der Zug hielt am Fuße des Hügels, auf welchem die Säule ſtand, man ſchlug prachtvolle Zelte auf, und das Ganze ſah aus wie der Reiſezug eines reichen Baſſa oder Scheik. Labakan ahnete, daß die vielen Leute, welche er ſah, ſich ſeinetwegen hieher bemüht hatten, und hätte ihnen gerne ſchon heute ihren künftigen Gebieter gezeigt, aber er mäßigte ſeine Begierde, als Prinz aufzutreten, da ja doch der nächſte Morgen ſeine kühnſten Wünſche vollkommen befriedigen mußte.

Die Morgenſonne weckte den überglücklichen Schneider zu dem wichtigſten Augenblick ſeines Lebens, welcher ihn aus einem niedrigen Looſe an die Seite eines fürſtlichen Vaters erheben ſollte; zwar fiel ihm, als er ſein Pferd aufzäumte, um zu der Säule hinzureiten, wohl auch das Unrechtmäßige ſeines Schrittes ein, zwar führten ihm ſeine Gedanken den Schmerz des in ſeinen ſchönen *Hoffnungen betrogenen* Fürſtenſohnes vor, aber —

der Würfel war geworfen, er konnte nicht mehr ungeschehen machen, was geschehen war, und seine Eigenliebe flüsterte ihm zu, daß er stattlich genug aussehe, um dem mächtigsten König sich als Sohn vorzustellen; ermuthigt durch diesen Gedanken schwang er sich auf sein Roß, nahm alle seine Tapferkeit zusammen, um es in einen ordentlichen Galopp zu bringen, und in weniger als einer Viertelstunde war er am Fuße des Hügels angelangt. Er stieg ab von seinem Pferd und band es an eine Staude, deren mehrere an dem Hügel wuchsen; hierauf zog er den Dolch des Prinzen Omar hervor und stieg den Hügel hinan. Am Fuß der Säule standen sechs Männer um einen Greisen von hohem königlichen Ansehen; ein prachtvoller Kaftan von Goldstoff, mit einem weißen Cachemirshawl umgürtet, der weiße, mit blitzenden Edelsteinen geschmückte Turban bezeichneten ihn als einen Mann von Reichthum und Würde.

Auf ihn ging Labakan zu, neigte sich tief vor ihm und sprach, indem er ihm den Dolch darreichte: „hier bin ich, den Ihr suchet.“

„Gelobt sey der Prophet, der dich erhielt!“ antwortete der Greis mit Freudenthränen, „umarme deinen alten Vater, mein geliebter Sohn Omar!“ Der gute Schneider war sehr gerührt durch diese feierlichen Worte und sank mit einem Gemisch von Freude und Scham in die Arme des alten Fürsten.

Aber nur einen Augenblick sollte er ungetrübt die Wonne seines neuen Standes genießen; als er sich aus den Armen des fürstlichen Greises aufrichtete, sah er einen Reiter über die Ebene her auf den Hügel zu-

er Reiter und ſein Roß gewährten einen ſonderbaren
ıblick; das Roß ſchien aus Eigenſinn oder Müdigkeit
ht vorwärts zu wollen; in einem ſtolpernden Gang,
: weder Schritt noch Trab war, zog es daher, der
:iter aber trieb es mit Händen und Füßen zu ſchnelle=
n Laufe an. Nur zu bald erkannte Labakan ſein Roß
urva und den echten Prinzen Omar; aber der böſe
:iſt der Lüge war einmal in ihn gefahren, und er be=
loß, wie es auch kommen möge, mit eiſerner Stirne
ne angemaßten Rechte zu behaupten.

Schon aus der Ferne hatte man den Reiter winken
ſehen, jetzt war er trotz dem ſchlechten Trab des Roſſes
urva am Fuße des Hügels angekommen, warf ſich
m Pferd und ſtürzte den Hügel hinan. „Haltet ein!“
:f er, „wer Ihr auch ſein möget, haltet ein, und laſſet
ıch nicht von dem ſchändlichſten Betrüger täuſchen! ich
ıße Omar, und kein Sterblicher wage es, meinen
amen zu mißbrauchen!“

Auf den Geſichtern der Umſtehenden malte ſich tiefes
:ſtaunen über dieſe Wendung der Dinge; beſonders
ıien der Gries ſehr betroffen, indem er bald den einen,
ld den andern fragend anſah; Labakan aber ſprach
it mühſam errungener Ruhe: „Gnädigſter Herr und
ater, laßt Euch nicht irre machen durch dieſen Men=
)en da; es iſt, ſoviel ich weiß, ein wahnſinniger
ſchneidergeſelle aus Aleſſandria, Labakan geheißen,
r mehr unſer Mitleid als unſern Zorn verdient.“

Bis zur Raſerei aber brachten dieſe Worte den
rinzen; ſchäumend vor Wuth, wollte er auf Labakan
ndringen, aber die Umſtehenden warfen ſich dazwiſchen

und hielten ihn feſt, und der Fürſt ſprach: „wahrhaftig, mein lieber Sohn, der arme Menſch iſt verrückt; man binde ihn und ſetze ihn auf einen unſerer Dromedare; vielleicht, daß wir dem Unglücklichen Hülfe ſchaffen können.“

Die Wuth des Prinzen hatte ſich gelegt, weinend rief er dem Fürſten zu: „mein Herz ſagt mir, daß Ihr mein Vater ſeyd, bei dem Andecken meiner Mutter beſchwöre ich Euch, hört mich an!“

„Ei, Gott bewahre uns,“ antwortete dieſer, „er fängt ſchon wieder an, irre zu reden; wie doch der Menſch auf ſo tolle Gedanken kommen kann!“ Damit ergriff er Labakans Arm und ließ ſich von ihm den Hügel hinunter geleiten; ſie ſetzten ſich beide auf ſchöne mit reichen Decken behängte Pferde und ritten an der Spitze des Zuges über die Ebene hin. Dem unglücklichen Prinzen aber feſſelte man die Hände und band ihn auf einen Dromedar feſt, und zwei Reiter waren ihm immer zur Seite, die ein wachſames Auge auf jede ſeiner Bewegungen hatten.

Der fürſtliche Greis war Saaud, der Sultan der Wechabiten. Er hatte lange ohne Kinder gelebt, endlich wurde ihm ein Prinz geboren, nach dem er ſich ſo lange geſehnt hatte; aber die Sterndeuter, welche er um das Schickſal des Knaben befragte, thaten den Ausſpruch: „daß er bis ins zwei und zwanzigſte Jahr in Gefahr ſtehe, von einem Feinde verdrängt zu werden;“ deßwegen, um recht ſicher zu gehen, hatte der Sultan den Prinzen ſeinem alten erprobten Freunde Elfi-Bey zum Erziehen gegeben und zwei und zwanzig ſchmerzliche Jahre auf ſeinen Anblick geharrt.

Dieſes hatte der Sultan ſeinem vermeintlichen Sohne erzählt, und ſich ihm außerordentlich zufrieden mit ſeiner Geſtalt und ſeinem würdevollen Benehmen gezeigt.

Als ſie in das Land des Sultans kamen, wurden ſie überall von den Einwohnern mit Freudengeſchrei empfangen, denn das Gerücht von der Ankunft des Prinzen hatte ſich wie ein Lauffeuer durch alle Städte und Dörfer verbreitet. Auf den Straßen, durch welche ſie zogen, waren Bogen von Blumen und Zweigen errichtet, glänzende Teppiche von allen Farben ſchmückten die Häuſer, und das Volk pries laut Gott und ſeinen Propheten, der ihnen einen ſo ſchönen Prinzen geſandt habe. Alles dies erfüllte das ſtolze Herz des Schneiders mit Wonne; deſto unglücklicher mußte ſich aber der echte Omar fühlen, der noch immer gefeſſelt, in ſtiller Verzweiflung, dem Zuge folgte. Niemand kümmerte ſich um ihn bei dem allgemeinen Jubel, der doch ihm galt; den Namen Omar riefen tauſend und wieder tauſend Stimmen, aber ihn, der dieſen Namen mit Recht trug, ihn beachtete keiner; höchſtens fragte einer oder der andere, wen man denn ſo feſt gebunden mit fortführe, und ſchrecklich tönte in das Ohr des Prinzen die Antwort ſeiner Begleiter, es ſey ein wahnſinniger Schneider.

Der Zug war endlich in die Hauptſtadt des Sultans gekommen, wo alles noch glänzender zu ihrem Empfang bereitet war, als in den übrigen Städten. Die Sultanin, eine ältliche ehrwürdige Frau, erwartete ſie *mit ihrem ganzen* Hofſtaat in dem prachtvollſten

Saale des Schloſſes. Der Boden dieſes Saales war mit einem ungeheuren Teppich bedeckt, die Wände waren mit hellblauem Tuch geſchmückt, das in goldenen Quaſten und Schnüren an großen ſilbernen Haken hing.

Es war ſchon dunkel, als der Zug anlangte, daher waren im Saale viele kugelrunde, farbige Lampen angezündet, welche die Nacht zum Tag erhellten. Am klarſten und vielfarbigſten ſtrahlten ſie aber im Hintergrund des Saales, wo die Sultanin auf einem Throne ſaß. Der Thron ſtand auf vier Stufen und war von lauterem Golde und mit großen Amethyſten ausgelegt. Die vier vornehmſten Emire hielten einen Baldachin von rother Seide über dem Haupte der Sultanin, und der Scheik von Medina fächelte ihr mit einer Windfuchtel von Pfaufedern Kühlung zu.

So erwartete die Sultanin ihren Gemahl und ihren Sohn; auch ſie hatte ihn ſeit ſeiner Geburt nicht mehr geſehen, aber bedeutſame Träume hatten ihr den Erſehnten gezeigt, daß ſie ihn aus Tauſenden erkennen wollte. Jetzt hörte man das Geräuſch des nahenden Zuges, Trompeten und Trommeln miſchten ſich in das Zujauchzen der Menge, der Hufſchlag der Roſſe tönte im Hof des Palaſtes, näher und näher rauſchten die Tritte der Kommenden, die Thüren des Saales flogen auf und durch die Reihen der niederfallenden Diener eilte der Sultan, an der Hand ſeines Sohnes, vor den Thron der Mutter.

„Hier," ſprach er, „bringe ich dir den, nach welchem du dich ſo lange geſehnt."

Die Sultanin fiel ihm in die Rede: „das iſt mein
ohn nicht!“ rief ſie aus, „das ſind nicht die Züge,
e mir der Prophet im Traume gezeigt hat!“

Gerade, als ihr der Sultan ihren Aberglauben
rweiſen wollte, ſprang die Thüre des Saales auf,
inz Omar ſtürzte herein, verfolgt von ſeinen Wäch-
n, denen er ſich mit Anſtrengung aller ſeiner Kraft
triſſen hatte; er warf ſich athemlos vor dem Throne
ber: „hier will ich ſterben! laß mich tödten, grauſamer
ater, denn dieſe Schmach dulde ich nicht länger!“
les war beſtürzt über dieſe Reden, man drängte ſich
n den Unglücklichen her, und ſchon wollten ihn die
rbeieilenden Wachen ergreifen und ihm wieder ſeine
ande anlegen, als die Sultanin, die in ſprachloſem
ſtaunen dieſes alles mit angeſehen hatte, von dem
hrone aufſprang; „haltet ein!“ rief ſie, „dieſer und
n anderer iſt der Rechte, dieſer iſts, den meine Augen
e geſehen und den mein Herz doch gekannt hat!“

Die Wächter hatten unwillkürlich von Omar ab-
laſſen, aber der Sultan, entflammt von wüthendem
rn, rief ihnen zu, den Wahnſinnigen zu binden.
ich habe hier zu entſcheiden,“ ſprach er mit gebietender
timme, „und hier richtet man nicht nach den Träumen
r Weiber, ſondern nach gewiſſen untrüglichen Zeichen;
ſer hier (indem er auf Labakan zeigte) iſt mein Sohn,
nn er hat mir das Wahrzeichen meines Freundes Elſi,
n Dolch, gebracht.“

„Geſtohlen hat er ihn!“ ſchrie Omar, „mein arg-
es Vertrauen hat er zum Verrath mißbraucht!“ Der
ultan *aber hörte nicht* auf die Stimme ſeines Sohnes.

denn er war in allen Dingen gewohnt, eigensinnig nur seinem Urtheil zu folgen; daher ließ er den unglücklichen Omar mit Gewalt aus dem Saale schleppen, er selbst aber begab sich mit Labakan in sein Gemach, voll Wuth über die Sultanin, seine Gemahlin, mit der er doch seit fünfundzwanzig Jahren in Frieden gelebt hatte.

Die Sultanin aber war voll Kummer über diese Begebenheiten; sie war vollkommen überzeugt, daß ein Betrüger sich des Herzens des Sultans bemächtigt hatte, denn jenen Unglücklichen hatten ihr so viele bedeutsame Träume als ihren Sohn gezeigt.

Als sich ihr Schmerz ein wenig gelegt hatte, sann sie auf Mittel, um ihren Gemahl von seinem Unrecht zu überzeugen. Es war dies allerdings schwierig, denn jener, der sich für ihren Sohn ausgab, hatte das Erkennungszeichen, den Dolch, überreicht und hatte auch, wie sie erfuhr, so viel von Omars früherem Leben von diesem selbst sich erzählen lassen, daß er seine Rolle, ohne sich zu verrathen, spielte.

Sie berief die Männer zu sich, die den Sultan zu der Säule El-Serujah begleitet hatten, um sich alles genau erzählen zu lassen, und hielt dann mit ihren vertrautesten Sklavinnen Rath. Sie wählten und verwarfen dies und jenes Mittel; endlich sprach Melechsalah, eine alte, kluge Tscherkassin: „Wenn ich recht gehört habe, verehrte Gebieterin, so nannte der Ueberbringer des Dolches den, welchen du für deinen Sohn hälst, Labakan, einen verwirrten Schneider?“ „Ja, so ist es,“ antwortete die Sultanin, „aber was willst du damit?“

„Was meint ihr," fuhr jene fort, „wenn dieſer Betrüger eurem Sohn ſeinen eigenen Namen aufgeheftet hätte? — und wenn dies iſt, ſo gibt es ein herrliches Mittel, den Betrüger zu fangen, das ich euch ganz im Geheim ſagen will." Die Sultanin bot ihrer Sklavin das Ohr, und dieſe flüſterte ihr einen Rath zu, der ihr zu behagen ſchien, denn ſie ſchickte ſich an, ſogleich zum Sultan zu gehen.

Die Sultanin war eine kluge Frau, welche wohl die ſchwachen Seiten des Sultans kannte und ſie zu benützen verſtand. Sie ſchien daher ihm nachgeben und den Sohn anerkennen zu wollen, und bat ſich nur eine Bedingung aus; der Sultan, dem ſein Aufbrauſen gegen ſeine Frau leid that, geſtand die Bedingung zu, und ſie ſprach: „Ich möchte gerne den Beiden eine Probe ihrer Geſchicklichkeit auferlegen; eine andere würde ſie vielleicht reiten, fechten und Speere werfen laſſen, aber das ſind Sachen, die ein jeder kann; nein, ich will ihnen etwas geben, wozu Scharfſinn gehört. Es ſoll nämlich jeder von ihnen einen Kaftan und ein paar Beinkleider verfertigen, und da wollen wir einmal ſehen, wer die ſchönſten macht."

Der Sultan lachte und ſprach: „Ei, da haſt du ja etwas recht kluges ausgeſonnen. Mein Sohn ſollte mit deinem wahnſinnigen Schneider wetteifern, wer den beſten Kaftan macht? Nein, das iſt nichts." —

Die Sultanin aber berief ſich darauf, daß er ihr die Bedingung zum Voraus zugeſagt habe, und der Sultan, welcher ein Mann von Wort war, gab endlich nach, *obgleich er ſchwur*, wenn der wahnſinnige Schneider

seinen Kaftan auch noch so schön mache, könne er ihn doch nicht für seinen Sohn erkennen.

Der Sultan ging selbst zu seinem Sohn und bat ihn, sich in die Grillen seiner Mutter zu schicken, die nun einmal durchaus einen Kaftan von seiner Hand zu sehen wünsche. Dem guten Labakan lachte das Herz vor Freude; wenn es nur an dem fehlt, dachte er bei sich, da soll die Frau Sultanin bald Freude an mir erleben.

Man hatte zwei Zimmer eingerichtet, eines für den Prinzen, das andere für den Schneider; dort sollten sie ihre Kunst erproben, und man hatte jedem nur ein hinlängliches Stück Seidenzeug, Scheere, Nadel und Faden gegeben.

Der Sultan war sehr begierig, was für ein Ding von Kaftan wohl sein Sohn zu Tage fördern werde, aber auch der Sultanin pochte unruhig das Herz, ob ihre List wohl gelingen werde, oder nicht. Man hatte den Beiden zwei Tage zu ihrem Geschäft ausgesetzt; am dritten Tag ließ der Sultan seine Gemahlin rufen, und als sie erschienen war, schickte er in jene zwei Zimmer, um die beiden Kaftane und ihre Verfertiger holen zu lassen. Triumphirend trat Labakan ein und breitete seinen Kaftan vor den erstaunten Blicken des Sultans aus. „Sieh' her, Vater," sprach er, „sieh' her, verehrte Mutter, ob dies nicht ein Meisterstück von einem Kaftan ist? da laß ich es mit dem geschicktesten Hofschneider auf eine Wette ankommen, ob er einen solchen herausbringt."

Die Sultanin lächelte und wandte sich zu Omar: „Und was hast du herausgebracht, mein Sohn?"

Unwillig warf dieſer den Seidenſtoff und die Scheere auf den Boden. „Man hat mich gelehrt, ein Roß zu bändigen und einen Säbel zu ſchwingen, und meine Lanze trifft auf ſechzig Gänge ihr Ziel — aber die Künſte der Nadel ſind mir fremd, ſie wären auch unwürdig für einen Zögling Elfi Bey's, des Beherrſchers von Kairo."

„O du echter Sohn meines Herrn!" rief die Sultanin, „ach! daß ich dich umarmen, dich Sohn nennen dürfte! Verzeihet, mein Gemahl und Gebieter," ſprach ſie dann, indem ſie ſich zu dem Sultan wandte, „daß ich dieſe Liſt gegen Euch gebraucht habe; ſehet Ihr jetzt noch nicht ein, wer Prinz und wer Schneider iſt? Fürwahr, der Kaftan iſt köſtlich, den Euer Herr Sohn gemacht hat, und ich möchte ihn gerne fragen, bei welchem Meiſter er gelernt habe."

Der Sultan ſaß in tiefen Gedanken, mißtrauiſch, bald ſeine Frau, bald Labakan anſchauend, der umſonſt ſein Erröthen und ſeine Beſtürzung, daß er ſich ſo dumm verrathen habe, zu bekämpfen ſuchte. „Auch dieſer Beweis genügt nicht," ſprach er, „aber ich weiß, Allah ſey es gedankt, ein Mittel, zu erfahren, ob ich betrogen bin oder nicht."

Er befahl, ſein ſchnellſtes Pferd vorzuführen, ſchwang ſich auf und ritt in einen Wald, der nicht weit von der Stadt begann. Dort wohnte, nach einer alten Sage, eine gütige Fee, Adolzaide geheißen, welche oft ſchon den Königen ſeines Stammes in der Stunde der Noth mit ihrem Rath beigeſtanden war; dorthin eilte der Sultan.

In der Mitte des Waldes war ein freier Platz, von hohen Cedern umgeben. Dort wohnte nach der Sage die Fee, und selten betrat ein Sterblicher diesen Platz, denn eine gewisse Scheu davor hatte sich aus alten Zeiten vom Vater auf den Sohn vererbt.

Als der Sultan dort angekommen war, stieg er ab, band sein Pferd an einen Baum, stellte sich in die Mitte des Platzes und sprach mit lauter Stimme: „wenn es wahr ist, daß du meinen Vätern gütigen Rath ertheiltest in der Stunde der Noth, so verschmähe nicht die Bitte ihres Enkels und rathe mir, wo menschlicher Verstand zu kurzsichtig ist.“

Er hatte kaum die letzten Worte gesprochen, als sich eine der Cedern öffnete und eine verschleierte Frau in langen weißen Gewändern hervortrat. „Ich weiß, warum du zu mir kommst, Sultan Saaud! dein Wille ist redlich, darum soll dir auch meine Hülfe werden. Nimm diese zwei Kistchen. Laß jene beiden, welche deine Söhne seyn wollen, wählen; ich weiß, daß der, welcher der echte ist, das rechte nicht verfehlen wird.“ So sprach die Verschleierte und reichte ihm zwei kleine Kistchen von Elfenbein, reich mit Gold und Perlen verziert; auf dem Deckel, welchen der Sultan vergebens zu öffnen versuchte, standen Inschriften von eingesetzten Diamanten.

Der Sultan besann sich, als er nach Hause ritt, hin und her, was wohl in den Kistchen seyn könnte, welche er mit aller Mühe nicht zu eröffnen vermochte; auch die Aufschrift gab ihm kein Licht in der Sache, denn auf dem einen stand: „Ehre und Ruhm,“ auf

dem andern: „Glück und Reichthum.“ Der Sultan dachte bei sich, da würde auch ihm die Wahl schwer werden, unter diesen beiden Dingen, die gleich anziehend, gleich lockend seyen.

Als er in seinen Palast zurückgekommen war, ließ er die Sultanin rufen und und sagte ihr den Ausspruch der Fee, und eine wunderbare Hoffnung erfüllte sie, daß jener, zu dem ihr Herz sie hinzog, das Kistchen wählen würde, welches seine königliche Abkunft beweisen sollte.

Vor dem Throne des Sultans wurden zwei Tische aufgestellt; auf sie setzte der Sultan mit eigener Hand die beiden Kistchen, bestieg dann den Thron und winkte einem seiner Sklaven, die Pforte des Saales zu öffnen. Eine glänzende Versammlung von Bassa's und Emiren des Reiches, die der Sultan berufen hatte, strömte durch die geöffnete Pforte. Sie ließen sich auf prachtvollen Polstern nieder, welche die Wände entlang aufgestellt waren.

Als sie sich alle niedergelassen hatten, winkte der König zum zweiten Mal, und Labakan wurde hereingeführt; mit stolzem Schritte ging er durch den Saal, warf sich vor dem Throne nieder, und sprach: „was befiehlt mein Herr und Vater?“

Der Sultan erhob sich auf seinem Thron und sprach: „mein Sohn, es sind Zweifel an der Echtheit deiner Ansprüche auf diesen Namen erhoben worden; eines jener Kistchen enthält die Bestätigung deiner echten Geburt; wähle! ich zweifle nicht, du wirst das rechte wählen.“

Labakan erhob sich und trat vor die Kistchen; er erwog *lange, was* er wählen sollte, endlich sprach er:

„verehrter Vater, was kann es Höheres geben, als das Glück, dein Sohn zu seyn, was Edleres, als den Reichthum deiner Gnade? Ich wähle das Kistchen, das die Aufschrift Glück und Reichthum zeigt.“

„Wir werden nachher erfahren, ob du recht gewählt hast; einstweilen setze dich dort auf das Polster zum Bassa von Medina,“ sagte der Sultan und winkte seinen Sklaven.

Omar wurde hereingeführt; sein Blick war düster, seine Miene traurig und sein Anblick erregte allgemeine Theilnahme unter den Anwesenden. Er warf sich vor dem Throne nieder und fragte nach dem Willen des Sultans.

Der Sultan deutete ihm an, daß er eines der Kistchen zu wählen habe; er stand auf und trat vor den Tisch.

Er las aufmerksam beide Inschriften und sprach: „die letzten Tage haben mich gelehrt, wie unsicher das Glück, wie vergänglich der Reichthum ist; sie haben mich aber auch gelehrt, daß ein unzerstörbares Gut in der Brust des Tapfern wohnt, die Ehre, und daß der leuchtende Stern des Ruhmes nicht mit dem Glück zugleich vergeht. Und sollte ich einer Krone entsagen, der Würfel liegt, Ehre und Ruhm, ich wähle euch!“

Er setzte seine Hand auf das Kistchen, das er erwählt hatte, aber der Sultan befahl ihm einzuhalten; er winkte Labakan, gleichfalls vor seinen Tisch zu treten, und auch dieser legte seine Hand auf sein Kistchen.

Der Sultan aber ließ sich ein Becken mit Wasser von dem heiligen Brunnen Zemzem in Mekka bringen,

wuſch ſeine Hände zum Gebet, wandte ſein Geſicht nach Oſten, warf ſich nieder und betete: „Gott meiner Väter, der du ſeit Jahrhunderten unſern Stamm rein und unverfälſcht bewahrteſt, gib nicht zu, daß ein Unwürdiger den Namen der Abaſſiden ſchände, ſey mit deinem Schutze meinem echten Sohne nahe in dieſer Stunde der Prüfung.“

Der Sultan erhob ſich und beſtieg ſeinen Thron wieder; allgemeine Erwartung feſſelte die Anweſenden, man wagte kaum zu athmen, man hätte ein Mäuschen über den Saal gehen hören können, ſo ſtill und geſpannt waren alle; die Hinterſten machten lange Hälſe, um über die Vordern nach den Kiſtchen ſehen zu können. Jetzt ſprach der Sultan: „öffnet die Kiſtchen!“ und dieſe, die vorher keine Gewalt zu öffnen vermochte, ſprangen von ſelbſt auf.

In dem Kiſtchen, das Omar gewählt hatte, lag auf einem ſammtenen Kiſſen eine kleine goldene Krone und ein Scepter, in Labakans Kiſtchen — eine große Nadel und ein wenig Zwirn. Der Sultan befahl den beiden, ihre Kiſtchen vor ihn zu bringen. Er nahm das Krönchen von dem Kiſſen in ſeine Hand, und wunderbar war es anzuſehen; wie er es nahm, wurde es größer und größer, bis es die Größe einer rechten Krone erreicht hatte. Er ſetzte die Krone ſeinem Sohn Omar, der vor ihm kniete, auf das Haupt, küßte ihn auf die Stirn und hieß ihn zu ſeiner Rechten ſich niederſetzen. Zu Labakan aber wandte er ſich und ſprach: „es iſt ein altes Sprüchwort: der Schuſter bleibe bei ſeinem Leiſten; es ſcheint, als ſollteſt du bei der Nadel bleiben. Zwar haſt du meine *Gnade nicht* verdient, aber es hat jemand für

dich gebeten, dem ich heute nichts abſchlagen kann; drum ſchenke ich dir dein armſeliges Leben, aber wenn ich dir guten Rathes bin, ſo beeile dich, daß du aus meinem Land kommſt."

Beſchämt, vernichtet, wie er war, vermochte der arme Schneidergeſelle nichts zu erwiedern; er warf ſich vor dem Prinzen nieder und Thränen drangen ihm aus den Augen; „könnt Ihr mir vergeben, Prinz?" ſagte er.

„Treue gegen den Freund, Großmuth gegen den Feind iſt des Abaſſiden Stolz," antwortete der Prinz, indem er ihn aufhob, „gehe hin im Frieden!" „O du mein echter Sohn!" rief gerührt der alte Sultan und ſank an die Bruſt des Sohnes; die Emiren und Baſſa und alle Großen des Reiches ſtanden auf von ihren Sitzen und riefen Heil dem neuen Königsſohn, und unter dem allgemeinen Jubel ſchlich ſich Labakan, ſein Kiſtchen unter dem Arm, aus dem Saal.

Er ging hinunter in die Ställe des Sultans, zäumte ſein Roß Marva auf und ritt zum Thore hinaus, Aleſſandria zu. Sein ganzes Prinzenleben kam ihm wie ein Traum vor, und nur das prachtvolle Kiſtchen, reich mit Perlen und Diamanten geſchmückt, erinnerte ihn, daß er doch nicht geträumt habe.

Als er endlich wieder nach Aleſſandria kam, ritt er vor das Haus ſeines alten Meiſters, ſtieg ab, band ſein Rößlein an die Thüre und trat in die Werkſtatt. Der Meiſter, der ihn nicht gleich kannte, machte ein großes Weſen und fragte, was ihm zu Dienſt ſtehe; als er aber den Gaſt näher anſah und ſeinen alten Labakan

erkannte, rief er seine Gesellen und Lehrlinge herbei, und alle stürzten sich wie wüthend auf den armen Labakan, der keines solchen Empfangs gewärtig war, stießen und schlugen ihn mit Bügeleisen und Ellenmaaß, stachen ihn mit Nadeln und zwickten ihn mit scharfen Scheeren, bis er erschöpft auf einen Haufen alter Kleider niedersank.

Als er nun so da lag, hielt ihm der Meister eine Strafrede über das gestohlene Kleid; vergebens versicherte Labakan, daß er nur deßwegen wiedergekommen sey, um ihm alles zu ersetzen, vergebens bot er ihm den dreifachen Schadenersatz, der Meister und seine Gesellen fielen wieder über ihn her, schlugen ihn weidlich und warfen ihn zur Thüre hinaus; zerschlagen und zerfetzt stieg er auf das Roß Marva und ritt in eine Karavanserai. Dort legte er sein müdes zerschlagenes Haupt nieder, und stellte Betrachtungen an über die Leiden der Erde, über das so oft verkannte Verdienst und über die Nichtigkeit und Flüchtigkeit aller Güter. Er schlief mit dem Entschluß ein, aller Größe zu entsagen und ein ehrsamer Bürger zu werden.

Und den andern Tag gereute ihn sein Entschluß nicht, denn die schweren Hände des Meisters und seiner Gesellen schienen alle Hoheit aus ihm heraus geprügelt zu haben.

Er verkaufte um einen hohen Preis sein Kistchen an einen Juwelenhändler, kaufte sich ein Haus und richtete eine Werkstatt zu seinem Gewerbe ein. Als er alles gut eingerichtet und auch einen Schild mit der Aufschrift „Labakan, Kleidermacher“ vor sein Fenster gehängt

hatte, ſetzte er ſich und begann mit jener Nadel und dem Zwirn, die er in dem Kiſtchen gefunden, den Rock zu flicken, welchen ihm ſein Meiſter ſo grauſam zerſetzt hatte. Er wurde von ſeinem Geſchäft abgerufen, und als er ſich wieder an die Arbeit ſetzen wollte, welch ſonderbarer Anblick bot ſich ihm dar! Die Nadel nähte emſig fort, ohne von jemand geführt zu werden, ſie machte feine zierliche Stiche, wie ſie ſelbſt Labakan in ſeinen kunſtreichſten Augenblicken nicht gemacht hatte.

Wahrlich, auch das geringſte Geſchenk einer gütigen Fee iſt nützlich und von großem Werth! Noch einen andern Werth hatte aber dies Geſchenk, nämlich: das Stückchen Zwirn ging nie aus, die Nadel mochte ſo fleißig ſeyn, als ſie wollte.

Labakan bekam viele Kunden und war bald der berühmteſte Schneider weit und breit; er ſchnitt die Gewänder zu und machte den erſten Stich mit der Nadel daran, und flugs arbeitete dieſe weiter, ohne Unterlaß, bis das Gewand fertig war. Meiſter Labakan hatte bald die ganze Stadt zu Kunden, denn er arbeitete ſchön und außerordentlich billig, und nur über eines ſchüttelten die Leute von Aleſſandria den Kopf, nämlich: daß er ganz ohne Geſellen und bei verſchloſſenen Thüren arbeite.

So war der Spruch des Kiſtchens, Glück und Reichthum verheißend, in Erfüllung gegangen; Glück und Reichthum begleiteten, wenn auch in beſcheidenem Maaße, die Schritte des guten Schneiders, und wenn er von dem Ruhm des jungen Sultans Omar, der in aller Munde lebte, hörte, wenn er hörte, daß dieſer

Tapfere der Stolz und die Liebe ſeines Volkes und der Schrecken ſeiner Feinde ſey, da dachte der ehemalige Prinz bei ſich: „es iſt doch beſſer, daß ich ein Schneider geblieben bin, denn um die Ehre und den Ruhm iſt es eine gar gefährliche Sache.“ So lebte Labakan, zufrieden mit ſich, geachtet von ſeinen Mitbürgern, und wenn die Nadel indeß nicht ihre Kraft verloren, ſo näht ſie noch jetzt mit dem ewigen Zwirn der gütigen Fee Adolzaide.

Mit Sonnenaufgang brach die Karavane auf und gelangte bald nach Birket el Had oder dem Pilgrimsbrunnen, von wo es nur noch drei Stunden Weges nach Kairo war. Man hatte um dieſe Zeit die Karavane erwartet, und bald hatten die Kaufleute die Freude, ihre Freunde aus Kairo ihnen entgegenkommen zu ſehen. Sie zogen in die Stadt durch das Thor Bebel Falch, denn es wird für eine glückliche Vorbedeutung gehalten, wenn man von Mekka kommt, durch dieſes Thor einzuziehen, weil der Prophet hindurch gezogen iſt.

Auf dem Markt verabſchiedeten ſich die vier türkiſchen Kaufleute von dem Fremden und dem griechiſchen Kaufmann Zaleukos, und gingen mit ihren Freunden nach Haus. Zaleukos aber zeigte dem Fremden eine gute Karavanſerai und lud ihn ein, mit ihm das Mittagsmahl zu nehmen. Der Fremde ſagte zu und verſprach, wenn er nur vorher ſich umgekleidet habe, zu erſcheinen.

Der Grieche hatte alle Anſtalten getroffen, den Fremden, welchen er auf der Reiſe liebgewonnen hatte, gut zu bewirthen, und als die Speiſen und Getränke

in gehöriger Ordnung aufgeſtellt waren, ſetzte er ſich, ſeinen Gaſt zu erwarten.

Langſam und ſchweren Schrittes hörte er ihn den Gang, der zu ſeinem Gemach führte, heraufkommen. Er erhob ſich, um ihm freundlich entgegenzugehen und ihn an der Schwelle zu bewillkommnen; aber voll Entſetzen fuhr er zurück, als er die Thüre öffnete, denn jener ſchreckliche Rothmantel trat ihm entgegen; er warf noch einen Blick auf ihn, es war keine Täuſchung; dieſelbe hohe gebietende Geſtalt, die Larve, aus welcher ihn die dunkeln Augen anblitzten, der rothe Mantel mit der goldenen Stickerei war ihm nur allzuwohl bekannt aus den ſchrecklichſten Stunden ſeines Lebens.

Widerſtreitende Gefühle wogten in Zaleukos Bruſt; er hatte ſich mit dieſem Bild ſeiner Erinnerung längſt ausgeſöhnt und ihm vergeben, und doch riß ſein Anblick alle ſeine Wunden wieder auf; alle jene qualvollen Stunden der Todesangſt, jener Gram, der die Blüthe ſeines Lebens vergiftete, zogen im Flug eines Augenblicks an ſeiner Seele vorüber.

„Was willſt du, Schrecklicher?“ rief der Grieche aus, als die Erſcheinung noch immer regungslos auf der Schwelle ſtand, „weiche ſchnell von hinnen, daß ich dir nicht fluche!“

„Zaleukos!“ ſprach eine bekannte Stimme unter der Larve hervor, „Zaleukos, ſo empfängſt du deinen Gaſtfreund?“ Der Sprechende nahm die Larve ab, ſchlug den Mantel zurück; es war Selim Baruch, der Fremde.

Aber Zaleukos ſchien noch nicht beruhigt; ihm graute vor dem Fremden, denn nur zu deutlich hatte er

in ihm den Unbekannten von ponte vecchio erkannt; aber die alte Gewohnheit der Gaſtfreundſchaft ſiegte, er winkte ſchweigend dem Fremden, ſich zu ihm ans Mahl zu ſetzen.

„Ich errathe deine Gedanken,“ nahm dieſer das Wort, als ſie ſich geſetzt hatten, „deine Augen ſehen fragend auf mich; — ich hätte ſchweigen und mich deinen Blicken nie mehr zeigen können, aber ich bin dir Rechenſchaft ſchuldig, und darum wagte ich es auch, auf die Gefahr hin, daß du mir fluchteſt, vor dir in meiner alten Geſtalt zu erſcheinen. Du ſagteſt einſt zu mir: „Der Glaube meiner Väter befiehlt mir, ihn zu lieben, auch iſt er wohl unglücklicher als ich;“ glaube dieſes, mein Freund, und höre meine Rechtfertigung.

„Ich muß weit ausholen, um mich dir ganz verſtändlich zu machen. Ich bin in Alexandrien von chriſtlichen Eltern geboren. Mein Vater, der jüngere Sohn eines alten berühmten franzöſiſchen Hauſes, war Conſul ſeines Landes in Alexandrien. Ich wurde von meinem zehnten Jahr an in Frankreich bei einem Bruder meiner Mutter erzogen und verließ erſt einige Jahre nach dem Ausbruch der Revolution mein Vaterland, um mit meinem Oheim, der in dem Lande ſeiner Ahnen nicht mehr ſicher war, über dem Meere bei meinen Eltern eine Zuflucht zu ſuchen. Voll Hoffnung, die Ruhe und den Frieden, den uns das empörte Volk der Franzoſen entriſſen, im elterlichen Hauſe wieder zu finden, landeten wir. Aber, ach! ich fand nicht alles in meines Vaters *Hauſe, wie es ſeyn* ſollte; die äußeren Stürme der

bewegten Zeit waren zwar noch nicht bis hieher gelangt, deſto unerwarteter hatte das Unglück mein Haus im innerſten Herzen heimgeſucht. Mein Bruder, ein junger hoffnungsvoller Mann, erſter Sekretär meines Vaters, hatte ſich erſt ſeit kurzem mit einem jungen Mädchen, der Tochter eines florentiniſchen Edelmannes, der in unſerer Nachbarſchaft wohnte, verheirathet; zwei Tage vor unſerer Ankunft war dieſe auf einmal verſchwunden, ohne daß weder unſere Familie noch ihr Vater die geringſte Spur von ihr auffinden konnten. Man glaubte endlich, ſie habe ſich auf einem Spaziergang zu weit gewagt und ſey in Räuberhände gefallen. Beinahe tröſtlicher wäre dieſer Gedanke für meinen armen Bruder geweſen, als die Wahrheit, die uns nur zu bald kund wurde. Die Treuloſe hatte ſich mit einem jungen Neapolitaner, den ſie im Hauſe ihres Vaters kennen gelernt hatte, eingeſchifft. Mein Bruder, aufs äußerſte empört über dieſen Schritt, bot alles auf, die Schuldige zur Strafe zu ziehen, doch vergebens; ſeine Verſuche, die in Neapel und Florenz Aufſehen erregt hatten, dienten nur dazu, ſein und unſer aller Unglück zu vollenden. Der florentiniſche Edelmann reiste in ſein Vaterland zurück, zwar mit dem Vorgeben, meinem Bruder Recht zu verſchaffen, der That nach aber, um uns zu verderben. Er ſchlug in Florenz alle jene Unterſuchungen, welche mein Bruder angeknüpft hatte, nieder und wußte ſeinen Einfluß, den er auf alle Art ſich verſchafft hatte, ſo gut zu benützen, daß mein Vater und mein Bruder ihrer Regierung verdächtig gemacht, durch die ſchändlichſten Mittel gefangen, nach Frankreich geführt und

dort vom Beil des Henkers getödtet wurden. Meine arme Mutter verfiel in Wahnſinn, und erſt nach zehn langen Monaten erlöste ſie der Tod von ihrem ſchrecklichen Zuſtand, der aber in den letzten Tagen zu vollem klaren Bewußtſeyn geworden war. So ſtand ich jetzt ganz allein in der Welt, aber nur ein Gedanke beſchäftigte meine Seele, nur ein Gedanke ließ mich meine Trauer vergeſſen, es war jene mächtige Flamme, die meine Mutter in ihrer letzten Stunde in mir angefacht hatte.

„In den letzten Stunden war, wie ich dir ſagte, ihr Bewußtſeyn zurückgekehrt, ſie ließ mich rufen und ſprach mit Ruhe von unſerem Schickſal und ihrem Ende. Dann aber ließ ſie alle aus dem Zimmer gehen, richtete ſich mit feierlicher Miene von ihrem ärmlichen Lager auf und ſagte, ich könne mir ihren Segen erwerben, wenn ich ihr ſchwöre, etwas auszuführen, das ſie mir auftragen würde. Ergriffen von den Worten der ſterbenden Mutter gelobte ich mit einem Eide, zu thun, was ſie mir ſagen werde. Sie brach nun in Verwünſchungen gegen den Florentiner und ſeine Tochter aus, und legte mir mit den fürchterlichſten Drohungen ihres Fluches auf, mein unglückliches Haus an ihm zu rächen. Sie ſtarb in meinen Armen. Jener Gedanke der Rache hatte ſchon lange in meiner Seele geſchlummert; jetzt erwachte er mit aller Macht. Ich ſammelte den Reſt meines väterlichen Vermögens und ſchwur mir, alles an meine Rache zu ſetzen, oder ſelbſt mit unterzugehen.

Bald war ich in Florenz, wo ich mich ſo geheim als möglich aufhielt; mein Plan war um viel erſchwert worden durch die Lage, in welcher ſich meine Feinde

befanden. Der alte Florentiner war Gouverneur geworden und hatte ſo alle Mittel in der Hand, ſobald er das Geringſte ahnete, mich zu verderben. Ein Zufall kam mir zu Hülfe. Eines Abends ſah ich einen Menſchen in bekannter Livrée durch die Straßen gehen; ſein unſicherer Gang, ſein finſterer Blick und das halblaut herausgeſtoßene **santo sacramento** und **maledetto diavolo** ließ mich den alten Pietro, ein Diener des Florentiners, den ich ſchon in Alexandria gekannt hatte, erkennen. Ich war nicht im Zweifel, daß er über ſeinen Herrn in Zorn gerathen ſey, und beſchloß, ſeine Stimmung zu benützen. Er ſchien ſehr überraſcht, mich hier zu ſehen, klagte mir ſein Leiden, daß er ſeinem Herrn, ſeit er Gouverneur geworden, nichts mehr recht machen könne, und mein Gold, unterſtützt von ſeinem Zorn, brachte ihn bald auf meine Seite. Das Schwierigſte war jetzt beſeitigt; ich hatte einen Mann in meinem Solde, der mir zu jeder Stunde die Thüre meines Feindes öffnete, und nun reifte mein Racheplan immer ſchneller heran. Das Leben des alten Florentiners ſchien mir ein zu geringes Gewicht, dem Untergang meines Hauſes gegenüber, zu haben. Sein Liebſtes mußte er gemordet ſehen, und dies war Bianca, ſeine Tochter. Hatte ja ſie ſo ſchändlich an meinem Bruder gefrevelt, war ja ſie doch die Haupturſache unſeres Unglücks. Gar erwünſcht kam ſogar meinem rachedürſtenden Herzen die Nachricht, daß gerade in dieſer Zeit Bianca zum zweiten Mal ſich vermählen wollte; es war beſchloſſen, ſie **mußte** ſterben. Aber mir ſelbſt graute vor der That, und auch Pietro traute ich zu wenig Kraft zu; darum

ſpähten wir umher nach einem Mann, der das Geſchäft vollbringen könnte. Unter den Florentinern wagte ich keinen zu dingen, denn gegen den Gouverneur würde keiner etwas ſolches unternommen haben. Da fiel Pietro der Plan ein, den ich nachher ausgeführt habe, zugleich ſchlug er dich als Fremden und Arzt als den Tauglichſten vor. Den Verlauf der Sache weißt du. Nur an deiner übergroßen Vorſicht und Ehrlichkeit ſchien mein Unternehmen zu ſcheitern. Daher der Zufall mit dem Mantel.

„Pietro öffnete das Pförtchen an dem Palaſt des Gouverneurs, er hätte uns auch eben ſo heimlich wieder hinausgeleitet, wenn wir nicht durch den ſchrecklichen Anblick, der ſich uns durch die Thürſpalte darbot, erſchreckt, entflohen wären. Von Schrecken und Reue gejagt, war ich über zweihundert Schritte fortgerannt, bis ich auf den Stufen einer Kirche niederſank. Dort erſt ſammelte ich mich wieder, und mein erſter Gedanke warſt du und dein ſchreckliches Schickſal, wenn man dich in dem Hauſe fände.

„Ich ſchlich an den Palaſt, aber weder von Pietro noch von dir konnte ich eine Spur entdecken; das Pförtchen aber war offen, ſo konnte ich wenigſtens hoffen, daß du die Gelegenheit zur Flucht benützt haben könnteſt.

„Als aber der Tag anbrach, ließ mich die Angſt vor der Entdeckung und ein unabweisbares Gefühl von Reue nicht mehr in den Mauern von Florenz. Ich eilte nach Rom. Aber denke dir meine Beſtürzung, als man dort nach einigen Tagen überall dieſe Geſchichte

erzählte, mit dem Beiſatz, man habe den Mörder, einen griechiſchen Arzt, gefangen. Ich kehrte in banger Beſorgniß nach Florenz zurück; denn ſchien mir meine Rache ſchon vorher zu ſtark, ſo verfluchte ich ſie jetzt, denn ſie war mir durch dein Leben allzutheuer erkauft. Ich kam an demſelben Tage an, der dich der Hand beraubte. Ich ſchweige von dem, was ich fühlte, als ich dich das Schaffot beſteigen und ſo heldenmüthig leiden ſah. Aber damals, als dein Blut in Strömen aufſpritzte, war der Entſchluß feſt in mir, dir deine übrigen Lebenstage zu verſüßen. Was weiter geſchehen iſt, weißt du, nur das bleibt mir noch zu ſagen übrig, warum ich dieſe Reiſe mit dir machte.

„Als eine ſchwere Laſt drückte mich der Gedanke, daß du mir noch immer nicht vergeben habeſt; darum entſchloß ich mich, viele Tage mit dir zu leben und dir endlich Rechenſchaft abzulegen von dem, was ich mit dir gethan.“

Schweigend hatte der Grieche ſeinen Gaſt angehört, mit ſanftem Blick bot er ihm, als er geendet hatte, ſeine Rechte. „Ich wußte wohl, daß du unglücklicher ſeyn müßteſt als ich, denn jene grauſame That wird, wie eine dunkle Wolke, ewig deine Tage verfinſtern; ich vergebe dir von Herzen. Aber erlaube mir noch eine Frage: wie kommſt du unter dieſer Geſtalt in die Wüſte? was fingſt du an, nachdem du in Konſtantinopel mir das Haus gekauft hatteſt?“

„Ich ging nach Alexandria zurück,“ antwortete der Gefragte; „Haß gegen alle Menſchen tobte in meiner Bruſt; brennender Haß beſonders gegen jene Nationen,

die man die gebildeten nennt. Glaube mir, unter meinen Moslemiten war mir wohler! Kaum war ich einige Monate in Alexandria, als jene Landung meiner Landsleute erfolgte.

„Ich ſah in ihnen nur die Henker meines Vaters und meines Bruders; darum ſammelte ich einige gleichgeſinnten jungen Leute meiner Bekanntſchaft und ſchloß mich jenen tapfern Mamelucken an, die ſo oft der Schrecken des franzöſiſchen Heeres wurden. Als der Feldzug beendigt war, konnte ich mich nicht entſchließen, zu den Künſten des Friedens zurückzukehren. Ich lebte mit einer kleinen Anzahl gleichdenkender Freunde ein unſtätes und flüchtiges, dem Kampf und der Jagd geweihtes Leben; ich lebe zufrieden unter dieſen Leuten, die mich wie ihren Fürſten ehren; denn wenn meine Aſiaten auch nicht ſo gebildet ſind, wie eure Europäer, ſo ſind ſie doch weit entfernt von Neid und Verläumdung, von Selbſtſucht und Ehrgeiz.“

Zaleukos dankte dem Fremden für ſeine Mittheilung, aber er barg ihm nicht, daß er es für ſeinen Stand, für ſeine Bildung angemeſſener fände, wenn er in chriſtlichen, in europäiſchen Ländern leben und wirken würde. Er faßte ſeine Hand und bat ihn, mit ihm zu ziehen, bei ihm zu leben und zu ſterben.

Gerührt ſah ihn der Gaſtfreund an; „daraus erkenne ich, ſagte er, „daß du mir ganz vergeben haſt, daß du mich liebſt. Nimm meinen innigſten Dank dafür.“ Er ſprang auf und ſtand in ſeiner ganzen Größe vor dem Griechen, dem vor dem kriegeriſchen Anſtand, den dunkel blitzenden Augen, der tiefen

geheimnißvollen Stimme ſeines Gaſtes beinahe graute. „Dein Vorſchlag iſt ſchön,“ ſprach jener weiter, „er möchte für jeden andern lockend ſeyn, — ich kann ihn nicht benützen. Schon ſteht mein Roß geſattelt, ſchon erwarten mich meine Diener; lebe wohl, Zaleukos!“

Die Fremden, die das Schickſal ſo wunderbar zuſammengeführt, umarmten ſich zum Abſchied. „Und wie nenne ich dich? wie heißt mein Gaſtfreund, der auf ewig in meinem Gedächtniß leben wird?“ fragte der Grieche.

Der Fremde ſah ihn lange an, drückte ihm noch einmal die Hand und ſprach: „Man nennt mich den Herrn der Wüſte; ich bin der Räuber Orbaſan.“

Zweite Abtheilung.

Der Scheik von Aleſſandria und ſeine Sklaven.

Der Scheik von Aleſſandria, Ali Banu, war ein ſonderbarer Mann; wenn er Morgens durch die Straßen der Stadt ging, angethan mit einem Turban, aus den öſtlichſten Cachemirs gewunden, mit dem Feſtkleide und dem reichen Gürtel, der fünfzig Kameele werth war, wenn er einherging langſamen gravitätiſchen Schrittes, eine Stirne in finſtere Falten gelegt, ſeine Augenbrauen zuſammengezogen, die Augen niedergeſchlagen und alle fünf Schritte gedankenvoll ſeinen langen, ſchwarzen Bart ſtreichelnd; wenn er ſo hinging nach der Moſchee, um, wie es ſeine Würde forderte, den Gläubigen Vorleſungen über den Koran zu halten, da blieben die Leute auf der Straße ſtehen, ſchauten ihm nach und ſprachen zu einander: Es iſt doch ein ſchöner ſtattlicher Mann, — und reich, ein reicher Herr, ſetzte wohl ein anderer hinzu; ſehr reich; hat er nicht ein Schloß am Hafen von Stambul? hat er nicht Güter und Felder, und viele tauſend Stück Vieh und viele Sklaven? Ja, ſprach ein Dritter, und der Tatar, der letzthin von Stambul her, vom

Großherrn ſelbſt, den der Prophet ſegnen möge, an ihn geſchickt kam, der ſagte mir, daß unſer Scheik ſehr in Anſehen ſtehe beim Reis-Effendi, beim Kapidſchi-Baſchi, bei Allen, ja beim Sultan ſelbſt. Ja, rief ein Vierter, ſeine Schritte ſind geſegnet! er iſt ein reicher, vornehmer Herr, aber — ihr wißt, was ich meine! Ja, ja! murmelten dann die anderen dazwiſchen, es iſt wahr, er hat auch ſein Theil zu tragen, möchten nicht mit ihm tauſchen, iſt ein reicher, vornehmer Herr, aber, aber! —

Ali Banu hatte ein herrliches Haus auf dem ſchönſten Platz von Aleſſandria; vor dem Hauſe war eine weite Terraſſe mit Marmor ummauert, beſchattet von Palmbäumen; dort ſaß er oft Abends und rauchte ſeine Waſſerpfeife. In ehrerbietiger Entfernung harrten dann zwölf reichgekleidete Sklaven ſeines Winkes, der eine trug ſeinen Betel, der andere hielt ſeinen Sonnenſchirm, ein dritter hatte Gefäße von gediegenem Golde mit köſtlichem Sorbet angefüllt, ein vierter trug einen Wedel von Pfauenfedern, um die Fliegen aus der Nähe des Herrn zu verſcheuchen, andere waren Sänger und trugen Lauten und Blasinſtrumente, um ihn zu ergötzen mit Muſik, wenn er es verlangte, und der Gelehrteſte von allen trug mehrere Rollen, um ihm vorzuleſen.

Aber ſie harreten vergeblich auf ſeinen Wink, er verlangte nicht Muſik noch Geſang, er wollte keine Sprüche oder Gedichte weiſer Dichter der Vorzeit hören, er wollte keinen Sorbet zu ſich nehmen, noch Betel kauen, ja ſelbſt der mit dem Fächer aus Pfauenfedern hatte vergebliche Arbeit; denn der Herr bemerkte es nicht, wenn ihn eine Fliege ſummend umſchwärmte.

Da blieben oft die Vorübergehenden ſtehen, ſtaunten
ber die Pracht des Hauſes, über die reich gekleideten
Sklaven und über die Bequemlichkeit, womit alles
erſehen war; aber wenn ſie dann den Scheik anſahen,
ie er ſo ernſt und düſter unter den Palmen ſaß, ſeine
ugen nirgends hinwandte, als auf die bläulichen
Wölkchen ſeiner Waſſerpfeife, da ſchüttelten ſie die Köpfe
nd ſprachen: wahrlich, der reiche Mann iſt ein armer
Mann; er, der viel hat, iſt ärmer, als der nichts hat;
nn der Prophet hat ihm den Verſtand nicht gegeben,
zu genießen.“ So ſprachen die Leute, lachten über
n und gingen weiter.

Eines Abends, als der Scheik wiederum vor der
hüre ſeines Hauſes unter den Palmen ſaß, umgeben
n allem Glanz der Erde, und traurig und einſam
ine Waſſerpfeife rauchte, ſtanden nicht ferne davon
nige junge Leute, betrachteten ihn und lachten.

„Wahrlich,“ ſprach der eine, „das iſt ein thörichter
Mann, der Scheik Ali Banu; hätte ich ſeine Schätze,
wollte ſie anders anwenden. Alle Tage wollte ich
en herrlich und in Freuden; meine Freunde müßten
mir ſpeiſen in den großen Gemächern des Hauſes,
d Jubel und Lachen müßten dieſe traurigen Hallen
llen.“

„Ja,“ erwiederte ein anderer, „das wäre nicht
übel, aber viele Freunde zehren ein Gut auf, und
ire es ſo groß als das des Sultans, den der Prophet
ne; aber ſäße ich Abends ſo unter den Palmen auf
m ſchönen Platze hier, da müßten mir die Sklaven
rt *ſingen und muſiciren*, meine Tänzer müßten kommen

und tanzen und ſpringen, und allerlei wunderliche Stücke aufführen; dazu rauchte ich recht vornehm die Waſſerpfeife, ließe mir den köſtlichen Sorbet reichen und ergötzte mich an all dieſem wie ein König von Bagdad."

„Der Scheik," ſprach ein dritter dieſer jungen Leute, der ein Schreiber war, „der Scheik ſoll ein gelehrter und weiſer Mann ſeyn, und wirklich, ſeine Vorleſungen über den Koran zeugen von Beleſenheit in allen Dichtern und Schriften der Weisheit; aber iſt auch ſein Leben ſo eingerichtet, wie es einem vernünftigen Mann geziemt? Dort ſteht ein Sklave mit einem ganzen Arm voll Rollen; ich gäbe mein Feſtkleid dafür, nur eine davon leſen zu dürfen, denn es ſind gewiß ſeltene Sachen; aber er! Er ſitzt und raucht, und läßt Bücher — Bücher ſeyn. Wäre ich der Scheik Ali Banu, der Kerl müßte mir vorleſen, bis er keinen Athem mehr hätte, oder bis die Nacht heraufkäme; und auch dann noch müßt' er mir leſen, bis ich entſchlummert wäre."

„Ha! ihr wißt mir recht, wie man ſich ein köſtliches Leben einrichtet!" lachte der vierte, „eſſen und trinken, ſingen und tanzen, Sprüche leſen und Gedichte hören von armſeligen Dichtern! Nein, ich würde es ganz anders machen. Er hat die herrlichſten Pferde und Kameele und Geld die Menge. Da würde ich an ſeiner Stelle reiſen, reiſen bis an der Welt Ende, und ſelbſt zu den Moskowitern, ſelbſt zu den Franken. Kein Weg wäre mir zu weit, um die Herrlichkeiten der Welt zu ſehen; ſo würde ich thun, wäre ich jener Mann dort."

„Die Jugend iſt eine ſchöne Zeit und das Alter, wo man fröhlich iſt," ſprach ein alter Mann von unſcheinbarem Ausſehen, der neben ihnen ſtand und ihre Reden gehört hatte; „aber erlaubet mir, daß ich es ſage, die Jugend iſt auch thöricht und ſchwatzt hie und da in den Tag hinein, ohne zu wiſſen, was ſie thut."

„Was wollt Ihr damit ſagen, Alter?" fragten verwundert die jungen Leute; „meinet Ihr uns damit? Was geht es Euch an, daß wir die Lebensart des Scheik tadeln?"

„Wenn einer etwas beſſer weiß, als der andere, ſo berichte er ſeinen Irrthum, ſo will es der Prophet," erwiederte der alte Mann; „der Scheik, es iſt wahr, iſt geſegnet mit Schätzen und hat alles, wornach das Herz verlangt, aber er hat Urſache, ernſt und traurig zu ſeyn. Meinet ihr, er ſey immer ſo geweſen? Nein, ich habe ihn noch vor fünfzehn Jahren geſehen, da war er munter und rüſtig wie die Gazelle, uud lebte fröhlich und genoß ſein Leben. Damals hatte er einen Sohn, die Freude ſeiner Tage, ſchön und gebildet, und wer ihn ſah und ſprechen hörte, mußte den Scheik beneiden um dieſen Schatz, denn er war erſt zehn Jahre alt und doch war er ſchon ſo gelehrt, wie ein anderer kaum im achtzehnten."

„Und der iſt ihm geſtorben? Der arme Scheik!" rief der junge Schreiber.

„Es wäre tröſtlich für ihn, zu wiſſen, daß er heimgegangen in die Wohnungen des Propheten, wo er beſſer lebte als hier in Aleſſandria; aber das, was er erfahren mußte, iſt viel ſchlimmer. Es war damals

die Zeit, wo die Franken wie hungrige Wölfe herüber kamen in unſer Land und Krieg mit uns führten. Sie hatten Alexſandria überwältigt, und zogen von da aus weiter und immer weiter und bekriegten die Mamelucken. Der Scheik war ein kluger Mann und wußte ſich gut mit ihnen zu vertragen; aber, ſei es, weil ſie lüſtern waren nach ſeinen Schätzen, ſey es, weil er ſich ſeiner gläubigen Brüder annahm, ich weiß es nicht genau; kurz, ſie kamen eines Tages in ſein Haus und beſchuldigten ihn, die Mamelucken heimlich mit Waffen, Pferden und Lebensmitteln unterſtützt zu haben. Er mochte ſeine Unſchuld beweiſen wie er wollte, es half nichts, denn die Franken ſind ein rohes hartherziges Volk, wenn es darauf ankommt, Geld zu erpreſſen. Sie nahmen alſo ſeinen jungen Sohn, Kairam geheißen, als Geißel in ihr Lager. Er bot ihnen viel Geld für ihn, aber ſie gaben ihn nicht los und wollten ihn zu noch höherem Gebot ſteigern. Da kam ihnen auf einmal von ihrem Baſſa, oder was er war, der Befehl, ſich einzuſchiffen; niemand in Alexſandria wußte ein Wort davon, und — plötzlich waren ſie auf der hohen See, und den kleinen Kairam, Ali Bann's Sohn, ſchleppten ſie wohl mit ſich, denn man hat nie wieder etwas von ihm gehört."

„O der arme Mann, wie hat ihn doch Allah geſchlagen!" riefen einmüthig die jungen Leute und ſchauten mitleidig hin nach dem Scheik, der umgeben von Herrlichkeit, trauernd und einſam unter den Palmen ſaß.

„Sein Weib, das er ſehr geliebt hat, ſtarb ihm aus Kummer um ihren Sohn; er ſelbſt aber konnte ſich

ein Schiff, rüſtete es aus und bewog den fränkiſchen Arzt, der dort unten am Brunnen wohnt, mit ihm nach Frankiſtan zu reiſen, um den verlorenen Sohn aufzuſuchen. Sie ſchifften ſich ein, und waren lange Zeit auf dem Meere, und kamen endlich in das Land jener Giaurs, jener Ungläubigen, die in Aleſſandria geweſen waren. Aber dort ſoll es gerade ſchrecklich zugegangen ſeyn. Sie hatten ihren Sultan umgebracht und die Baſſa, und die Reichen und Armen ſchlugen einander die Köpfe ab, und es war keine Ordnung im Lande. Vergeblich ſuchten ſie in jeder Stadt nach dem kleinen Kairam, niemand wollte von ihm wiſſen, und der fränkiſche Doktor rieth endlich dem Scheik, ſich einzuſchiffen, weil ſie ſonſt wohl ſelbſt um ihre Köpfe kommen könnten.

„So kamen ſie wieder zurück, und ſeit ſeiner Ankunft hat der Scheik gelebt wie an dieſem Tag, denn er trauert um ſeinen Sohn, und er hat Recht. Muß er nicht, wenn er ißt und trinkt, denken: jetzt muß vielleicht mein armer Kairam hungern und dürſten? Und wenn er ſich bekleidet mit reichen Shawls und Feſtkleidern, wie es ſein Amt und ſeine Würde will, muß er nicht denken: jetzt hat er wohl nicht, womit er ſeine Blöße deckt? Und wenn er umgeben iſt von Sängern und Tänzern und Vorleſern, ſeinen Sklaven, denkt er da nicht, jetzt muß wohl mein armer Sohn ſeinem fränkiſchen Gebieter Sprünge vormachen und muſiciren, wie er es haben will? Und was ihm den größten Kummer macht, er glaubt, der kleine Kairam werde, ſo weit vom Lande ſeiner Väter und mitten unter Ungläubigen, die ſeiner *ſpotten, abtrünnig* werden vom Glauben ſeiner Väter.

und er werde ihn einſt nicht umarmen können in den Gärten des Paradieſes!

„Darum iſt er auch ſo mild gegen ſeine Sklaven und giebt große Summen an die Armen; denn er denkt, Allah werde es vergelten und das Herz ſeiner fränkiſchen Herren rühren, daß ſie ſeinen Sohn mild behandeln. Auch gibt er jedesmal, wenn der Tag kömmt, an welchem ihm ſein Sohn entriſſen wurde, zwölf Sklaven frei.“

„Davon habe ich auch ſchon gehört,“ entgegnete der Schreiber, „aber man trägt ſich mit wunderlichen Reden; von ſeinem Sohn wurde dabei nichts erwähnt, wohl aber ſagt man, er ſey ein ſonderbarer Mann und ganz beſonders erpicht auf Erzählungen; da ſoll er jedes Jahr unter ſeinen Sklaven einen Wettſtreit anſtellen, und wer am beſten erzählt, den gibt er frei.“

„Verlaſſet Euch nicht auf das Gerede der Leute,“ ſagte der alte Mann; „es iſt ſo, wie ich es ſage, und ich weiß es genau; möglich iſt, daß er ſich an dieſem ſchweren Tage aufheitern will und ſich Geſchichten erzählen läßt; doch gibt er ſie frei um ſeines Sohnes willen. Doch, der Abend wird kühl, und ich muß weiter gehen. Schalem aleikum, Friede ſey mit euch, ihr jungen Herren, und denket in Zukunft beſſer von dem guten Scheik.“

Die jungen Leute dankten dem Alten für ſeine Nachrichten, ſchauten noch einmal nach dem traurenden Vater und gingen die Straße hinab, indem ſie zu einander ſprachen: „Ich möchte doch nicht der Scheik Ali Banu ſeyn.“

Nicht lange Zeit, nachdem dieſe jungen Leute mit dem alten Mann über den Scheik Ali Banu geſprochen hatten, traf es ſich, daß ſie um die Zeit des Morgengebets wieder dieſe Straße gingen. Da fiel ihnen der alte Mann und ſeine Erzählung ein, und ſie beklagten zuſammen den Scheik und blickten nach ſeinem Hauſe. Aber wie ſtaunten ſie, als ſie dort alles aufs herrlichſte ausgeſchmückt fanden. Von dem Dache, wo geputzte Sklavinnen ſpazieren gingen, wehten Wimpeln und Fahnen, die Halle des Hauſes war mit köſtlichen Teppichen belegt, Seidenſtoff ſchloß ſich an dieſe an, der über die breiten Stufen der Treppe gelegt war, und ſelbſt auf der Straße war noch ſchönes feines Tuch ausgebreitet, wovon ſich mancher wünſchen mochte zu einem Feſtkleid oder zu einer Decke für die Füße.

„Ei, wie hat ſich doch der Scheik geändert in den wenigen Tagen!“ ſprach der junge Schreiber, „will er ein Feſt geben? Will er ſeine Sänger und Tänzer anſtrengen? Seht nur dieſe Teppiche! hat ſie einer ſo ſchön in ganz Aleſſandria! und dieſes Tuch auf dem gemeinen Boden, wahrlich, es iſt ſchade dafür!“

„Weißt du, was ich denke?“ ſprach ein anderer, „er empfängt ſicherlich einen hohen Gaſt; denn das ſind Zubereitungen, wie man ſie macht, wenn ein Herrſcher von großen Ländern oder ein Effendi des Großherrn ein Haus mit ſeinem Beſuche ſegnet. Wer mag wohl heute hieher kommen?“

„Siehe da, geht dort unten nicht unſer Alter von letzthin? Ei, der weiß ja alles und muß auch darüber *Aufſchluß geben können*. Heda! alter Herr! wollet Ihr

nicht ein wenig zu uns treten?“ So riefen ſie; der alte Mann aber bemerkte ihre Winke und kam zu ihnen, denn er erkannte ſie als die jungen Leute, mit welchen er vor einigen Tagen geſprochen. Sie machten ihn aufmerkſam auf die Zurüſtungen im Hauſe des Scheik und fragten ihn, ob er nicht wiſſe, welch hoher Gaſt wohl erwartet werde?

„Ihr glaubt wohl,“ erwiederte er, „Ali Banu feire ein großes Freudenfeſt, oder der Beſuch eines großen Mannes beehre ſein Haus? Dem iſt nicht alſo; aber heute iſt der zwölfte Tag des Monats Ramadan, wie ihr wiſſet, und an dieſem Tag wurde ſein Sohn ins Lager geführt.“

„Aber beim Bart des Propheten!“ rief einer der jungen Leute, „das ſieht ja alles aus, wie Hochzeit und Feſtlichkeiten, und doch iſt es ſein berühmter Trauertag, wie reimt Ihr das zuſammen? Geſteht, der Scheik iſt denn doch etwas zerrüttet im Verſtand.“

„Urtheilet Ihr noch immer ſo ſchnell, mein junger Freund?“ fragte der Alte lächelnd. „Auch diesmal war Euer Pfeil wohl ſpitzig und ſcharf, die Sehne Eures Bogens ſtraff angezogen, und doch habt Ihr weit ab vom Ziele geſchoſſen. Wiſſet, daß heute der Scheik ſeinen Sohn erwartet.“

„So iſt er gefunden?“ riefen die Jünglinge und freuten ſich.

„Nein, und er wird ſich wohl lange nicht finden; aber wiſſet: vor acht oder zehn Jahren, als der Scheik auch einmal mit Trauern und Klagen dieſen Tag beging, auch Sklaven frei gab und viele Arme ſpeiſte,

und tränkte, da traf es ſich, daß er auch einem Derwiſch, der müde und matt im Schatten jenes Hauſes lag, Speiſe und Trank reichen ließ. Der Derwiſch aber war ein heiliger Mann und erfahren in Prophezeihungen und im Sterndeuten. Der trat, als er geſtärkt war durch die milde Hand des Scheiks, zu ihm und ſprach: „Ich kenne die Urſache deines Kummers, iſt nicht heute der zwölfte Ramadan, und haſt du nicht an dieſem Tage deinen Sohn verloren? Aber ſey getroſt, dieſer Tag der Trauer wird dir zum Feſttag werden, denn wiſſe, an dieſem Tage wird einſt dein Sohn zurückkehren.“ So ſprach der Derwiſch. Es wäre Sünde für jeden Muſelmann, an der Rede eines ſolchen Mannes zu zweifeln; der Gram Ali's wurde zwar dadurch nicht gemildert, aber doch harrt er an dieſem Tage immer auf die Rückkehr ſeines Sohnes und ſchmückt ſein Haus und ſeine Halle und die Treppen, als könne jener zu jeder Stunde anlangen.“

„Wunderbar!“ erwiederte der Schreiber, „aber zuſehen möchte ich doch, wie alles ſo herrlich bereitet iſt, wie er ſelbſt in dieſer Herrlichkeit trauert, und hauptſächlich möchte ich zuhören, wie er ſich von ſeinen Sklaven erzählen läßt.“

„Nichts leichter als dies,“ antwortete der Alte. „Der Aufſeher der Sklaven jenes Hauſes iſt mein Freund ſeit langen Jahren, und gönnt mir an dieſem Tage immer ein Plätzchen in dem Saal, wo man unter der Menge der Diener und Freunde des Scheiks den Einzelnen nicht bemerkt. Ich will mit ihm reden, daß er *euch einläßt; ihr* ſeyd ja nur zu vier, und da kann es

ſchon gehen; kommet um die neunte Stunde auf dieſen Platz, und ich will euch Antwort geben.“

So ſprach der Alte; die jungen Leute aber dankten ihm und entfernten ſich, voll Begierde, zu ſehen, wie ſich dies alles begeben würde.

Sie kamen zur beſtimmten Stunde auf den Platz vor dem Hauſe des Scheik und trafen da den Alten, der ihnen ſagte, daß der Aufſeher der Sklaven erlaubt habe, ſie einzuführen. Er ging voran, doch nicht durch die reichgeſchmückten Treppen und Thore, ſondern durch ein Seitenpförtchen, das er ſorgfältig wieder verſchloß. Dann führte er ſie durch mehrere Gänge, bis ſie in den großen Saal kamen. Hier war ein großes Gedränge von allen Seiten; da waren reichgekleidete Männer, angeſehene Herren der Stadt und Freunde des Scheik, die gekommen waren, ihn in ſeinem Schmerz zu tröſten. Da waren Sklaven aller Art und aller Nationen. Aber alle ſahen kummervoll aus; denn ſie liebten ihren Herrn und trauerten mit ihm. Am Ende des Saales, auf einem reichen Divan, ſaßen die vornehmſten Freunde Ali's und wurden von den Sklaven bedient. Neben ihnen auf dem Boden ſaß der Scheik, denn die Trauer um ſeinen Sohn erlaubte ihm nicht, auf den Teppich der Freude zu ſitzen. Er hatte ſein Haupt in die Hand geſtützt und ſchien wenig auf die Tröſtungen zu hören, die ihm ſeine Freunde zuflüſterten. Ihm gegenüber ſaßen einige alte und junge Männer in Sklaventracht. Der Alte belehrte ſeine jungen Freunde, daß dies die Sklaven ſeyen, die Ali Banu an dieſem Tage frei gebe. Es waren unter ihnen auch einige Franken, und der Al-

machte beſonders auf einen von ihnen aufmerkſam, der von ausgezeichneter Schönheit und noch ſehr jung war. Der Scheik hatte ihn erſt einige Tage zuvor einem Sklavenhändler von Tunis um eine große Summe abgekauft, und gab ihn dennoch jetzt ſchon frei, weil er glaubte, je mehr Franken er in ihr Vaterland zurückſchicke, deſto früher werde der Prophet ſeinen Sohn erlöſen.

Nachdem man überall Erfriſchungen umhergereicht hatte, gab der Scheik dem Aufſeher der Sklaven ein Zeichen. Dieſer ſtand auf, und es ward tiefe Stille im Saal. Er trat vor die Sklaven, welche freigelaſſen werden ſollten, und ſprach mit vernehmlicher Stimme: „Ihr Männer, die ihr heute frei ſeyn werdet durch die Gnade meines Herrn Ali Banu, des Scheik von Aleſſandria, thuet nun, wie es Sitte iſt an dieſem Tage in ſeinem Hauſe, und hebet an zu erzählen.“

Sie flüſterten unter einander. Dann aber nahm ein alter Sklave das Wort und fing an zu erzählen:

Der Zwerg Nase.

Herr! diejenigen thun ſehr unrecht, welche glauben, es habe nur zu Zeiten Haruns Al-Raſchid, des Beherrſchers von Bagdad, Feen und Zauberer gegeben, oder die gar behaupten, jene Berichte von dem Treiben der Genien und ihrer Fürſten, welche man von den Erzählern auf den Märkten der Stadt hört, ſeyen unwahr. Noch heute gibt es Feen, und es iſt nicht ſo lange her, daß ich ſelbſt Zeuge einer Begebenheit war, wo offenbar die Genien im Spiel waren, wie ich Euch *berichten werde.*

In einer bedeutenden Stadt meines lieben Vaterlandes, Deutſchland, lebte vor vielen Jahren ein Schuſter mit ſeiner Frau, ſchlicht und recht. Er ſaß bei Tag an der Ecke der Straße und flickte Schuhe und Pantoffeln, und machte wohl auch neue, wenn ihm einer weiche anvertrauen mochte; doch mußte er dann das Leder erſt einkaufen, denn er war arm und hatte keine Vorräthe. Seine Frau verkaufte Gemüſe und Früchte, die ſie in einem kleinen Gärtchen vor dem Thore pflanzte, und viele Leute kauften gerne bei ihr, weil ſie reinlich und ſauber gekleidet war, und ihr Gemüſe auf gefällige Art auszubreiten und zu legen wußte.

Die beiden Leutchen hatten einen ſchönen Knaben, angenehm von Geſicht, wohlgeſtaltet und für das Alter von zwölf Jahren ſchon ziemlich groß. Er pflegte gewöhnlich bei der Mutter auf dem Gemüſemarkt zu ſitzen, und den Weibern oder Köchen, die viel bei der Schuſtersfrau eingekauft hatten, trug er wohl auch einen Theil der Früchte nach Hauſe, und ſelten kam er von einem ſolchen Gang zurück, ohne eine ſchöne Blume oder ein Stückchen Geld oder Kuchen; denn die Herrſchaften dieſer Köche ſahen es gerne, wenn man den ſchönen Knaben mit nach Hauſe brachte, und beſchenkten ihn immer reichlich.

Eines Tages ſaß die Frau des Schuſters wieder wie gewöhnlich auf dem Markte, ſie hatte vor ſich einige Körbe mit Kohl und anderm Gemüſe, allerlei Kräuter und Sämereien, auch in einem kleineren Körbchen frühe Birnen, Aepfel und Aprikoſen. Der kleine Jakob, ſo hieß der Knabe, ſaß neben ihr und rief mit heller Stimme

e Waaren aus: „Hieher, ihr Herren! ſeht, welch
ſchöner Kohl, wie wohlriechend dieſe Kräuter; frühe
irnen, ihr Frauen! frühe Aepfel und Aprikoſen, wer
uft? Meine Mutter gibt es wohlfeil.“ So rief der
nabe. Da kam ein altes Weib über den Markt her;
ſah etwas zerriſſen und zerlumpt aus, hatte ein klei-
s ſpitziges Geſicht, vom Alter ganz eingefurcht, rothe
ugen und eine ſpitzige gebogene Naſe, die gegen das
inn hinabſtrebte; ſie ging an einem langen Stock, und
ch konnte man nicht ſagen, wie ſie ging; denn ſie hinkte
d rutſchte und wankte, es war, als habe ſie Räder in
n Beinen und könne alle Augenblicke umſtülpen und
t der ſpitzigen Naſe aufs Pflaſter fallen.

Die Frau des Schuſters betrachtete dieſes Weib
fmerkſam. Es waren jetzt doch ſchon ſechzehn Jahre,
ß ſie täglich auf dem Markte ſaß, und nie hatte ſie
ſe ſonderbare Geſtalt bemerkt. Aber ſie erſchrack un-
llkürlich, als die Alte auf ſie zuhinkte und an ihren
rben ſtille ſtand.

„Seyd Ihr Hanne, die Gemüſehändlerin?“ fragte
s alte Weib mit unangenehmer krächzender Stimme,
dem ſie beſtändig den Kopf hin- und herſchüttelte.

„Ja, die bin ich,“ antwortete die Schuſtersfrau;
ſt Euch etwas gefällig?“

„Wollen ſehen, wollen ſehen! Kräutlein ſchauen,
räutlein ſchauen, ob du haſt, was ich brauche?“ ant-
rtete die Alte, beugte ſich nieder vor den Körben und
hr mit ein Paar dunkelbraunen häßlichen Händen in
n Kräuterkorb hinein, packte die Kräutlein, die ſo
ön und zierlich ausgebreitet waren, mit ihren langen

Spinnenfingern, brachte ſie dann eines um das andere hinauf an die lange Naſe und beroch ſie hin und her. Der Frau des Schuſters wollte es faſt das Herz abdrücken, wie ſie das alte Weib alſo mit ihren ſeltenen Kräutern handthieren ſah; aber ſie wagte nichts zu ſagen; denn es war das Recht des Käufers, die Waare zu prüfen, und überdies empfand ſie ein ſonderbares Grauen vor dem Weibe. Als jene den ganzen Korb durchgemuſtert hatte, murmelte ſie: „ſchlechtes Zeug, ſchlechtes Kraut, nichts von allem, was ich will; war viel beſſer vor fünfzig Jahren; ſchlechtes Zeug! ſchlechtes Zeug!“

Solche Reden verdroſſen nun den kleinen Jakob. „Höre, du biſt ein unverſchämtes altes Weib!“ rief er unmuthig, „erſt fährſt du mit deinen garſtigen braunen Fingern in die ſchönen Kräuter hinein und drückſt ſie zuſammen, dann hältſt du ſie an deine lange Naſe, daß ſie niemand mehr kaufen mag, wer zugeſehen, und jetzt ſchimpfſt du noch unſere Waare ſchlechtes Zeug, und doch kauft ſelbſt der Koch des Herzogs alles bei uns!“

Das alte Weib ſchielte den muthigen Knaben an, lachte widerlich und ſprach mit heiſerer Stimme: „Söhnchen, Söhnchen! alſo gefällt dir meine Naſe, meine ſchöne lange Naſe, ſollſt auch eine haben, mitten im Geſicht bis über's Kinn herab.“ Während ſie ſo ſprach, rutſchte ſie an den andern Korb, in welchem Kohl ausgelegt war. Sie nahm die herrlichſten weißen Kohlhäupter in die Hand, drückte ſie zuſammen, daß ſie ächzten, warf ſie dann wieder unordentlich in den Korb und ſprach auch hier: „ſchlechte Waare, ſchlechter Kohl!“

„Wackle nur nicht ſo garſtig mit dem Kopf hin und
:r!“ rief der Kleine ängſtlich, „dein Hals iſt ja ſo
inne wie ein Kohlſtengel, der könnte leicht abbrechen,
ıd dann fiele dein Kopf hinein in den Korb; wer wollte
ınn noch kaufen?“

„Gefallen ſie dir nicht, die dünnen Hälſe?“ mur-
elte die Alte lachend. „Sollſt gar keinen haben, Kopf
uß in den Schultern ſtecken, daß er nicht herabfällt
m kleinen Körperlein?“

„Schwatzt doch nicht ſo unnützes Zeug mit dem
leinen da,“ ſagte endlich die Frau des Schuſters, im
mmuth über das lange Prüfen, Muſtern und Berie-
:n; „wenn Ihr etwas kaufen wollt, ſo ſputet Euch,
ır verſcheucht mir ja die andern Kunden.“

„Gut, es ſey wie du ſagſt!“ rief die Alte mit grim-
igem Blick, ich will dir dieſe ſechs Kohlhäupter abkau-
ı; aber ſiehe, ich muß mich auf den Stab ſtützen und
nn nichts tragen; erlaube deinem Söhnlein, daß es
r die Waare nach Hauſe bringt, ich will es dafür be-
)nen.“

Der Kleine wollte nicht mit gehen und weinte,
ın ihm graute vor der häßlichen Frau; aber die Mut-
befahl es ihm ernſtlich, weil ſie es doch für eine
ünde hielt, der alten ſchwächlichen Frau dieſe Laſt
ein aufzubürden; halb weinend that er, wie ſie be-
)len, raffte die Kohlhäupter in ein Tuch zuſammen
d folgte dem alten Weib über den Markt hin.

Es ging nicht ſehr ſchnell bei ihr, und ſie brauchte
nahe drei Viertelſtunden, bis ſie in einen ganz en-
enen Theil der Stadt kam und endlich vor einem

kleinen baufälligen Hause stillhielt. Dort zog sie einen alten rostigen Haken aus der Tasche, fuhr damit geschickt in ein kleines Loch in der Thüre, und plötzlich sprang diese krachend auf. Aber wie war der kleine Jakob überrascht, als er eintrat! Das Innere des Hauses war prachtvoll ausgeschmückt, von Marmor war die Decke und die Wände, die Geräthschaften vom schönsten Ebenholz, mit Gold und geschliffenen Steinen eingelegt, der Boden aber war von Glas und so glatt, daß der Kleine einigemal ausgleitete und umfiel. Die Alte aber zog ein silbernes Pfeifchen aus der Tasche und pfiff eine Weise darauf, die gellend durch das Haus tönte. Da kamen sogleich einige Meerschweinchen die Treppe herab; dem Jakob wollte es aber ganz sonderbar dünken, daß sie aufrecht auf zwei Beinen gingen, Nußschalen statt Schuhen an den Pfoten trugen, menschliche Kleider angelegt und sogar Hüte nach der neuesten Mode auf die Köpfe gesetzt hatten. „Wo habt ihr meine Pantoffeln, schlechtes Gesindel?“ rief die Alte und schlug mit dem Stock nach ihnen, daß sie jammernd in die Höhe sprangen; „wie lange soll ich noch so dastehen?“

Sie sprangen schnell die Treppe hinauf und kamen wieder mit ein paar Schalen von Cocosnuß mit Leder gefüttert, welche sie der Alten geschickt an die Füße steckten.

Jetzt war alles Hinken und Rutschen vorbei. Sie warf den Stab von sich und gleitete mit großer Schnelligkeit über den Glasboden hin, indem sie den kleinen Jakob an der Hand mit fortzog. Endlich hielt sie in einem Zimmer stille, das mit allerlei Geräthschaften

ausgeputzt, beinahe einer Küche glich, obgleich die Tische von Mahagoniholz und die Sopha's, mit reichen Teppichen behängt, mehr zu einem Prunkgemach paßten. „Setze dich," sagte die Alte recht freundlich, indem sie ihn in die Ecke eines Sopha drückte und einen Tisch also vor ihn hinstellte, daß er nicht mehr hervorkommen konnte. „Setze dich, du hast gar schwer zu tragen gehabt, die Menschenköpfe sind nicht so leicht, nicht so leicht."

„Aber Frau, was sprechet Ihr so wunderlich?" rief der Kleine, „müde bin ich zwar, aber es waren ja Kohlköpfe, die ich getragen, Ihr habt sie meiner Mutter abgekauft."

„Ei, das weißt du falsch," lachte das Weib, deckte den Deckel des Korbes auf und brachte einen Menschenkopf hervor, den sie am Schopf gefaßt hatte. Der Kleine war vor Schrecken außer sich; er konnte nicht fassen, wie dies alles zuging, aber er dachte an seine Mutter; wenn jemand von diesen Menschenköpfen etwas erfahren würde, dachte er bei sich, da würde man gewiß meine Mutter dafür anklagen.

„Muß dir nun auch etwas geben zum Lohn, weil du so artig bist," murmelte die Alte; „gedulde dich nur ein Weilchen, will dir ein Süppchen einbrocken, an das du dein Leben lang denken wirst." So sprach sie und pfiff wieder. Da kamen zuerst viele Meerschweinchen in menschlichen Kleidern; sie hatten Küchenschürzen umgebunden, und im Gürtel Rührlöffel und Tranchirmesser, nach diesen kam eine Menge Eichhörnchen hereingehüpft; sie hatten weite türkische Beinkleider an, gingen *aufrecht* und auf dem Kopf trugen sie grüne

Mützchen von Sammt. Dieſe ſchienen die Küchenjungen zu ſeyn; denn ſie kletterten mit großer Geſchwindigkeit an den Wänden hinauf und brachten Pfannen und Schüſſeln, Eier und Butter, Kräuter und Mehl herab und trugen es auf den Heerd; dort aber fuhr die alte Frau auf ihren Pantoffeln von Cocosſchalen beſtändig hin und her, und der Kleine ſah, daß ſie es ſich recht angelegen ſeyn laſſe, ihm etwas Gutes zu kochen. Jetzt kniſterte das Feuer höher empor, jetzt rauchte und ſott es in der Pfanne, ein angenehmer Geruch verbreitete ſich im Zimmer, die Alte aber rannte auf und ab, die Eichhörnchen und Meerſchweine ihr nach, und ſo oft ſie am Heerde vorbei kam, guckte ſie mit ihrer langen Naſe in den Topf. Endlich fing es an zu ſprudeln und zu ziſchen, Dampf ſtieg aus dem Topf hervor, und der Schaum floß herab ins Feuer. Da nahm ſie ihn weg, goß davon in eine ſilberne Schale und ſetzte ſie dem kleinen Jakob vor.

„So, Söhnchen, ſo,“ ſprach ſie, „iß nur dieſes Süppchen, dann haſt du alles, was dir an mir ſo gefallen. Sollſt auch ein geſchickter Koch werden, daß du doch etwas biſt; aber Kräutlein, nein das Kräutlein ſollſt du nimmer finden, warum hat es deine Mutter nicht in ihrem Korb gehabt?“ Der Kleine verſtand nicht recht, was ſie ſprach, deſto aufmerkſamer behandelte er die Suppe, die ihm ganz trefflich ſchmeckte. Seine Mutter hatte ihm manche ſchmackhafte Speiſe bereitet, aber ſo gut war ihm noch nichts geworden. Der Duft von ſeinen Kräutern und Gewürzen ſtieg aus der Suppe auf, dabei war ſie ſüß und ſäuerlich zugleich

und ſehr ſtark. Während er noch die letzten Tropfen der köſtlichen Speiſe austrank, zündeten die Meerſchweinchen arabiſchen Weihrauch an, der in bläulichen Wolken durch das Zimmer ſchwebte, dichter und immer dichter wurden dieſe Wolken und ſanken herab, der Geruch des Weihrauches wirkte betäubend auf den Kleinen, er mochte ſich zurufen, ſo oft er wollte, daß er zu ſeiner Mutter zurückkehren müſſe; wenn er ſich ermannte, ſank er immer wieder von neuem in den Schlummer zurück und ſchlief endlich wirklich auf dem Sopha des alten Weibes ein.

Sonderbare Träume kamen über ihn. Es war ihm, als ziehe ihm die Alte ſeine Kleider aus und umhülle ihn dafür mit einem Eichhörnchensbalg. Jetzt konnte er Sprünge machen und klettern wie ein Eichhörnchen; er ging mit den übrigen Eichhörnchen und Meerſchweinen, die ſehr artige, geſittete Leute waren, um, und hatte mit ihnen den Dienſt bei der alten Frau. Zuerſt wurde er nur zu den Dienſten eines Schuhputzers gebraucht, d. h. er mußte die Cocosnüſſe, welche die Frau ſtatt der Pantoffeln trug, mit Oel ſalben und durch Reiben glänzend machen. Da er nun in ſeines Vaters Hauſe zu ähnlichen Geſchäften oft angehalten worden war, ſo ging es ihm flink von der Hand; etwa nach einem Jahre, träumte er weiter, wurde er zu feineren Geſchäften gebraucht; er mußte nämlich mit noch einigen Eichhörnchen Sonnenſtäubchen fangen, und wenn ſie genug hatten, ſolche durch das feinſte Haarſieb ſieben. Die Frau hielt nämlich die Sonnenſtäubchen *für das Allerfeinſte*, und weil ſie nicht gut beißen konnte,

denn sie hatte keinen Zahn mehr, so ließ sie ihr Brod aus Sonnenstäubchen zubereiten.

Wiederum nach einem Jahre wurde er zu den Dienern versetzt, die das Trinkwasser für die Alte sammelten. Man denke nicht, daß sie sich hiezu eine Zisterne hätte graben lassen, oder ein Faß in den Hof stellte, um das Regenwasser darin aufzufangen; da ging es viel feiner zu; die Eichhörnchen, und Jakob mit ihnen, mußten mit Haselnußschalen den Thau aus den Rosen schöpfen, und das war das Trinkwasser der Alten. Da sie nun bedeutend viel trank, so hatten die Wasserträger schwere Arbeit. Nach einem Jahr wurde er zum innern Dienst des Hauses bestellt; er hatte nämlich das Amt, die Böden rein zu machen; da nun diese von Glas waren, worin man jeden Hauch sah, war es keine geringe Arbeit. Sie mußten sie bürsten und altes Tuch an die Füße schnallen, und auf diesem künstlich im Zimmer umherfahren. Im vierten Jahre ward er endlich zur Küche versetzt. Es war dies ein Ehrenamt, zu welchem man nur nach langer Prüfung gelangen konnte. Jakob diente dort vom Küchenjungen aufwärts bis zum ersten Pastetenmacher und erreichte eine so ungemeine Geschicklichkeit und Erfahrung in allem was die Küche betrifft, daß er sich oft über sich selbst wundern mußte; die schwierigsten Sachen, Pasteten von zweihunderterlei Essenzen, Kräutersuppen von allen Kräutlein der Erde zusammengesetzt, alles lernte er, alles verstand er schnell und kräftig zu machen.

So waren etwa sieben Jahre im Dienste des alten Weibes vergangen, da befahl sie ihm eines Tags

indem ſie die Cocosſchuhe auszog, Korb und Krückenſtock zur Hand nahm, um auszugehen, er ſollte ein Hühnlein rupfen, mit Kräutern füllen und ſolches ſchön bräunlich und gelb röſten, bis ſie wieder käme. Er that dies nach den Regeln der Kunſt. Er drehte dem Hühnlein den Kragen um, brühte es in heißem Waſſer, zog ihm geſchickt die Federn aus, ſchabte ihm nachher die Haut, daß ſie glatt und fein wurde, und nahm ihm die Eingeweide heraus. Sodann fing er an, die Kräuter zu ſammeln, womit er das Hühnlein füllen ſollte. In der Kräuterkammer gewahrte er aber diesmal ein Wandſchränkchen, deſſen Thüre halb geöffnet war, und das er ſonſt nie bemerkt hatte. Er ging neugierig näher, um zu ſehen, was es enthalte, und ſiehe da, es ſtanden viele Körbchen darinnen, von welchen ein ſtarker angenehmer Geruch ausging. Er öffnete eines dieſer Körbchen und fand darin Kräutlein von ganz beſonderer Geſtalt und Farbe. Die Stengel und Blätter waren blaugrün und trugen oben eine kleine Blume von brennendem Roth mit Gelb verbrämt; er betrachtete ſinnend dieſe Blume, beroch ſie, und ſie ſtrömte denſelben ſtarken Geruch aus, von dem einſt jene Suppe, die ihm die Alte gekocht, geduftet hatte. Aber ſo ſtark war der Geruch, daß er zu nieſen anfing, immer heftiger nieſen mußte, und — am Ende nieſend erwachte.

Da lag er auf dem Sopha des alten Weibes und blickte verwundert umher. „Nein, wie man aber ſo lebhaft träumen kann!“ ſprach er zu ſich; „hätte ich jetzt doch ſchwören wollen, daß ich ein ſchnödes Eichhörnchen, ein Kamerade von Meerſchweinen und anderem

Ungeziefer, dabei aber ein großer Koch geworden ſey. Wie wird die Mutter lachen, wenn ich ihr alles erzähle! Aber wird ſie nicht auch ſchmälen, daß ich in einem fremden Hauſe einſchlafe, ſtatt ihr zu helfen auf dem Markte?“ Mit dieſen Gedanken raffte er ſich auf, um hinweg zu gehen; noch waren ſeine Glieder vom Schlafe ganz ſteif; beſonders ſein Nacken, denn er konnte den Kopf nicht recht hin und her bewegen; er mußte auch ſelbſt über ſich lächeln, daß er ſo ſchlaftrunken war, denn alle Augenblicke, ehe er es ſich verſah, ſtieß er mit der Naſe an einen Schrank oder an die Wand, oder ſchlug ſie, wenn er ſich ſchnell umwandte, an einen Thürpfoſten. Die Eichhörnchen und Meerſchweinchen liefen winſelnd um ihn her, als wollten ſie ihn begleiten, er lud ſie auch wirklich ein, als er auf der Schwelle war, denn es waren niedliche Thierchen, aber ſie fuhren auf ihren Nußſchaalen ſchnell ins Haus zurück, und er hörte ſie nur noch in der Ferne heulen.

Es war ein ziemlich entlegener Theil der Stadt, wohin ihn die Alte geführt hatte, und er konnte ſich kaum aus den engen Gaſſen herausfinden, auch war dort ein großes Gedränge; denn es mußte ſich, wie ihm dünkte, gerade in der Nähe ein Zwerg ſehen laſſen; überall hörte er rufen: „ei, ſehet den häßlichen Zwerg! wo kommt der Zwerg her? Ei, was hat er doch für eine lange Naſe, und wie ihm der Kopf in den Schultern ſteckt, und die braunen häßlichen Hände!“ Zu einer andern Zeit wäre er wohl auch nachgelaufen, denn er ſah für ſein Leben gern Rieſen und Zwerge oder ſeltſame fremde Trachten, aber ſo mußte er ſich ſputen, um zur Mutter zu kommen.

Es war ihm ganz ängſtlich zu Muth, als er auf den Markt kam. Die Mutter ſaß noch da und hatte noch ziemlich viele Früchte im Korb, lange konnte er alſo nicht geſchlafen haben, aber doch kam es ihm von weitem ſchon vor, als ſey ſie ſehr traurig; denn ſie rief die Vorübergehenden nicht an, einzukaufen, ſondern hatte den Kopf in die Hand geſtützt, und als er näher kam, glaubte er auch, ſie ſey bleicher als ſonſt. Er zauderte, was er thun ſollte; endlich faßte er ſich ein Herz, ſchlich ſich hinter ſie hin, legte traulich ſeine Hand auf ihren Arm und ſprach: „Mütterchen, was fehlt dir? biſt du böſe auf mich?“

Die Frau wandte ſich um nach ihm, fuhr aber mit einem Schrei des Entſetzens zurück:

„Was willſt du von mir, häßlicher Zwerg!“ rief ſie, „fort, fort! ich kann dergleichen Poſſenſpiel nicht leiden.“

„Aber Mutter, was haſt du denn?“ fragte Jakob ganz erſchrocken; „dir iſt gewiß nicht wohl; warum willſt du denn deinen Sohn von dir jagen?“

„Ich habe dir ſchon geſagt, gehe deines Weges!“ entgegnete Frau Hanne zürnend. „Bei mir verdienſt du kein Geld durch deine Gaukeleien, häßliche Mißgeburt.“

„Wahrhaftig, Gott hat ihr das Licht des Verſtandes geraubt!“ ſprach der Kleine bekümmert zu ſich, „was fange ich nur an, um ſie nach Haus zu bringen? Lieb' Mütterchen, ſo ſey doch nur vernünftig; ſieh mich doch nur recht an; ich bin ja dein Sohn, dein Jakob.“

„Nein, jetzt wird mir der Spaß zu unverſchämt!“ rief Hanne ihrer Nachbarin zu, „ſeht nur den häßlichen Zwerg da, da ſteht er, und vertreibt mir gewiß alle

Käufer, und mit meinem Unglück wagt er zu ſpotten. Spricht zu mir: ich bin ja dein Sohn, dein Jakob, der Unverſchämte!“

Da erhoben ſich die Nachbarinnen und fingen an zu ſchimpfen, ſo arg ſie konnten, und Marktweiber, wiſſet Ihr wohl, verſtehen es, und ſchalten ihn, daß er des Unglücks der armen Hanne ſpotte, der vor ſieben Jahren ihr bildſchöner Knabe geſtohlen worden ſey, und drohten insgeſammt über ihn herzufallen und ihn zu zerkratzen, wenn er nicht alſobald ginge.

Der arme Jakob wußte nicht, was er von dieſem allem denken ſollte. War er doch, wie er glaubte, heute frühe, wie gewöhnlich, mit der Mutter auf den Markt gegangen, hatte ihr die Früchte aufſtellen helfen, war nachher mit dem alten Weib in ihr Haus gekommen, hatte ein Süppchen verzehrt, ein kleines Schläfchen gemacht und war jetzt wieder da; und doch ſprachen die Mutter und die Nachbarinnen von ſieben Jahren! und ſie nannten ihn einen garſtigen Zwerg! was war denn nun mit ihm vorgegangen? — Als er ſah, daß die Mutter gar nichts mehr von ihm hören wollte, traten ihm die Thränen in die Augen, und er ging trauernd die Straße hinab nach der Bude, wo ſein Vater den Tag über Schuhe flickte. „Ich will doch ſehen,“ dachte er bei ſich, „ob er mich auch nicht kennen will; unter die Thüre will ich mich ſtellen und mit ihm ſprechen.“ Als er an der Bude des Schuſters angekommen war, ſtellte er ſich unter die Thüre und ſchaute hinein. Der Meiſter war ſo emſig mit ſeiner Arbeit beſchäftigt, daß er ihn gar nicht ſah; als er aber zufällig einen Blick

nach der Thüre warf, ließ er Schuhe, Draht und Pfriem auf die Erde fallen und rief mit Entſetzen: „Um Gottes willen, was iſt das, was iſt das!“

„Guten Abend, Meiſter!“ ſprach der Kleine, indem er vollends in den Laden trat, „wie geht es Euch?“

„Schlecht, ſchlecht, kleiner Herr!“ antwortete der Vater, zu Jakobs großer Verwunderung; denn er ſchien ihn auch nicht zu kennen. „Das Geſchäft will mir nicht mehr von der Hand. Bin ſo allein und werde jetzt alt, doch iſt mir ein Geſelle zu theuer.“

„Aber habt Ihr denn kein Söhnlein, das Euch nach und nach an die Hand gehen könnte bei der Arbeit?“ forſchte der Kleine weiter.

„Ich hatte einen, er hieß Jakob, und müßte jetzt ein ſchlanker, gewandter Burſche von zwanzig Jahren ſeyn, der mir tüchtig unter die Arme greifen könnte. Ha! das müßte ein Leben ſeyn; ſchon als er zwölf Jahre alt war, zeigte er ſich ſo anſtellig und geſchickt, und verſtand ſchon manches vom Handwerk, und hübſch und angenehm war er auch, der hätte mir eine Kundſchaft hergelockt, daß ich bald nicht mehr geflickt, ſondern nichts als Neues geliefert hätte! Aber ſo geht's in der Welt!“

„Wo iſt denn aber Euer Sohn?“ fragte Jakob mit zitternder Stimme ſeinen Vater.

„Das weiß Gott,“ antwortete er; „vor ſieben Jahren, ja ſo lange iſt's jetzt her, wurde er uns vom Markt weggeſtohlen.“

„Vor ſieben Jahren!“ rief Jakob mit Entſetzen.

„Ja, kleiner Herr, vor ſieben Jahren; ich weiß noch, wie heute, wie mein Weib nach Hauſe kam,

heulend und ſchreiend, das Kind ſey den ganzen Tag nicht zurückgekommen, ſie habe überall geforſcht und geſucht, und es nicht gefunden. Ich habe es immer gedacht und geſagt, daß es ſo kommen würde; der Jakob war ein ſchönes Kind, das muß man ſagen, da war nun meine Frau ſtolz auf ihn und ſah es gerne, wenn ihn die Leute lobten, und ſchickte ihn oft mit Gemüſe und dergleichen in vornehme Häuſer. Das war ſchon recht, er wurde allemal reichlich beſchenkt; aber, ſagte ich, gib acht! die Stadt iſt groß, viele ſchlechte Leute wohnen da, gib mir auf den Jakob acht! Und ſo war es, wie ich ſagte. Kommt einmal ein altes häßliches Weib auf den Markt, feilſcht um Früchte und Gemüſe, und kauft am Ende ſo viel, daß ſie es nicht ſelbſt tragen kann. Mein Weib, die mitleidige Seele, gibt ihr den Jungen mit und — hat ihn von Stunde an nicht mehr geſehen."

„Und das iſt jetzt ſieben Jahre, ſagt Ihr?"

„Sieben Jahre wird es im Frühling. Wir ließen ihn ausrufen, wir gingen von Haus zu Haus und fragten; manche hatten den hübſchen Jungen gekannt und liebgewonnen, und ſuchten jetzt mit uns, alles vergeblich. Auch die Frau, welche das Gemüſe gekauft hatte, wollte niemand kennen; aber ein ſteinaltes Weib, die ſchon neunzig Jahre gelebt hatte, ſagte, es könne wohl die böſe Fee Kräuterweis geweſen ſeyn, die alle fünfzig Jahre einmal in die Stadt komme, um ſich allerlei einzukaufen."

So ſprach Jakobs Vater und klopfte dabei ſeine Schuhe weidlich, und zog den Draht mit beiden Fäuſten

weit hinaus. Dem Kleinen aber wurde es nach und nach klar, was mit ihm vorgegangen, daß er nämlich nicht geträumt, ſondern daß er ſieben Jahre bei der böſen Fee als Eichhörnchen gedient habe. Zorn und Gram erfüllten ſein Herz ſo ſehr, daß es beinahe zerſpringen wollte. Sieben Jahre ſeiner Jugend hatte ihm die Alte geſtohlen, und was hatte er für Erſatz dafür? Daß er Pantoffeln von Cocosnüſſen blank putzen, daß er ein Zimmer mit gläſernem Fußboden rein machen konnte? Daß er von den Meerſchweinchen alle Geheimniſſe der Küche gelernt hatte? Er ſtand eine gute Weile ſo da und dachte über ſein Schickſal nach, da fragte ihn endlich ſein Vater: „iſt Euch vielleicht etwas von meiner Arbeit gefällig, junger Herr? etwa ein paar neue Pantoffeln, oder,“ ſetzte er lächelnd hinzu, „vielleicht ein Futteral für Eure Naſe?“

„Was wollt Ihr nur mit meiner Naſe?“ ſagte Jakob, warum ſollte ich denn ein Futteral dazu brauchen?“

„Nun,“ entgegnete der Schuſter, „jeder nach ſeinem Geſchmack; aber das muß ich Euch ſagen, hätte ich dieſe ſchreckliche Naſe, ein Futteral ließe ich mir darüber machen von roſenfarbigem Glanzleder. Schaut, da habe ich ein ſchönes Stückchen zur Hand; freilich würde man eine Elle wenigſtens dazu brauchen. Aber wie gut wäret Ihr verwahrt, kleiner Herr; ſo, weiß ich gewiß, ſtoßt Ihr Euch an jeden Thürpfoſten, an jeden Wagen, dem Ihr ausweichen wollt.“

Der Kleine ſtand ſtumm vor Schrecken; er betaſtete ſeine Naſe, ſie war dick und wohl zwei Hände lang. *So hatte alſo die Alte* auch ſeine Geſtalt verwandelt;

darum kannte ihn alſo die Mutter nicht, darum ſchalt man ihn einen häßlichen Zwerg! „Meiſter,“ ſprach er halb weinend zu dem Schuſter, „habt Ihr keinen Spiegel bei der Hand, worin ich mich beſchauen könnte?“

„Junger Herr,“ erwiederte der Vater mit Ernſt, „Ihr habt nicht gerade eine Geſtalt empfangen, die Euch eitel machen könnte, und Ihr habt nicht Urſache, alle Stunden in den Spiegel zu gucken. Gewöhnt es Euch ab, es iſt beſonders bei Euch eine lächerliche Gewohnheit.“

„Ach, ſo laßt mich doch in den Spiegel ſchauen!“ rief der Kleine, „gewiß, es iſt nicht aus Eitelkeit!“

„Laſſet mich in Ruhe, ich hab' keinen im Vermögen; meine Frau hat ein Spiegelchen, ich weiß aber nicht, wo ſie es verborgen. Müßt Ihr aber durchaus in den Spiegel gucken, nun, über der Straße hin wohnt Urban der Barbier, der hat einen Spiegel, zweimal ſo groß als Euer Kopf; gucket dort hinein, und indeſſen guten Morgen!“

Mit dieſen Worten ſchob ihn den Vater ganz gelinde zur Bude hinaus, ſchloß die Thüre hinter ihm zu und ſetzte ſich wieder zur Arbeit. Der Kleine aber ging ſehr niedergeſchlagen über die Straße zu Urban dem Barbier, den er noch aus früheren Zeiten wohl kannte. „Guten Morgen, Urban,“ ſprach er zu ihm, „ich komme, Euch um eine Gefälligkeit zu bitten, ſeyd ſo gut und laſſet mich ein wenig in Euren Spiegel ſchauen.“

„Mit Vergnügen, dort ſteht er!“ rief der Barbier lachend, und ſeine Kunden, denen er den Bart ſcheeren ſollte, lachten weidlich mit. „Ihr ſeyd ein hübſches Bürſchchen, ſchlank und fein, ein Hälschen wie ein

Schwan, Händchen wie eine Königin und ein Stumpfnäschen, man kann es nicht ſchöner ſehen. Ein wenig eitel ſeyd Ihr darauf, das iſt wahr; aber beſchauet Euch immer, man ſoll nicht von mir ſagen, ich habe Euch aus Neid nicht in meinen Spiegel ſchauen laſſen."

So ſprach der Barbier, und wieherndes Gelächter füllte die Baderſtube. Der Kleine aber war indeß vor den Spiegel getreten und hatte ſich beſchaut. Thränen traten ihm in die Augen. „Ja, ſo konnteſt du freilich deinen Jakob nicht wieder erkennen, liebe Mutter," ſprach er zu ſich, „ſo war er nicht anzuſchauen in den Tagen der Freude, wo du gerne mit ihm prangteſt vor den Leuten!" Seine Augen waren klein geworden, wie die der Schweine, ſeine Naſe war ungeheuer und hing über Mund und Kinn herunter, der Hals ſchien gänzlich weggenommen worden zu ſeyn, denn ſein Kopf ſtack tief in den Schultern, und nur mit den größten Schmerzen konnte er ihn rechts und links bewegen; ſein Körper war noch ſo groß, als vor ſieben Jahren, da er zwölf Jahre alt war; aber wenn andere vom zwölften bis ins zwanzigſte in die Höhe wachſen, ſo wuchs er in die Breite, der Rücken und die Bruſt waren weit ausgebogen und waren anzuſehen wie ein kleiner, aber ſehr dick gefüllter Sack; dieſer dicke Oberleib ſaß auf kleinen ſchwachen Beinchen, die dieſer Laſt nicht gewachſen ſchienen, aber um ſo größer waren die Arme, die ihm am Leib herab hingen; ſie hatten die Größe, wie die eines wohlgewachſenen Mannes, ſeine Hände waren grob und braungelb, ſeine Finger lang und ſpinnenartig, und wenn er ſie recht ausſtreckte, konnte er damit

auf den Boden reichen, ohne daß er ſich bückte. So ſah er aus, der kleine Jakob, zum mißgeſtalteten Zwerg war er geworden.

Jetzt gedachte er auch jenes Morgens, an welchem das alte Weib an die Körbe ſeiner Mutter getreten war. Alles, was er damals an ihr getadelt hatte, die lange Naſe, die häßlichen Finger, alles hatte ſie ihm angethan, und nur den langen zitternden Hals hatte ſie gänzlich weggelaſſen.

„Nun, habt ihr Euch jetzt genug beſchaut, mein Prinz?“ ſagte der Barbier, indem er zu ihm trat und ihn lachend betrachtete. „Wahrlich, wenn man ſich dergleichen träumen laſſen wollte, ſo komiſch könnte es einem im Traume nicht vorkommen. Doch ich will Euch einen Vorſchlag machen, kleiner Mann. Mein Barbierzimmer iſt zwar ſehr beſucht, aber doch ſeit neuerer Zeit nicht ſo, wie ich wünſche. Das kommt daher, weil mein Nachbar, der Barbier Schaum, irgendwo einen Rieſen aufgefunden hat, der ihm die Kunden ins Haus lockt. Nun, ein Rieſe zu werden iſt gerade keine Kunſt, aber ſo ein Männchen wie Ihr, ja, das iſt ſchon ein ander Ding. Tretet bei mir in Dienſte, kleiner Mann, Ihr ſollt Wohnung, Eſſen, Trinken, Kleider, alles ſollt Ihr haben; dafür ſtellt Ihr Euch Morgens unter meine Thüre und ladet die Leute ein, hereinzukommen; Ihr ſchlaget den Seifenſchaum, reichet den Kunden das Handtuch, und ſeyd verſichert, wir ſtehen uns beide gut dabei; ich bekomme mehr Kunden, als jener mit dem Rieſen, und jeder gibt Euch gerne noch ein Trinkgeld.“

Der Kleine war in ſeinem Innern empört über den Vorſchlag, als Lockvogel für einen Barbier zu dienen. Aber mußte er ſich nicht dieſen Schimpf geduldig gefallen laſſen? Er ſagte dem Barbier daher ganz ruhig, daß er nicht Zeit habe zu dergleichen Dienſten, und ging weiter.

Hatte das böſe alte Weib ſeine Geſtalt unterdrückt, ſo hatte ſie doch ſeinem Geiſt nichts anhaben können, das fühlte er wohl; denn er dachte und fühlte nicht mehr, wie er vor ſieben Jahren gethan, nein, er glaubte in dieſem Zeitraum weiſer, verſtändiger geworden zu ſeyn; er trauerte nicht um ſeine verlorene Schönheit, nicht über dieſe häßliche Geſtalt, ſondern nur darüber, daß er wie ein Hund von der Thüre ſeines Vaters gejagt werde. Darum beſchloß er, noch einen Verſuch bei ſeiner Mutter zu machen.

Er trat zu ihr auf den Markt und bat ſie, ihm ruhig zuzuhören. Er erinnerte ſie an jenen Tag, an welchem er mit dem alten Weibe gegangen, er erinnerte ſie an alle einzelnen Vorfälle ſeiner Kindheit, erzählte ihr dann, wie er ſieben Jahre als Eichhörnchen gedient habe bei der Fee, und wie ſie ihn verwandelte, weil er ſie damals getadelt. Die Frau des Schuſters wußte nicht, was ſie denken ſollte. Alles traf zu, was er ihr von ſeiner Kindheit erzählte; aber wenn er davon ſprach, daß er ſieben Jahre lang ein Eichhörnchen geweſen ſey, da ſprach ſie: es iſt unmöglich, und es gibt keine Feen, und wenn ſie ihn anſah, ſo verabſcheute ſie den häßlichen Zwerg und glaubte nicht, daß *dies ihr Sohn* ſeyn könne. Endlich hielt ſie es für's

Beſte, mit ihrem Manne darüber zu ſprechen. Sie raffte alſo ihre Körbe zuſammen und hieß ihn mit gehen. So kamen ſie zu der Bude des Schuſters.

„Sieh einmal,“ ſprach ſie zu dieſem, „der Menſch da will unſer verlorner Jakob ſeyn. Er hat mir Alles erzählt, wie er uns vor ſieben Jahren geſtohlen wurde, und wie er von einer Fee bezaubert worden ſey.“

„So?“ unterbrach ſie der Schuſter mit Zorn; „hat er dir dies erzählt? Warte, du Range! ich habe ihm alles erzählt noch vor einer Stunde, und jetzt geht er hin, dich ſo zu foppen! Bezaubert biſt du worden, mein Söhnchen? Warte doch, ich will dich wieder entzaubern.“ Dabei nahm er einen Bündel Riemen, die er eben zugeſchnitten hatte, ſprang auf den Kleinen zu und ſchlug ihn auf den hohen Rücken und auf die langen Arme, daß der Kleine vor Schmerz aufſchrie und weinend davon lief.

In jener Stadt gibt es, wie überall, wenige mitleidige Seelen, die einen Unglücklichen, der zugleich etwas Lächerliches an ſich trägt, unterſtützten. Daher kam es, daß der unglückliche Zwerg den ganzen Tag ohne Speiſe und Trank blieb, und Abends die Treppen einer Kirche, ſo hart und kalt ſie waren, zum Nachtlager wählen mußte.

Als ihn aber am nächſten Morgen die erſten Strahlen der Sonne erweckten, da dachte er ernſtlich darüber nach, wie er ſein Leben friſten könne, da ihn Vater und Mutter verſtoßen. Er fühlte ſich zu ſtolz, um als Aushängeſchild eines Barbiers zu dienen, er wollte nicht zu einem Poſſenreißer ſich verdingen und ſich um Geld ſehen

laſſen; was ſollte er anfangen? Da fiel ihm bei, daß er als Eichhörnchen große Fortſchritte in der Kochkunſt gemacht habe; er glaubte nicht mit Unrecht hoffen zu dürfen, daß er es mit manchem Koch aufnehmen könne; er beſchloß, ſeine Kunſt zu benützen.

Sobald es daher lebhafter wurde auf den Straßen und der Morgen ganz heraufgekommen war, trat er zuerſt in die Kirche und verrichtete ſein Gebet. Dann trat er ſeinen Weg an. Der Herzog, der Herr des Landes, war ein bekannter Schlemmer und Lecker, der eine gute Tafel liebte und ſeine Köche in allen Welttheilen aufſuchte. Zu ſeinem Palaſt begab ſich der Kleine. Als er an die äußerſte Pforte kam, fragten die Thürhüter nach ſeinem Begehr und hatten ihren Spott mit ihm; er aber verlangte nach dem Oberküchenmeiſter. Sie lachten und führten ihn durch die Vorhöfe, und wo er hinkam, blieben die Diener ſtehen, ſchauten nach ihm, lachten weidlich und ſchloſſen ſich an, ſo daß nach und nach ein ungeheurer Zug von Dienern aller Art ſich die Treppe des Palaſtes hinauf bewegte; die Stallknechte warfen ihre Striegel weg, die Läufer liefen, was ſie konnten, die Teppichbreiter vergaßen die Teppiche auszuklopfen, alles drängte und trieb ſich, es war ein Gewühl, als ſey der Feind vor den Thoren, und das Geſchrei: „ein Zwerg! ein Zwerg! habt ihr den Zwerg geſehen?“ füllte die Lüfte.

Da erſchien der Aufſeher des Hauſes mit grimmigem Geſicht, eine ungeheure Peitſche in der Hand, in der Thüre. „Um des Himmels willen, ihr Hunde, was *macht ihr ſolchen* Lärm! wiſſet ihr nicht, daß der Herr

noch ſchläft?“ und dabei ſchwang er die Geißel und ließ ſie unſanft auf den Rücken einiger Stallknechte und Thürhüter niederfallen. „Ach Herr!“ riefen ſie, „ſeht Ihr denn nicht? da bringen wir einen Zwerg, einen Zwerg, wie Ihr noch keinen geſehen.“ Der Aufſeher des Palaſtes zwang ſich mit Mühe, nicht laut aufzulachen, als er des Kleinen anſichtig wurde; denn er fürchtete, durch Lachen ſeiner Würde zu ſchaden. Er trieb daher mit der Peitſche die Uebrigen hinweg, führte den Kleinen ins Haus und fragte nach ſeinem Begehr. Als er hörte, jener wolle zum Küchenmeiſter, erwiederte er: „du irrſt dich, mein Söhnchen, zu mir, dem Aufſeher des Hauſes, willſt du; du willſt Leibzwerg werden beim Herzog; iſt es nicht alſo?“

„Nein, Herr!“ antwortete der Zwerg, „ich bin ein geſchickter Koch und erfahren in allerlei ſeltenen Speiſen; wollet mich zum Oberküchenmeiſter bringen; vielleicht kann er meine Kunſt brauchen.“

„Jeder nach ſeinem Willen, kleiner Mann; übrigens biſt du doch ein unbeſonnener Junge. In die Küche? Als Leibzwerg hätteſt du keine Arbeit gehabt, und Eſſen und Trinken nach Herzensluſt, und ſchöne Kleider. Doch wir wollen ſehen, deine Kunſt wird ſchwerlich ſo weit reichen, als ein Mundkoch des Herrn nöthig hat, und zum Küchenjungen biſt du zu gut.“ Bei dieſen Worten nahm ihn der Aufſeher des Palaſtes bei der Hand und führte ihn in die Gemächer des Oberküchenmeiſters.

„Gnädiger Herr!“ ſprach dort der Zwerg und verbeugte ſich ſo tief, daß er mit der Naſe den Fußteppich berührte; „brauchet ihr keinen geſchickten Koch?“

Der Oberküchenmeiſter betrachtete ihn vom Kopf bis zu den Füßen, brach dann in lautes Lachen aus und ſprach: „Wie? du ein Koch? meinſt du, unſere Heerde ſeyen ſo niedrig? du kannſt auf keinen hinaufſchauen, wenn du dich auch auf die Zehen ſtellſt und den Kopf recht aus den Schultern herausarbeiteſt? O, lieber Kleiner! wer dich zu mir geſchickt hat, um dich als Koch zu verdingen, der hat dich zum Narren gehabt.“ So ſprach der Oberküchenmeiſter und lachte weidlich, und mit ihm lachte der Aufſeher des Palaſtes und alle Diener, die im Zimmer waren.

Der Zwerg aber ließ ſich nicht aus der Faſſung bringen. „Was liegt an einem Ei oder zweien, an ein wenig Syrup und Wein, an Mehl und Gewürze, in einem Hauſe, wo man deſſen genug hat?“ ſprach er. „Gebet mir irgend eine leckerhafte Speiſe zu bereiten auf, ſchaffet mir, was ich dazu brauche, und ſie ſoll vor Euren Augen ſchnell bereitet ſeyn, und Ihr ſollet ſagen müſſen: er iſt ein Koch nach Regel und Recht.“ Solche und ähnliche Reden führte der Kleine, und es war wunderlich anzuſchauen, wie es dabei aus ſeinen kleinen Aeuglein hervorblitzte, wie ſeine lange Naſe ſich hin und her ſchlängelte und ſeine dünnen Spinnenfinger ſeine Rede begleiteten. „Wohlan! rief der Küchenmeiſter, und nahm den Aufſeher des Palaſtes unter dem Arme, „wohlan, es ſey um des Spaſſes willen; laſſet uns zur Küche gehen.“ Sie gingen durch mehrere Säle und kamen endlich in die Küche. Es iſt dies ein großes, weitläufiges Gebäude, herrlich eingerichtet; auf zwanzig Heerden brannten beſtändig Feuer, ein klares Waſſer, das

zugleich zum Fiſchbehälter diente, floß mitten durch ſie, in Schränken von Marmor und köſtlichem Holz waren die Vorräthe aufgeſtellt, die man immer zur Hand haben mußte, und zur Rechten und Linken waren zehn Säle, in welchen Alles aufgeſpeichert war, was man in allen Ländern von Frankiſtan, und ſelbſt im Morgenlande Köſtliches und Leckeres für den Gaumen erfunden. Küchenbedienten aller Art liefen umher, und raſſelten und handthierten mit Keſſeln und Pfannen, mit Gabeln und Schaumlöffeln; als aber der Oberküchenmeiſter in die Küche eintrat, blieben ſie alle regungslos ſtehen, und nur das Feuer hörte man noch kniſtern und das Bächlein rieſeln.

„Was hat der Herr heute zum Frühſtück befohlen?“ fragte der Meiſter den erſten Frühſtückmacher, einen alten Koch.

„Herr, die däniſche Suppe hat er geruht zu befehlen, und rothe Hamburger Klößchen.“

„Gut,“ ſprach der Küchenmeiſter weiter, „haſt du gehört, was der Herr ſpeiſen will? getrauſt du dich, dieſe ſchwierigen Speiſen zu bereiten? Die Klößchen bringſt du auf keinen Fall heraus, das iſt ein Geheimniß.“

„Nichts leichter als dies,“ erwiederte zu allgemeinem Erſtaunen der Zwerg; denn er hatte dieſe Speiſen als Eichhörnchen oft gemacht, „nichts leichter, man gebe mir zu der Suppe die und die Kräuter, dies und jenes Gewürz, Fett von einem wilden Schwein, Wurzeln und Eier; zu den Klößchen aber,“ ſprach er leiſer, daß es nur der Küchenmeiſter und der Frühſtückmacher hören konnten, „zu den Klößchen brauche ich viererlei Fleiſch,

etwas Wein, Entenſchmalz, Ingwer und ein gewiſſes Kraut, das man Magentroſt heißt."

„Ha! bei St. Benedikt! bei welchem Zauberer haſt du gelernt?" rief der Koch mit Staunen; „alles bis auf ein Haar hat er geſagt, und das Kräutlein Magentroſt haben wir ſelbſt nicht gewußt; ja, das muß es noch angenehmer machen. O du Wunder von einem Koch!"

„Das hätte ich nicht gedacht," ſagte der Oberküchenmeiſter, „doch laſſen wir ihn die Probe machen; gebt ihm die Sachen, die er verlangt, Geſchirr und alles, und laſſet ihn das Frühſtück bereiten."

Man that, wie er befohlen, und rüſtete alles auf dem Heerde zu; aber da fand es ſich, daß der Zwerg kaum mit der Naſe bis an den Heerd reichen konnte. Man ſetzte daher ein paar Stühle zuſammen, legte eine Marmorplatte darüber, und lud den kleinen Wundermann ein, ſein Kunſtück zu beginnen. In einem großen Kreiſe ſtanden die Köche, Küchenjungen, Diener und allerlei Volk umher, und ſahen zu und ſtaunten, wie ihm alles ſo flink und fertig von der Hand ging, wie er alles ſo reinlich und niedlich bereitete. Als er mit der Zubereitung fertig war, befahl er, beide Schüſſeln ans Feuer zu ſetzen und genau ſo lang kochen zu laſſen, bis er rufen werde; dann fing er an zu zählen eins, zwei, drei und ſo fort und gerade als er fünfhundert gezählt hatte, rief er: „Halt!" die Töpfe wurden weggeſetzt, und der Kleine lud den Küchenmeiſter ein, zu koſten.

Der Mundkoch ließ ſich von einem Küchenjungen einen goldenen Löffel reichen, ſpülte ihn im Bach und überreichte ihn dem Oberküchenmeiſter; dieſer trat mit

feierlicher Miene an den Heerd, nahm von den Speiſen, koſtete, drückte die Augen zu, ſchnalzte vor Vergnügen mit der Zunge und ſprach dann: „köſtlich, bei des Herzogs Leben, köſtlich! wollet Ihr nicht auch ein Löffelein zu Euch nehmen, Aufſeher des Palaſtes?“ Dieſer verbeugte ſich, nahm den Löffel, koſtete und war vor Vergnügen und Luſt außer ſich. „Eure Kunſt in Ehren, lieber Frühſtückmacher, Ihr ſeyd ein erfahrener Koch, aber ſo herrlich habt Ihr weder die Suppe noch die Hamburger Klöße machen können!“ Auch der Koch koſtete jetzt, ſchüttelte dann dem Zwerg ehrfurchtsvoll die Hand und ſagte: „Kleiner! du biſt Meiſter in der Kunſt; ja das Kräutlein Magentroſt, das gibt allem einen ganz eigenen Reiz.“

In dieſem Augenblick kam der Kammerdiener des Herzogs in die Küche und berichtete, daß der Herr das Frühſtück verlange. Die Speiſen wurden nun auf ſilberne Platten gelegt und dem Herzog zugeſchickt; der Oberküchenmeiſter aber nahm den Kleinen in ſein Zimmer und unterhielt ſich mit ihm. Kaum waren ſie aber halb ſo lange da, als man ein Paternoſter ſpricht, (es iſt dies das Gebet der Franken, o Herr, und dauert nicht halb ſo lange, als das Gebet der Gläubigen) ſo kam ſchon ein Bote und rief den Oberküchenmeiſter zum Herrn. Er kleidete ſich ſchnell in ſein Feſtkleid und folgte dem Boten.

Der Herzog ſah ſehr vergnügt aus. Er hatte alles aufgezehrt, was auf den ſilbernen Platten geweſen war, und wiſchte ſich eben den Bart ab, als der Oberküchenmeiſter zu ihm eintrat. „Höre, Küchenmeiſter,“ ſprach

er, „ich bin mit deinen Köchen bisher immer sehr zufrieden gewesen; aber sage mir, wer hat heute mein Frühstück bereitet? So köstlich war es nie, seit ich auf dem Thron meiner Väter sitze; sage an, wie er heißt, der Koch, daß wir ihm einige Dukaten zum Geschenk schicken.

„Herr! das ist eine wunderbare Geschichte," antwortete der Oberküchenmeister, und erzählte, wie man ihm heute frühe einen Zwerg gebracht, der durchaus Koch werden wollte, und wie sich dies alles begeben. Der Herzog verwunderte sich höchlich, ließ den Zwerg vor sich rufen und fragte ihn aus, wer er sey und woher er komme. Da konnte nun der arme Jakob freilich nicht sagen, daß er verzaubert worden sey und früher als Eichhörnchen gedient habe; doch blieb er bei der Wahrheit, indem er erzählte, er sey jetzt ohne Vater und Mutter, und habe bei einer alten Frau kochen gelernt. Der Herzog fragte nicht weiter, sondern ergötzte sich an der sonderbaren Gestalt seines neuen Koches.

„Willst du bei mir bleiben," sprach er, „so will ich dir jährlich fünfzig Dukaten, ein Festkleid und noch überdies zwei Paar Beinkleider reichen lassen. Dafür mußt du aber täglich mein Frühstück selbst bereiten, mußt angeben, wie das Mittagessen gemacht werden soll, und überhaupt dich meiner Küche annehmen. Da jeder in meinem Pallast seinen eigenen Namen von mir empfängt, so sollst du Nase heißen und die Würde eines Unterküchenmeisters bekleiden.

Der Zwerg Nase fiel nieder vor dem mächtigen Herzog in Frankenland, küßte ihm die Füße und versprach ihm treu zu dienen.

So war nun der Kleine für's Erſte verſorgt, und er machte ſeinem Amt Ehre; denn man kann ſagen, daß der Herzog ein ganz anderer Mann war, während der Zwerg Naſe ſich in ſeinem Hauſe aufhielt. Sonſt hatte es ihm oft beliebt, die Schüſſeln oder Platten, die man ihm auftrug, den Köchen an den Kopf zu werfen; ja dem Oberküchenmeiſter ſelbſt warf er im Zorn einmal einen gebackenen Kalbsfuß, der nicht weich genug geworden war, ſo heftig an die Stirne, daß er umfiel und drei Tage zu Bette liegen mußte. Der Herzog machte zwar, was er im Zorn gethan, durch einige Hände voll Dukaten wieder gut, aber dennoch war nie ein Koch ohne Zittern und Zagen mit den Speiſen zu ihm gekommen. Seit der Zwerg im Hauſe war, ſchien alles wie durch Zauber umgewandelt; der Herr aß jetzt ſtatt dreimal des Tages, fünfmal, um ſich an der Kunſt ſeines kleinſten Dieners recht zu laben, und dennoch verzog er nie eine Miene zum Unmuth; nein, er fand alles neu, trefflich, war leutſelig und angenehm, und wurde von Tag zu Tag fetter.

Oft ließ er mitten unter der Tafel den Küchenmeiſter und den Zwerg Naſe rufen, ſetzte den einen rechts, den andern links zu ſich, und ſchob ihnen mit ſeinen eigenen Fingern einige Biſſen der köſtlichſten Speiſen in den Mund, eine Gnade, welche ſie beide wohl zu ſchätzen wußten.

Der Zwerg war das Wunder der Stadt. Man erbat ſich flehentlich Erlaubniß vom Oberküchenmeiſter, den Zwerg kochen zu ſehen, und einige der vornehmſten Männer hatten es ſo weit gebracht beim Herzog, daß

ihre Diener in der Küche beim Zwerg Unterrichtsſtunden genießen durften, was nicht wenig Geld eintrug; denn jeder zahlte täglich einen halben Dukaten. Und um die übrigen Köche bei guter Laune zu erhalten und ſie nicht neidiſch auf ihn zu machen, überließ ihnen Naſe dieſes Geld, das die Herren für den Unterricht ihrer Köche zahlen mußten.

So lebte Naſe beinahe zwei Jahre in äußerlichem Wohlleben und Ehre, und nur der Gedanke an ſeine Eltern betrübte ihn; ſo lebte er, ohne etwas Merkwürdiges zu erfahren, bis ſich folgender Vorfall ereignete. Der Zwerg Naſe war beſonders geſchickt und glücklich in ſeinen Einkäufen; daher ging er, ſo oft es ihm die Zeit erlaubte, immer ſelbſt auf den Markt, um Geflügel und Früchte einzukaufen. Eines Morgens ging er auch auf den Gänſemarkt und forſchte nach ſchweren fetten Gänſen, wie ſie der Herr liebte. Er war muſternd ſchon einigemal auf- und abgegangen; ſeine Geſtalt, weit entfernt, hier Lachen und Spott zu erregen, gebot Ehrfurcht; denn man erkannte ihn als den berühmten Mundkoch des Herzogs und jede Gänſefrau fühlte ſich glücklich, wenn er ihr die Naſe zuwandte.

Da ſah er ganz am Ende einer Reihe in einer Ecke eine Frau ſitzen, die auch Gänſe feil hatte, aber nicht wie die übrigen ihre Waare anpries und nach Käufern ſchrie. Zu dieſer trat er und maß und wog ihre Gänſe. Sie waren wie er ſie wünſchte, und er kaufte drei ſammt dem Käfig, lud ſie auf ſeine breiten Schultern und trat den Rückweg an. Da kam es ihm ſonderbar vor, daß *nur zwei von* dieſen Gänſen ſchnatterten und ſchrien.

wie rechte Gänſe zu thun pflegen, die dritte aber ganz ſtill und in ſich gekehrt da ſaß, und Seufzer ausſtieß und ächzte wie ein Menſch. „Die iſt halb krank,“ ſprach er vor ſich hin, „ich muß eilen, daß ich ſie umbringe und zurichte.“ Aber die Gans antwortete ganz deutlich und laut:

„Stichſt du mich,
So beiß ich dich;
Drückſt du mir die Kehle ab,
Bring ich dich ins frühe Grab.“

Ganz erſchrocken ſetzte der Zwerg Naſe ſeinen Käfig nieder, und die Gans ſah ihn mit ſchönen klugen Augen an und ſeufzte. „Ei der Tauſend!“ rief Naſe, „Sie kann ſprechen, Jungfer Gans? Das hätte ich nicht gedacht. Na, ſey Sie nur nicht ängſtlich! Man weiß zu leben und wird einem ſo ſeltenen Vogel nicht zu Leibe gehen. Aber ich wollte wetten, Sie iſt nicht von jeher in dieſen Federn geweſen; war ich ja ſelbſt einmal ein ſchnödes Eichhörnchen.“

„Du haſt Recht,“ erwiederte die Gans, „wenn du ſagſt, ich ſey nicht in dieſer ſchmachvollen Hülle geboren worden. Ach, an meiner Wiege wurde es mir nicht geſungen, daß Mimi, des großen Wetterbocks Tochter, in der Küche eines Herzogs getödtet werden ſoll!“

„Sey Sie doch ruhig, liebe Jungfer Mimi!“ tröſtete der Zwerg, „ſo wahr ich ein ehrlicher Kerl und Unterküchenmeiſter Seiner Durchlaucht bin, es ſoll Ihr keiner an die Kehle. Ich will Ihr in meinen eigenen Gemächern einen Stall anweiſen, Futter ſoll Sie genug haben, und meine freie Zeit werde ich Ihrer Unterhaltung widmen, den übrigen Küchenmenſchen werde ich

ſagen, daß ich eine Gans mit allerlei beſondern Kräutern für den Herzog mäſte, und ſobald ſich Gelegenheit findet, ſetze ich Sie in Freiheit.“

Die Gans dankte ihm mit Thränen, der Zwerg aber that, wie er verſprochen, ſchlachtete die zwei andern Gänſe, für Mimi aber baute er einen eigenen Stall unter dem Vorwande, ſie für den Herzog ganz beſonders zuzurichten. Er gab ihr auch kein gewöhnliches Gänſefutter, ſondern verſah ſie mit Backwerk und ſüßen Speiſen. So oft er freie Zeit hatte, ging er hin, ſich mit ihr zu unterhalten und ſie zu tröſten. Sie erzählten ſich auch gegenſeitig ihre Geſchichten, und Naſe erfuhr auf dieſem Wege, daß die Gans eine Tochter des Zauberers Wetterbock ſey, der auf der Inſel Gothland lebe. Er ſey in Streit gerathen mit einer alten Fee, die ihn durch Ränke und Liſt überwunden, und ſie zur Rache in eine Gans verwandelt und weit hinweg bis hieher gebracht habe. Als der Zwerg Naſe ihr ſeine Geſchichte ebenfalls erzählt hatte, ſprach ſie: „ich bin nicht unerfahren in dieſen Sachen: mein Vater hat mir und meinen Schweſtern einige Anleitung gegeben, ſo viel er nämlich davon mittheilen durfte. Die Geſchichte mit dem Streit am Kräuterkorb, deine plötzliche Verwandlung, als du an jenem Kräutlein rochſt, auch einige Worte der Alten, die du mir ſagteſt, beweiſen mir, daß du auf Kräuter bezaubert biſt, das heißt: wenn du das Kraut auffindeſt, das ſich die Fee bei deiner Verzauberung gedacht hat, ſo kannſt du erlöst werden.“ Es war dies ein geringer Troſt für den Kleinen; denn wo ſollte er das Kraut auffinden? Doch dankte er ihr und ſchöpfte einige Hoffnung.

Um dieſe Zeit bekam der Herzog einen Beſuch von einem benachbarten Fürſten, ſeinem Freunde. Er ließ daher ſeinen Zwerg Naſe vor ſich kommen und ſprach zu ihm: „Jetzt iſt die Zeit gekommen, wo du zeigen mußt, ob du mir treu dienſt und Meiſter deiner Kunſt biſt. Dieſer Fürſt, der bei mir zu Beſuch iſt, ſpeiſt bekanntlich außer mir, am beſten, und iſt ein großer Kenner einer feinen Küche und ein weiſer Mann. Sorge nun dafür, daß meine Tafel täglich alſo beſorgt werde, daß er immer mehr in Erſtaunen geräth. Dabei darfſt du, bei meiner Ungnade, ſo lange er da iſt, keine Speiſe zweimal bringen. Dafür kannſt du dir von meinem Schatzmeiſter alles reichen laſſen, was du nur brauchſt; und wenn du Gold und Diamanten in Schmalz backen mußt, ſo thu' es; ich will lieber ein armer Mann werden, als erröthen vor ihm."

So ſprach der Herzog; der Zwerg aber ſagte, indem er ſich anſtändig verbeugte: „es ſey, wie du ſagſt, o Herr! ſo es Gott gefällt, werde ich alles ſo machen, daß es dieſem Fürſten der Gutſchmecker wohlgefällt."

Der kleine Koch ſuchte nun ſeine ganze Kunſt hervor. Er ſchonte die Schätze ſeines Herrn nicht, noch weniger aber ſich ſelbſt; denn man ſah ihn den ganzen Tag in eine Wolke von Rauch und Feuer eingehüllt, und ſeine Stimme hallte beſtändig durch das Gewölbe der Küche; denn er befahl als Herrſcher den Küchenjungen und niederen Köchen. Herr! ich könnte es machen, wie die Kameeltreiber von Aleppo, wenn ſie in ihren Geſchichten, die ſie den Reiſenden erzählen, die Menſchen herrlich ſpeiſen laſſen. Sie führen eine ganz

Stunde lang alle die Gerichte an, die aufgetragen worden ſind, und erwecken dadurch große Sehnſucht und noch größeren Hunger in ihren Zuhörern, ſo daß dieſe unwillkürlich die Vorräthe öffnen und eine Mahlzeit halten und den Kameeltreibern reichlich mittheilen, doch ich nicht alſo.

Der fremde Fürſt war ſchon vierzehn Tage beim Herzog und lebte herrlich und in Freuden. Sie ſpeisten des Tages nicht weniger als fünfmal, und der Herzog war zufrieden mit der Kunſt des Zwerges; denn er ſah Zufriedenheit auf der Stirne ſeines Gaſtes. Am fünfzehnten Tage aber begab es ſich, daß der Herzog den Zwerg zur Tafel rufen ließ, ihn ſeinem Gaſt, dem Fürſten, vorſtellte und dieſen fragte, wie er mit dem Zwerg zufrieden ſey?

„Du biſt ein wunderbarer Koch," antwortete der fremde Fürſt, und weißt, was anſtändig eſſen heißt. Du haſt in der ganzen Zeit, daß ich hier bin, nicht eine einzige Speiſe wiederholt und alles trefflich bereitet; aber ſage mir doch, warum bringſt du ſo lange nicht die Königin der Speiſen, die Paſtete Souzeraine?"

Der Zwerg war ſehr erſchrocken; denn er hatte von dieſer Paſtetenkönigin nie gehört, doch faßte er ſich und antwortete: „o Herr! noch lange, hoffte ich, ſollte dein Angeſicht leuchten an dieſem Hoflager, darum wartete ich mit dieſer Speiſe; denn womit ſollte dich denn der Koch begrüßen am Tage des Scheidens, als mit der Königin der Paſteten?"

„So?" entgegnete der Herzog lachend, „und bei mir wollteſt du wohl warten bis an meinen Tod, um

mich dann noch zu begrüßen; denn auch mir haſt du die Paſtete noch nie vorgeſetzt. Doch, denke auf einen andern Scheidegruß; denn morgen mußt du die Paſtete auf die Tafel ſetzen.“

„Es ſey, wie du ſagſt, Herr!“ antwortete der Zwerg und ging. Aber er ging nicht vergnügt; denn der Tag ſeiner Schande und ſeines Unglücks war gekommen. Er wußte nicht, wie er die Paſtete machen ſollte. Er ging daher in ſeine Kammer und weinte über ſein Schickſal. Da trat die Gans Mimi, die in ſeinem Gemach umhergehen durfte, zu ihm, und fragte ihn nach der Urſache ſeines Jammers. „Stille deine Thränen,“ antwortete ſie, als ſie von der Paſtete Souzeraine gehört, „dieſes Gericht kam oft auf meines Vaters Tiſch, und ich weiß ungefähr, was man dazu braucht; du nimmſt dies und jenes, ſo und ſo viel, und wenn es auch nicht durchaus alles iſt, was eigentlich dazu nöthig, die Herren werden keinen ſo feinen Geſchmack haben.“ So ſprach Mimi; der Zwerg aber ſprang auf vor Freuden, ſegnete den Tag, an welchem er die Gans gekauft hatte, und ſchickte ſich an, die Königin der Paſteten zuzurichten. Er machte zuerſt einen kleinen Verſuch, und ſiehe, es ſchmeckte trefflich, und der Oberküchenmeiſter, dem er davon zu koſten gab, pries aufs neue ſeine ausgebreitete Kunſt.

Den andern Tag ſetzte er die Paſtete in größerer Form auf, und ſchickte ſie, warm, wie ſie aus dem Ofen kam, nachdem er ſie mit Blumenkränzen geſchmückt hatte, auf die Tafel; er ſelbſt aber zog ſein beſtes Feſtkleid an und ging in den Speiſeſaal. Als er eintrat,

war der Obervorſchneider gerade damit beſchäftigt, die Paſtete zu zerſchneiden, und auf einem ſilbernen Schäufelein dem Herzog und ſeinem Gaſte hinzureichen. Der Herzog that einen tüchtigen Biß hinein, ſchlug die Augen auf zur Decke und ſprach, nachdem er geſchluckt hatte: „ah! ah! ah! mit Recht nennt man dies die Königin der Paſteten, aber mein Zwerg iſt auch der König aller Köche, nicht alſo, lieber Freund?“

Der Gaſt nahm einige kleine Biſſen zu ſich, koſtete und prüfte aufmerkſam, und lächelte dabei höhniſch und geheimnißvoll. „Das Ding iſt recht artig gemacht,“ antwortete er, indem er den Teller hinwegrückte, „aber die Souzeraine iſt es denn doch nicht ganz; das habe ich mir wohl gedacht.“

Da runzelte der Herzog vor Unmuth die Stirne und erröthete vor Beſchämung: „Hund von einem Zwerg!“ rief er, „wie wagſt du es, deinem Herrn dies anzuthun? Soll ich dir deinen großen Kopf abhacken laſſen, zur Strafe für deine ſchlechte Kocherei?“

„Ach Herr! um des Himmels willen, ich habe das Gericht doch zubereitet nach den Regeln der Kunſt, es kann gewiß nichts fehlen!“ ſo ſprach der Zwerg und zitterte.

„Es iſt eine Lüge, du Bube!“ erwiederte der Herzog und ſtieß ihn mit dem Fuße von ſich, „mein Gaſt würde ſonſt nicht ſagen, es fehlt etwas. Dich ſelbſt will ich zerhacken und backen laſſen in eine Paſtete!“

„Habt Mitleiden!“ rief der Kleine und rutſchte auf den Knien zu dem Gaſt, deſſen Füße er umfaßte; *ſaget, was fehlt* an dieſer Speiſe, daß ſie Eurem

Gaumen nicht zuſagt? Laſſet mich nicht ſterben wegen einer Hand voll Fleiſch und Mehl.“

„Das wird dir wenig helfen, mein lieber Naſe!“ antwortete der Fremde mit Lachen; „das habe ich mir ſchon geſtern gedacht, daß du dieſe Speiſe nicht machen kannſt wie mein Koch. Wiſſe, es fehlt ein Kräutlein, das man hier zu Lande gar nicht kennt, das Kraut Nießmitluſt, ohne dieſes bleibt die Paſtete ohne Würze, und dein Herr wird ſie nie eſſen wie ich.

Da gerieth der Herrſcher in Frakiſtan in Wuth. „Und doch werde ich ſie eſſen!“ rief er mit funkelnden Augen, „denn ich ſchwöre auf meine fürſtliche Ehre, entweder zeige ich Euch morgen die Paſtete, wie Ihr ſie verlanget — oder den Kopf dieſes Burſchen aufgeſpießt auf dem Thor meines Palaſtes. Gehe, du Hund, noch einmal gebe ich dir vier und zwanzig Stunden Zeit.“

So rief der Herzog, der Zwerg aber ging wieder weinend in ſein Kämmerlein und klagte der Gans ſein Schickſal, und daß er ſterben müſſe; denn von dem Kraut habe er nie gehört. „Iſt es nur dies,“ ſprach ſie, „da kann ich dir ſchon helfen; denn mein Vater lehrte mich alle Kräuter kennen. Wohl wäreſt du vielleicht zu einer andern Zeit des Todes geweſen, aber glücklicherweiſe iſt es gerade Neumond, und um dieſe Zeit blüht das Kräutlein. Doch ſage an, ſind alte Kaſtanienbäume in der Nähe des Palaſtes?“

„O ja, erwiederte Naſe mit leichterem Herzen; „am See, zweihundert Schritte vom Haus, ſteht eine ganze Gruppe; doch warum dieſe?“

„Nur am Fuße alter Kaſtanien blüht das Kräutlein," ſagte Mimi, „darum laß uns keine Zeit verſäumen und ſuchen, was du brauchſt; nimm mich auf deinen Arm und ſetze mich im Freien nieder; ich will dir ſuchen."

Er that, wie ſie geſagt, und ging mit ihr zur Pforte des Palaſtes. Dort aber ſtreckte der Thürhüter ſein Gewehr vor und ſprach: „Mein guter Naſe, mit dir iſts vorbei, aus dem Hauſe darfſt du nicht, ich habe den ſtrengſten Befehl darüber."

„Aber in den Garten kann ich doch wohl gehen?" erwiederte der Zwerg. „Sey ſo gut, und ſchicke einen deiner Geſellen zum Aufſeher des Palaſtes und frage, ob ich nicht in den Garten gehen und Kräuter ſuchen dürfe?" Der Thürhüter that alſo, und es wurde erlaubt; denn der Garten hatte hohe Mauern und es war an kein Entkommen daraus zu denken. Als aber Naſe mit der Gans Mimi ins Freie gekommen war, ſetzte er ſie behutſam nieder und ſie ging ſchnell vor ihm her dem See zu, wo die Kaſtanien ſtanden. Er folgte ihr nur mit beklommenem Herzen; denn es war ja ſeine letzte, einzige Hoffnung; fand ſie das Kräutlein nicht, ſo ſtand ſein Entſchluß feſt, er ſtürzte ſich dann lieber in den See, als daß er ſich köpfen ließ. Die Gans ſuchte aber vergebens, ſie wandelte unter allen Kaſtanien, ſie wandte mit dem Schnabel jedes Gräschen um, es wollte ſich nichts zeigen und ſie fing aus Mitleid und Angſt an zu weinen, denn ſchon wurde der Abend dunkler und die Gegenſtände umher ſchwerer zu erkennen.

Da fielen die Blicke des Zwergs über den See hin *und plötzlich rief er:* „ſiehe, ſiehe! dort über dem See

ſteht noch ein großer alter Baum; laß uns dort hingehen und ſuchen, vielleicht blüht dort mein Glück.“ Die Gans hüpfte und flog voran, und er lief nach, ſo ſchnell ſeine kleinen Beine konnten! der Kaſtanienbaum warf einen großen Schatten, und es war dunkel umher, faſt war nichts mehr zu erkennen; aber da blieb plötzlich die Gans ſtille ſtehen, ſchlug vor Freuden mit den Flügeln, fuhr dann ſchnell mit dem Kopf ins hohe Gras, und pflückte etwas ab, das ſie dem erſtaunten Naſe zierlich mit dem Schnabel überreichte, und ſprach: „das iſt das Kräutlein und hier wächst eine Menge davon, ſo daß es dir nie daran fehlen kann.

Der Zwerg betrachtete das Kraut ſinnend; ein ſüßer Duft ſtrömte ihm daraus entgegen, der ihn unwillkürlich an die Scene ſeiner Verwandlung erinnerte; die Stengel, die Blätter waren blaulichgrün, ſie trugen eine brennend rothe Blume mit gelbem Rande.

„Gelobt ſey Gott!“ rief er endlich aus, „welches Wunder! Wiſſe, ich glaube, es iſt dies daſſelbe Kraut, das mich aus einem Eichhörnchen in dieſe ſchändliche Geſtalt umwandelte; ſoll ich den Verſuch machen?“

„Noch nicht,“ bat die Gans. „Nimm von dieſem Kraut eine Hand voll mit dir, laß uns auf dein Zimmer gehen, und dein Geld und was du ſonſt haſt, zuſammenraffen, und dann wollen wir die Kraft des Krautes verſuchen.“

Sie thaten alſo und gingen auf ſeine Kammer zurück, und das Herz des Zwerges pochte hörbar vor Erwartung. Nachdem er fünfzig oder ſechzig Dukaten, die er erſpart hatte, einige Kleider und Schuhe zuſammen

in einen Bündel geknüpft hatte, ſprach er: „So es Gott gefällig iſt, werde ich dieſer Bürde los werden,“ ſteckte ſeine Naſe tief in die Kräuter und zog ihren Duft ein.

Da zog und knackte es in allen ſeinen Gliedern, er fühlte, wie ſich ſein Kopf aus den Schultern hob, er ſchielte herab auf ſeine Naſe, und ſah ſie kleiner und kleiner werden, ſein Rücken und ſeine Bruſt fingen an, ſich zu ebnen, und ſeine Beine wurden länger.

Die Gans ſah mit Erſtaunen dieſem allen zu. „Ha! was du groß, was du ſchön biſt!“ rief ſie, „Gott ſey gedankt, es iſt nichts mehr an dir von allem, was du vorher warſt!“ Da freute ſich Jakob ſehr, und er faltete die Hände und betete. Aber ſeine Freude ließ ihn nicht vergeſſen, welchen Dank er der Gans Mimi ſchuldig ſey; zwar drängte ihn ſein Herz, zu ſeinen Eltern zu gehen, doch beſiegte er aus Dankbarkeit dieſen Wunſch und ſprach: „Wem anders, als dir, habe ich es zu danken, daß ich mir ſelbſt wieder geſchenkt bin? Ohne dich hätte ich dieſes Kraut nimmer gefunden, hätte alſo ewig in jener Geſtalt bleiben, oder vielleicht gar unter dem Beile des Henkers ſterben müſſen. Wohlan, ich will es dir vergelten. Ich will dich zu deinem Vater bringen; er, der ſo erfahren iſt in jedem Zauber, wird dich leicht entzaubern können.“ Die Gans vergoß Freudenthränen und nahm ſein Anerbieten an. Jakob kam glücklich und unerkannt mit der Gans aus dem Palaſt und machte ſich auf den Weg nach dem Meeresſtrand, Mimi's Heimath zu.

Was ſoll ich noch weiter erzählen, daß ſie ihre *Reiſe glücklich* vollendeten, daß Wetterbock ſeine Tochter

entzauberte und den Jakob mit Geſchenken beladen entließ; daß er in ſeine Vaterſtadt zurückkam, und daß ſeine Eltern in dem ſchönen jungen Mann mit Vergnügen ihren verlorenen Sohn erkannten, daß er von den Geſchenken, die er von Wetterbock mitbrachte, ſich einen Laden kaufte, und reich und glücklich wurde.

Nur ſo viel will ich noch ſagen, daß nach ſeiner Entfernung aus dem Palaſt des Herzogs große Unruhe entſtand; denn als am andern Tag der Herzog ſeinen Schwur erfüllen und dem Zwerg, wenn er die Kräuter nicht gefunden hätte, den Kopf abſchlagen laſſen wollte, war er nirgends zu finden; der Fürſt aber behauptete, der Herzog habe ihn heimlich entkommen laſſen, um ſich nicht ſeines beſten Kochs zu berauben, und klagte ihn an, daß er wortbrüchig ſey. Dadurch entſtand denn ein großer Krieg zwiſchen beiden Fürſten, der in der Geſchichte unter dem Namen „Kräuterkrieg“ wohl bekannt iſt; es wurde manche Schlacht geſchlagen, aber am Ende doch Friede gemacht, und dieſen Frieden nennt man bei uns den „Paſtetenfrieden,“ weil beim Verſöhnungsfeſt durch den Koch des Fürſten die Souzeraine, die Königin der Paſteten, zubereitet wurde, welche ſich der Herr Herzog trefflich ſchmecken ließ.

So führen oft die kleinſten Urſachen zu großen Folgen; und dies, o Herr, iſt die Geſchichte des Zwerges Naſe.

So erzählte der Sklave aus Frankiſtan; nachdem er geendet hatte, ließ der Scheik Ali Banu ihm und den andern Sklaven Früchte reichen, ſich zu erfriſchen.

und unterhielt ſich während ſie aßen mit ſeinen Freunden. Die jungen Männer aber, die der Alte eingeführt hatte, waren voll Lobes über den Scheik, ſein Haus und alle ſeine Einrichtungen. „Wahrlich,“ ſprach der junge Schreiber, „es gibt keinen angenehmeren Zeitvertreib als Geſchichten anzuhören. Ich könnte Tage lang ſo hinſitzen, die Beine untergeſchlagen, einen Arm aufs Kiſſen geſtützt, die Stirne in die Hand gelegt, und, wenn es ginge, des Scheiks große Waſſerpfeife in der Hand, und Geſchichten anhören, — ſo ungefähr ſtelle ich mir das Leben vor in den Gärten Mahomeds.“

„So lange Ihr jung ſeyd und arbeiten könnt,“ ſprach der Alte, „kann ein ſolcher träger Wunſch nicht Euer Ernſt ſeyn. Aber das gebe ich Euch zu, daß ein eigener Reiz darin liegt, etwas erzählen zu hören. So alt ich bin, und ich gehe nun ins ſiebenundſiebenzigſte Jahr, ſo viel ich in meinem Leben ſchon gehört habe, ſo verſchmähe ich es doch nicht, wenn an der Ecke ein Geſchichtserzähler ſitzt und um ihn in großem Kreis die Zuhörer, mich ebenfalls hinzuſetzen und zuzuhören. Man träumt ſich ja in die Begebenheiten hinein, die erzählt werden, man lebt mit dieſen Menſchen, mit dieſen wundervollen Geiſtern, mit Feen und dergleichen Leuten, die uns nicht alle Tage begegnen, und hat nachher, wenn man einſam iſt, Stoff, ſich alles zu wiederholen, wie der Wanderer, der ſich gut verſehen hat, wenn er durch die Wüſte reist.“

„Ich habe nie ſo darüber nachgedacht,“ erwiederte ein anderer der jungen Leute, „worin der Reiz ſolcher Geſchichten eigentlich liegt. Aber mir geht es wie Euch. Schon als Kind konnte man mich, wenn ich ungeduldig

war, durch eine Geſchichte zum Schweigen bringen. Es war mir anfangs gleichgültig, von was es handelte, wenn es nur erzählt war, wenn nur etwas geſchah; wie oft habe ich, ohne zu ermüden, jene Fabeln angehört, die weiſe Männer erfunden und in welche ſie einen Kern ihrer Weisheit gelegt haben, vom Fuchs und vom thörichten Raben, vom Fuchs und vom Wolf, viele Dutzend Geſchichten vom Löwen und den übrigen Thieren. Als ich älter wurde und mehr unter die Menſchen kam, genügten mir jene kurzen Geſchichten nicht mehr; ſie mußten ſchon länger ſeyn, mußten von Menſchen und ihren wunderbaren Schickſalen handeln."

„Ja, ich entſinne mich noch wohl dieſer Zeit," unterbrach ihn einer ſeiner Freunde. „Du warſt es, der uns dieſen Drang nach Erzählungen aller Art beibrachte. Einer Eurer Sklaven wußte ſo viel zu erzählen, als ein Kameeltreiber von Mekka nach Medina ſpricht; wenn er fertig war mit ſeiner Arbeit, mußte er ſich zu uns ſetzen auf den Grasboden vor dem Hauſe und da baten wir ſo lange, bis er zu erzählen anfing, und das ging fort und fort, bis die Nacht herauf kam."

„Und erſchloß ſich uns," entgegnete der Schreiber, „erſchloß ſich uns da nicht ein neues niegekanntes Reich, das Land der Genien und Feen, bebaut mit allen Wundern der Pflanzenwelt, mit reichen Paläſten von Smaragden und Rubinen, mit rieſenhaften Sklaven bevölkert, die erſchienen, wenn man einen Ring hin und wieder dreht, oder die Wunderlampe reibt, oder das Wort Salomo's ausſpricht, und in goldenen Schaalen herrliche Speiſen bringen. Wir fühlten uns unwillkürlich in

jedes Land verſetzt, wir machten mit Sindbad ſeine wunderbaren Fahrten, wir gingen mit Harun Al-Raſchid, dem weiſen Beherrſcher der Gläubigen, Abends ſpazieren, wir kannten Giaffar, ſeinen Vezier, ſo gut als uns ſelbſt, kurz, wir lebten in jenen Geſchichten, wie man Nachts in Träumen lebt, und es gab keine ſchönere Tageszeit für uns, als den Abend, wo wir uns einfanden auf dem Raſenplatz und der alte Sklave uns erzählte. Aber ſage uns, Alter, worin liegt es denn eigentlich, daß wir damals ſo gerne erzählen hörten, daß es noch jetzt für uns keine angenehmere Unterhaltung gibt?"

Die Bewegung, die im Zimmer entſtand, und die Aufforderung zur Aufmerkſamkeit, die der Sklavenaufſeher gab, verhinderte den Alten zu antworten. Die jungen Leute wußten nicht, ob ſie ſich freuen ſollten, daß ſie eine neue Geſchichte anhören durften, oder ungehalten ſeyn darüber, daß ihr anziehendes Geſpräch mit dem Alten unterbrochen worden war; aber ein zweiter Sklave erhob ſich bereits und begann:

Abner, der Jude, der nichts geſehen hat.

Herr, ich bin aus Mogador, am Strande des großen Meers, und als der großmächtigſte Kaiſer Muley Ismael über Fetz und Marokko herrſchte, hat ſich die Geſchichte zugetragen, die du vielleicht nicht ungerne hören wirſt. Es iſt die Geſchichte von Abner, dem Juden, der nichts geſehen hat.

Juden, wie du weißt, gibt es überall, und ſie ſind überall Juden: pfiffig, mit Falkenaugen für den kleinſten *Vortheil begabt*, verſchlagen, deſto verſchlagener, jemehr

ſie mißhandelt werden, ihrer Verſchlagenheit ſich bewußt und ſich etwas darauf einbildend. Daß aber doch zuweilen ein Jude durch ſeine Pfiffe zu Schaden kommt, bewies Abner, als er eines Abends zum Thore von Marokko hinaus ſpazieren ging.

Er ſchreitet einher, mit der ſpitzigen Mütze auf dem Kopf, in den beſcheidenen, nicht übermäßig reinlichen Mantel gehüllt, nimmt von Zeit zu Zeit eine verſtohlene Priſe aus der goldenen Doſe, die er nicht gerne ſehen läßt, ſtreichelt ſich den Knebelbart, und, trotz der umherrollenden Augen, welche ewige Furcht und Beſorgniß und die Begierde, etwas zu erſpähen, womit etwas zu machen wäre, keinen Augenblick ruhen läßt, leuchtet Zufriedenheit aus ſeiner beweglichen Miene; er muß dieſen Tag gute Geſchäfte gemacht haben, und ſo iſt es auch. Er iſt Arzt, iſt Kaufmann, iſt alles, was Geld einträgt; er hat heute einen Sklaven mit einem heimlichen Fehler verkauft, wohlfeil eine Kameelladung Gummi gekauft und einem reichen kranken Mann den letzten Trank, nicht vor ſeiner Geneſung, ſondern vor ſeinem Hintritt bereitet.

Eben war er auf ſeinem Spaziergang aus einem kleinen Gehölz von Palmen und Datteln getreten, da hörte er lautes Geſchrei herbeilaufender Menſchen hinter ſich; es war ein Haufe kaiſerlicher Stallknechte, den Oberſtallmeiſter an der Spitze, die nach allen Seiten unruhige Blicke umherwarfen, wie Menſchen, die etwas Verlorenes eifrig ſuchen.

„Philiſter!“ rief ihm keuchend der Oberſtallmeiſter zu, „haſt du nicht ein kaiſerlich Pferd mit Sattel und Zeug vorüberrennen ſehen?“

Abner antwortete: „der beste Galoppläufer, den es gibt; zierlich klein ist sein Huf, seine Hufeisen sind von vierzehnlöthigem Silber, sein Haar leuchtet golden, gleich dem großen Sabbathleuchter in der Schule, fünfzehn Fäuste ist er hoch, sein Schweif ist drei und einen halben Fuß lang, und die Stangen seines Gebisses sind von dreiundzwanzigkarätigem Golde."

„Er ists!" rief der Oberstallmeister; „er ists!" rief der Chor der Stallknechte! „Es ist der Emir!" rief ein alter Bereiter, „ich habe es dem Prinzen Abdallah zehnmal gesagt, er solle den Emir in der Trense reiten, ich kenne den Emir, ich habe es vorausgesagt, daß er ihn abwerfen würde, und sollte ich seine Rückenschmerzen mit dem Kopfe bezahlen müssen, ich habe es vorausgesagt. — Aber schnell, wohinzu ist er gelaufen?"

„Habe ich doch gar kein Pferd gesehen," erwiederte Abner lächelnd; wie kann ich sagen, wohin es gelaufen ist, des Kaisers Pferd?"

Erstaunt über diesen Widerspruch, wollten die Herren vom Stalle eben weiter in Abner dringen, da kam ein anderes Ereigniß dazwischen.

Durch einen sonderbaren Zufall, wie es deren so viele gibt, war gerade zu dieser Zeit auch der Leibschooßhund der Kaiserin entlaufen. Ein Haufe schwarzer Sklaven kam herbeigerannt, und sie schrien schon von weitem: „Habt ihr den Schooßhund der Kaiserin nicht gesehen?"

„Es ist kein Hund, den ihr suchet, meine Herren," sagte Abner, „es ist eine Hündin."

„Allerdings!" rief der erste Eunuch hocherfreut, *„Aline, wo bist du?"*

„Ein kleiner Wachtelhund,“ fuhr Abner fort, „der vor kurzem Junge geworfen, langes Behänge, Federschwanz, hinkt auf dem rechten vordern Bein.“

„Sie iſts, wie ſie leibt nnd lebt!“ rief der Chor der Schwarzen, „es iſt Aline; die Kaiſerin iſt in Krämpfe verfallen, ſobald ſie vermißt wurde; Aline, wo biſt du? was ſoll aus uns werden, wenn wir ohne dich ins Harem zurückkehren? Sprich geſchwind, wohin haſt du ſie laufen ſehen?“

„Ich habe gar keinen Hund geſehen, weiß ich doch nicht einmal, daß meine Kaiſerin, welche Gott erhalte, einen Wachtelhund beſitzt.“

Da ergrimmten die Leute vom Stalle und vom Harem über Abners Unverſchämtheit, wie ſie es nannten, über kaiſerliches Eigenthum ſeinen Scherz zu treiben, und zweifelten keinen Augenblick, ſo unwahrſcheinlich dies auch war, daß er Hund und Pferd geſtohlen habe. Während die andern ihre Nachforſchungen fortſetzten, packten der Stallmeiſter und der erſte Eunuch den Juden und führten den halb pfiffig, halb ängſtlich Lächelnden vor das Angeſicht des Kaiſers.

Aufgebracht berief Muley Ismael, als er den Hergang vernommen, den gewöhnlichen Rath des Palaſtes, und führte, in Betracht der Wichtigkeit des Gegenſtandes, ſelbſt den Vorſitz. Zur Eröffnung der Sache wurde dem Angeſchuldigten ein halbes Hundert Streiche auf die Fußſohlen zuerkannt. Abner mochte ſchreien oder winſeln, ſeine Unſchuld betheuern oder verſprechen, alles zu erzählen, wie es ſich zugetragen, Sprüche aus der Schrift oder dem Talmud anführen, machte rufen:

„die Ungnade des Königs iſt wie das Brüllen eines jungen Löwen, aber ſeine Gnade iſt Thau auf dem Graſe;“ oder: „laß nicht zuſchlagen deine Hand, wenn dir Augen und Ohren verſchloſſen ſind.“ — Muley Ismael winkte und ſchwur bei des Propheten Bart und ſeinem eigenen, der Philiſter ſolle die Schmerzen des Prinzen Abdallah und die Krämpfe der Kaiſerin mit dem Kopfe bezahlen, wenn die Flüchtigen nicht wieder beigebracht würden.

Noch erſchallte der Palaſt des Kaiſers von Marokko von dem Schmerzgeſchrei des Patienten, als die Nachricht einlief, Hund und Pferd ſeyen wieder gefunden, Alinen überraſchte man in der Geſellſchaft einiger Möpſe, ſehr anſtändiger Leute, die ſich aber für ſie, als Hofdame, durchaus nicht ſchickte, und Emir hatte, nachdem er ſich müde gelaufen, das duftende Gras auf den grünen Wieſen am Bache Tara wohlſchmeckender gefunden, als den kaiſerlichen Hafer; gleich dem ermüdeten fürſtlichen Jäger, der auf der Partforcejagd verirrt, über dem ſchwarzen Brod und der Butter in der Hütte des Landmanns alle Leckereien ſeiner Tafel vergißt.

Muley Ismael verlangte nun von Abnern eine Erklärung ſeines Betragens, und dieſer ſah ſich nun, wiewohl etwas ſpät, im Stande, ſich zu verantworten, was er, nachdem er vor Sr. Hoheit Thron dreimal die Erde mit der Stirne berührte, in folgenden Worten that:

„Großmächtigſter Kaiſer, König der Könige, Herr des Weſten, Stern der Gerechtigkeit, Spiegel der Wahrheit, Abgrund der Weisheit, der du ſo glänzend biſt wie Gold, ſo ſtrahlend wie der Diamant, ſo hart wie das

Eiſen, höre mich, weil es deinem Sklaven vergönnt iſt, vor deinem ſtrahlenden Angeſicht ſeine Stimme zu erheben. Ich ſchwöre bei dem Gott meiner Väter, bei Moſes und den Propheten, daß ich dein heiliges Pferd und meiner gnädigen Kaiſerin liebenswürdigen Hund mit meines Leibes Augen nicht geſehen habe. Höre aber, wie ſich die Sache begeben.

„Ich ſpazierte, um mich von des Tages Laſt und Arbeit zu erholen, nichts denkend in dem kleinen Gehölze, wo ich die Ehre gehabt habe, Sr. Herrlichkeit, dem Oberſtallmeiſter, und Sr. Wachſamkeit, dem ſchwarzen Aufſeher deines geſegneten Harems, zu begegnen; da gewahrte ich im feinen Sande zwiſchen den Palmen die Spuren eines Thieres; ich, dem die Spuren der Thiere überaus gut bekannt ſind, erkenne ſie alsbald für die Fußſtapfen eines kleinen Hundes; feine, langgezogene Furchen liefen über die kleinen Unebenheiten des Sandbodens zwiſchen dieſen Spuren hin; es iſt eine Hündin, ſprach ich zu mir ſelbſt, und ſie hat hängende Zitzen, und hat Junge geworfen vor ſo und ſo langer Zeit; andere Spuren neben den Vordertatzen, wo der Sand leicht weggefegt zu ſeyn ſchien, ſagten mir, daß das Thier mit ſchönen, weit herabhängenden Ohren begabt ſey; und da ich bemerkt, wie in längeren Zwiſchenräumen der Sand bedeutender aufgewühlt war, dachte ich: einen ſchönen langbehaarten Schwanz hat die Kleine, und er muß anzuſehen ſeyn als ein Federbuſch, und es hat ihr beliebt, zuweilen den Sand damit zu peitſchen; auch entging mir nicht, daß eine Pfote ſich beſtändig weniger tief in den Sand eindrückte; leider

konnte mir da nicht verborgen bleiben, daß die Hündin meiner gnädigſten Frau, wenn es erlaubt iſt, es auszuſprechen, etwas hinke.

„Was das Roß deiner Hoheit betrifft, ſo wiſſe, daß ich, als ich in einem Gange des Gebüſches hinwandelte, auf die Spuren eines Pferdes aufmerkſam wurde. Kaum hatte ich den edeln kleinen Huf, den feinen und doch ſtarken Strahl bemerkt, ſo ſagte ich in meinem Herzen: da iſt geweſen ein Roß von der Race Tſchenner, die da iſt die vornehmſte von allen. Iſt es ja noch nicht vier Monate, hat mein gnädigſter Kaiſer einem Fürſten in Frankenland eine ganze Kuppel von dieſer Race verkauft, und mein Bruder Ruben iſt dabei geweſen, wie ſie ſind Handels einig geworden, und mein gnädigſter Kaiſer hat dabei gewonnen ſo und ſo viel. Als ich ſah, wie die Spuren ſo weit und ſo gleichmäßig von einander entfernt waren, mußte ich denken: das galoppirt ſchön, vornehm und iſt blos mein Kaiſer werth, ſolch ein Thier zu beſitzen, und ich gedachte des Streitroſſes von dem geſchrieben ſteht bei Hiob: Es ſtrampfet auf den Boden und iſt freudig mit Kraft, und zeucht aus, den Geharniſchten entgegen; es ſpottet der Furcht und erſchricket nicht, und fleucht vor dem Schwert nicht, wenn gleich wieder es klinget der Köcher, und glänzen beide, Spieß und Lanzen. Und ich bückte mich, da ich etwas glänzen ſah auf dem Boden, wie ich immer thue, und ſiehe es war ein Marmelſtein, darauf hatte das Hufeiſen des eilenden Roſſes einen Strich gezogen, und ich erkannte, daß es Hufeiſen haben mußte von vierzehnlöthigem Silber; muß ich doch den Strich kennen von jeglichem

Metall, ſey es echt oder unecht. Der Baumgang, in dem ich ſpazierte, war ſieben Fuß weit, und hie und da ſah ich den Staub von den Palmen geſtreift; der Gaul hat mit dem Schweif gefochten, ſprach ich, und er iſt lang drei und einen halben Fuß; unter Bäumen, deren Krone etwa fünf Fuß vom Boden anfing, ſah ich friſch abgeſtreifte Blätter; Sr. Schnelligkeit Rücken mußte ſie abgeſtreift haben; da haben wir ein Pferd von fünfzehn Fäuſten: ſiehe da, unter denſelben Bäumen kleine Büſchel goldglänzender Haare, und ſiehe da, es iſt ein Goldfuchs! Eben trat ich aus dem Gebüſche, da fiel an einer Felswand ein Goldſtrich in mein Auge; dieſen Strich ſollteſt du kennen, ſprach ich, und was war's? Ein Probierſtein war eingeſprengt in dem Geſtein und ein haarfeiner Goldſtrich darauf, wie ihn das Männchen mit dem Pfeilbündel auf den Füchſen der ſieben vereinigten Provinzen von Holland nicht feiner, nicht reiner ziehen kann. Der Strich mußte von den Gebißſtangen des flüchtigen Roſſes rühren, die es im Vorbeiſpringen gegen dieſes Geſtein gerieben. Kennt man ja doch deine erhabene Prachtliebe, König der Könige, weiß man ja doch, daß ſich das geringſte deiner Roſſe ſchämen würde, auf einen andern als einen goldenen Zaum zu beißen. Alſo hat es ſich begeben, und wenn"

„Nun, bei Mekka und Medina!" rief Muley Ismael, „das heiße ich Augen; ſolche Augen könnten dir nicht ſchaden, Oberjägermeiſter, ſie würden dir eine Kuppel Schweißhunde erſparen; du, Polizeiminiſter, könnteſt damit weiter ſehen, als alle deine Schergen und Aufpaſſer. Nun, Philiſter, wir wollen dich in Betracht

deines ungemeinen Scharfſinns, der uns wohl gefallen hat, gnädig behandeln; die fünfzig Prügel, die du richtig erhalten haſt, ſind fünfzig Zechinen werth, ſie erſparen dir fünfzig; denn du zahlſt jetzt blos noch fünfzig baar; zieh deinen Beutel und enthalte dich für die Zukunft unſeres kaiſerlichen Eigenthums zu ſpotten; wir bleiben dir übrigens in Gnaden gewogen."

Der ganze Hof bewunderte Abners Scharfſinn, denn Se. Majeſtät hatte geſchworen, er ſey ein geſchickter Burſche; aber dies bezahlte ihm ſeine Schmerzen nicht, tröſtete ihn nicht für ſeine theuren Zechinen. Während er ſtöhnend und ſeufzend eine nach der andern aus dem Beutel führte, jede noch zum Abſchiede auf der Fingerſpitze wog, höhnte ihn noch Schnuri, der kaiſerliche Spaßmacher, fragte ihn, ob ſeine Zechinen alle auf dem Steine ſich bewährten, auf dem der Goldfuchs des Prinzen Abdallah ſein Gebiß probiert habe. „Deine Weisheit hat heute Ruhm geerntet," ſprach er, „ich wollte aber noch fünfzig Zechinen wetten, es wäre dir lieber, du hätteſt geſchwiegen. Aber wie ſpricht der Prophet? Ein entſchlüpftes Wort holt kein Wagen ein, und wenn er mit vier flüchtigen Roſſen beſpannt wäre. Auch kein Windſpiel holt es ein, Herr Abner, auch wenn es nicht hinkt."

Nicht lange nach dieſem für Abner ſchmerzlichen Ereigniß ging er wieder einmal in einem der grünen Thäler zwiſchen den Vorbergen des Atlas ſpazieren. Da wurde er, gerade wie damals, von einem einherſtürmenden Haufen Gewaffneter eingeholt, und der Anführer *ſchrie ihn an:*

„He! guter Freund, haſt du nicht Goro, den ſchwarzen Leibſchützen des Kaiſers vorbeilaufen ſehen? Er iſt entflohen, er muß dieſen Weg genommen haben ins Gebirg.“

„Kann nicht dienen, Herr General,“ antwortete Abner.

„Ach! biſt du nicht der pfiffige Jude, der den Fuchſen und den Hund nicht geſehen hat? Mach' nur keine Umſtände; hier muß der Sklave vorbeigekommen ſeyn; riechſt du vielleicht noch den Duft ſeines Schweißes in der Luft? ſiehſt du noch die Spuren ſeines flüchtigen Fußes im hohen Graſe? Sprich, der Sklave muß herbei; er iſt einzig im Sperlingſchießen mit dem Blaſerohr, und dies iſt Sr. Majeſtät Lieblingszeitvertreib. Sprich! oder ich laſſe dich ſogleich krumm feſſeln.“

„Kann ich doch nicht ſagen, ich habe geſehen, was ich doch nicht hab' geſehen.“

„Jude, zum letzten Male, wohin iſt der Sklave gelaufen? denk' an deine Fußſohlen, denk' an deine Zecchinen!“

„O weh geſchrien! Nun, wenn Ihr abſolut haben wollt, daß ich ſoll geſehen haben den Sperlingſchützen, ſo lauft dorthin; iſt er dort nicht, ſo iſt er anderswo.“

„Du haſt ihn alſo geſehen?“ brüllte ihn der Soldat an.

„Ja denn, Herr Offizier, weil Ihr es ſo haben wollt.“

Die Soldaten verfolgten eilig die angewieſene Richtung. Abner aber ging, innerlich über ſeine Liſt zufrieden, nach Hauſe. Kaum aber war er vierundzwanzig

Stunden älter geworden, ſo drang ein Haufe von der Wache des Palaſtes in ſein Haus und verunreinigte es, denn es war Sabbath, und ſchleppte ihn vor das Angeſicht des Kaiſers von Marokko.

„Hund von einem Juden!“ ſchnaubte ihn der Kaiſer an, „du wagſt es, kaiſerliche Bediente, die einen flüchtigen Sklaven verfolgen, auf falſche Spur ins Gebirge zu ſchicken, während der Flüchtling der Meeresküſte zueilt und beinahe auf einem ſpaniſchen Schiffe entkommen wäre? Greift ihn, Soldaten! Hundert auf die Sohlen! hundert Zechinen aus dem Beutel! Um wie viel die Sohlen ſchwellen unter den Hieben, um ſo viel ſoll der Beutel einſchnurren!“

Du weißt es, o Herr, im Reiche Fetz und Marokko liebt man ſchnelle Gerechtigkeit, und ſo wurde der arme Abner geprügelt und beſteuert, ohne daß man ihn zuvor um ſeine Einwilligung befragt hätte. Er aber verfluchte ſein Geſchick, das ihn dazu verdammte, daß ſeine Sohlen und ſein Beutel es hart empfinden ſollten, ſo oft Se. Majeſtät geruhten, etwas zu verlieren. Als er aber brummend und ſeufzend unter dem Gelächter des rohen Hofvolks aus dem Saale hinkte, ſprach zu ihm Schnuri, der Spaßmacher: „Gib dich zufrieden, Abner, undankbarer Abner; iſt es nicht Ehre genug für dich, daß jeder Verluſt, den unſer gnädiger Kaiſer, den Gott erhalte, erleidet, auch dir empfindlichen Kummer verurſachen muß? Verſprichſt du mir aber ein gut Trinkgeld, ſo komme ich jedesmal eine Stunde, bevor der Herr des Weſten etwas verliert, an deine Bude in der Judengaſſe und *ſpreche: gehe nicht* aus deiner Hütte, Abner, du

weißt ſchon warum; ſchließe dich ein in dein Kämmerlein bis zu Sonnenuntergang, beides unter Schloß und Riegel.“

Dies, o Herr, iſt die Geſchichte von Abner, der nichts geſehen hat.

Als der Sklave geendet hatte, und es wieder ſtille im Saale geworden war, erinnerte der junge Schreiber den Alten, daß ſie den Faden ihrer Unterhaltung abgebrochen hatten, und bat, ihnen zu erklären, worin denn eigentlich der mächtige Reiz des Mährchens liege.

Das will ich Euch jetzt ſagen,“ erwiederte der Alte; „der menſchliche Geiſt iſt noch leichter und beweglicher als das Waſſer, das doch in alle Formen ſich ſchmiegt und nach und nach auch die dichteſten Gegenſtände durchdringt. Er iſt leicht und frei wie die Luft, und wird wie dieſe, je höher er ſich von der Erde hebt, deſto leichter und reiner. Daher iſt ein Drang in jedem Menſchen, ſich hinauf über das Gewöhnliche zu erheben und ſich in höheren Räumen leichter und freier zu bewegen, ſey es auch nur in Träumen. Ihr ſelbſt, mein junger Freund, ſagtet: wir lebten in jenen Geſchichten, wir dachten und fühlten mit jenen Menſchen, und daher kommt der Reiz, den ſie für Euch hatten. Indem Ihr den Erzählungen des Sklaven zuhörtet, die nur Dichtungen waren, die einſt ein anderer erfand, habt Ihr ſelbſt auch mitgedichtet, Ihr bliebet nicht ſtehen bei den Gegenſtänden um Euch, bei Euren gewöhnlichen Gedanken, nein, Ihr erlebtet alles mit, Ihr waret es ſelbſt, dem dies und jenes Wunderbare begegnete, in ſeh

nahmet Ihr Theil an dem Mann, von dem man Euch erzählte. So erhob sich Euer Geist am Faden einer solchen Geschichte über die Gegenwart, die Euch nicht so schön, nicht so anziehend dünkte, so bewegte sich dieser Geist in fremden höheren Räumen freier und ungebundener, das Mährchen wurde Euch zur Wirklichkeit, oder wenn Ihr lieber wollet, die Wirklichkeit wurde zum Mährchen, weil Euer Dichten und Seyn in Mährchen lebte."

„Ganz verstehe ich Euch nicht," erwiederte der junge Kaufmann; „aber Ihr habt Recht mit dem, was Ihr sagtet, wir lebten im Mährchen oder das Mährchen in uns. Sie ist mir noch wohl erinnerlich, jene schöne Zeit; wenn wir Muße dazu hatten, träumten wir wachend; wir stellten uns vor, an wüste unwirthbare Inseln verschlagen zu seyn, wir beriethen uns, was wir beginnen sollten, um unser Leben zu fristen, und oft haben wir im dichten Weidengebüsch uns Hütten gebaut, haben von elenden Früchten ein kärgliches Mahl gehalten, obgleich wir hundert Schritte weit zu Haus das beste hätten haben können; ja, es gab Zeiten, wo wir auf die Erscheinung einer gütigen Fee oder eines wunderbaren Zwerges warteten, die zu uns treten und sagen würden: Die Erde wird sich alsobald aufthun, wollt dann nur gefälligst herabsteigen in meinen Palast von Bergkrystall, und Euch belieben lassen, was meine Diener, die Meerkatzen, Euch auftischen?"

Die jungen Leute lachten, gaben aber ihrem Freunde zu, daß er wahr gesprochen habe. „Noch jetzt," fuhr ein anderer fort, „noch jetzt beschleicht mich hie und da dieser Zauber; ich würde mich zum Beispiel nicht wenig

ärgern über die dumme Fabel, wenn mein Bruder zur Thüre hereingestürzt käme und sagte: weißt du schon das Unglück von unserem Nachbar, dem dicken Bäcker? Er hat Händel gehabt mit einem Zauberer, und dieser hat ihn aus Rache in einen Bären verwandelt, und jetzt liegt er in seiner Kammer und heult entsetzlich; ich würde mich ärgern und ihn einen Lügner schelten. Aber wie anders, wenn mir erzählt würde, der dicke Nachbar hab' eine weite Reise in ein fernes unbekanntes Land unternommen, sey dort einem Zauberer in die Hände gefallen, der ihn in einen Bären verwandelte. Ich würde mich nach und nach in die Geschichte versetzt fühlen, würde mit dem dicken Nachbar reisen, Wunderbares erleben, und es würde mich nicht sehr überraschen, wenn er in ein Fell gesteckt würde und auf allen Vieren gehen müßte."

„Und doch," sprach der Alte, „gibt es eine sehr ergötzliche Art von Erzählung, wo weder Fee noch Zauberer erscheint, kein Schloß von Krystall, keine Genien, die wunderbare Speisen bringen. Kein Vogel Rok, kein Zauberpferd, eine andere Art als die, welche man gewöhnlich Mährchen nennt."

„Wie versteht Ihr dies? erkärt uns deutlicher, was Ihr meinet? eine andere Art, als das Mährchen?" sprachen die Jünglinge.

„Ich denke, man muß einen gewissen Unterschied machen zwischen Mährchen und Erzählungen, die man im gemeinen Leben Geschichten nennt. Wenn ich euch sage, ich will euch ein Mährchen erzählen, so werdet ihr zum voraus darauf rechnen, daß es eine Begebenheit ist, die von dem gewöhnlichen Gang des Lebens

abſchweift und ſich in einem Gebiet bewegt, das nicht mehr durchaus irdiſcher Natur iſt. Oder, um deutlicher zu ſeyn, ihr werdet bei dem Mährchen auf die Erſcheinung anderer Weſen, als allein ſterblicher Menſchen, rechnen können; es greifen in das Schickſal der Perſon, von welcher das Mährchen handelt, fremde Mächte, wie Feen und Zauberer, Genien und Geiſterfürſten ein; die ganze Erzählung nimmt eine außergewöhnliche wunderbare Geſtalt an und iſt ungefähr anzuſchauen, wie die Gewebe unſerer Teppiche oder viele Gemälde unſerer beſten Meiſter, welche die Franken Arabesken nennen. Es iſt dem echten Muſelmann verboten, den Menſchen, das Geſchöpf Allahs, ſündiger Weiſe wieder zu ſchöpfen in Farben und Gemälden, daher ſieht man auf jenen Geweben wunderbar verſchlungene Bäume und Zweige mit Menſchenköpfen, Menſchen, die in einen Fiſch oder Strauch ausgehen, kurz Figuren, die an das gewöhnliche Leben erinnern und dennoch ungewöhnlich ſind; ihr verſteht mich doch?"

„Ich glaube Eure Meinung zu errathen," ſagte der Schreiber, „doch fahret weiter fort."

„Von dieſer Art iſt nun das Mährchen; fabelhaft, ungewöhnlich, überraſchend; weil es dem gewöhnlichen Leben fremd iſt, wird es oft in fremde Länder oder in ferne, längſt vergangene Zeiten verſchoben. Jedes Land, jedes Volk hat ſolche Mährchen, die Türken ſo gut als die Perſer, die Chineſen wie die Mongolen; ſelbſt in Frankenland ſoll es viele geben, wenigſtens erzählte mir einſt ein gelehrter Giaur davon; doch ſind ſie nicht ſo *ſchön als die unſrigen*; denn ſtatt ſchöner Feien, die in

prachtvollen Paläſten wohnen, haben ſie zauberhafte Weiber, die ſie Hexen nennen, heimtückiſches häßliches Volk, das in elenden Hütten wohnt, und ſtatt in einem Muſchelwagen, von Greifen gezogen, durch die blauen Lüfte zu fahren, reiten ſie auf einem Beſen durch den Nebel. Sie haben auch Gnomen und Erdgeiſter, das ſind kleine verwachſene Kerlchen, die allerlei Spuk machen. Das ſind nun die Mährchen; ganz anders iſt es aber mit den Erzählungen, die man gemeinhin Geſchichten nennt. Dieſe bleiben ganz ordentlich auf der Erde, tragen ſich im gewöhnlichen Leben zu, und wunderbar iſt an ihnen meiſtens nur die Verkettung der Schickſale eines Menſchen, der nicht durch Zauber, Verwünſchung oder Feenſpuk, wie im Mährchen, ſondern durch ſich ſelbſt oder die ſonderbare Fügung der Umſtände, reich oder arm, glücklich oder unglücklich wird."

„Richtig," erwiederte einer der jungen Leute; „ſolche reine Geſchichten finden ſich auch in den herrlichen Erzählungen der Scheherazade, die man tauſend und eine Nacht nennt. Die meiſten Begebenheiten des Königs Harun Al-Raſchid und ſeines Veziers ſind dieſer Art. Sie gehen verkleidet aus und ſehen dieſen oder jenen höchſt ſonderbaren Vorfall, der ſich nachher ganz natürlich auflöst."

„Und dennoch werdet ihr geſtehen müſſen," fuhr der Alte fort, „daß jene Geſchichten nicht der ſchlechteſte Theil der tauſend und eine Nacht ſind. Und doch, wie verſchieden ſind ſie in ihren Urſachen, in ihrem Gang, in ihrem ganzen Weſen von dem Mährchen eines Prinzen Biribinker, oder der drei Derwiſche mit einem Aug.

oder des Fiſchers, der den Kaſten, verſchloſſen mit dem Siegel Salomo's, aus dem Meer zieht! Aber am Ende iſt es dennoch eine Grundurſache, die beiden ihren eigenthümlichen Reiz gibt, nämlich das, daß wir etwas Auffallendes, Außergewöhnliches mit erleben. Bei dem Mährchen liegt dieſes Außergewöhnliche in jener Einmiſchung eines fabelhaften Zaubers in das gewöhnliche Menſchenleben, bei den Geſchichten geſchieht etwas zwar nach natürlichen Geſetzen, aber auf überraſchende ungewöhnliche Weiſe."

„Sonderbar!" rief der Schreiber, „ſonderbar, daß uns dann dieſer natürliche Gang der Dinge eben ſo anzieht, wie der übernatürliche im Mährchen; worin mag dies wohl liegen?"

„Das liegt in der Schilderung des einzelnen Menſchen," antwortete der Alte; „im Mährchen häuft ſich das Wunderbare ſo ſehr, der Menſch handelt ſo wenig mehr aus eignem Trieb, daß die einzelnen Figuren und ihr Charakter nur flüchtig gezeichnet werden können. Anders bei der gewöhnlichen Erzählung, wo die Art, wie jeder ſeinem Charakter gemäß ſpricht und handelt, die Hauptſache und das Anziehende iſt."

„Wahrlich, Ihr habt Recht!" erwiederte der junge Kaufmann, „ich habe mir nie Zeit genommen, ſo recht darüber nachzudenken, habe alles nur ſo geſehen und an mir vorübergehen laſſen, habe mich an dem einen ergötzt, das andere langweilig gefunden, ohne gerade zu wiſſen, warum; aber Ihr gebt uns da einen Schlüſſel, der uns das Geheimniß öffnet, einen Probierſtein, worauf wir die Probe machen und richtig urtheilen können."

„Thuet das immer," antwortete der Alte, „und Euer Genuß wird sich vergrößern, wenn Ihr nachdenken lernet über das, was Ihr gehört; doch siehe, dort erhebt sich wieder ein neuer, um zu erzählen."

So war es; und ein anderer begann:

Der Affe als Mensch.

Herr! ich bin ein Deutscher von Geburt und habe mich in Euren Landen zu kurz aufgehalten, als daß ich ein persisches Mährchen oder eine ergötzliche Geschichte von Sultanen und Vezieren erzählen könnte. Ihr müßt mir daher schon erlauben, daß ich etwas aus meinem Vaterland erzähle, was Euch vielleicht auch einigen Spaß macht. Leider sind unsere Geschichten nicht immer so vornehm wie die Euern, das heißt, sie handeln nicht von Sultanen oder unseren Königen, nicht von Vezieren und Bassa's, was man bei uns Justiz- und Finanzminister, auch Geheimeräthe und dergleichen nennt, sondern sie leben, wenn sie nicht von Soldaten handeln, gewöhnlich ganz bescheiden und unter den Bürgern.

Im südlichen Theil von Deutschland liegt das Städtchen Grünwiesel, wo ich geboren und erzogen bin. Es ist ein Städtchen, wie sie alle sind. In der Mitte ein kleiner Marktplatz mit einem Brunnen, an der Seite ein kleines altes Rathhaus, umher auf dem Markt die Häuser des Friedensrichters und der angesehensten Kaufleute, und in ein paar engen Straßen wohnen die übrigen Menschen. Alles kennt sich, jedermann weiß, wie es da und dort zugeht, und wenn der Oberpfarrer, oder der Bürgermeister, oder der Arzt ein Gericht mehr auf

der Tafel hat, ſo weiß es ſchon am Mittageſſen die ganze Stadt. Nachmittags kommen dann die Frauen zu einander in die Viſite, wie man es nennt, beſprechen ſich bei ſtarkem Kaffee und ſüßem Kuchen über dieſe große Begebenheit, und der Schluß iſt, daß der Oberpfarrer wahrſcheinlich in die Lotterie geſetzt und unchriſtlich viel gewonnen habe, daß der Bürgermeiſter ſich „ſchmieren“ laſſe, oder daß der Doktor vom Apotheker einige Goldſtücke bekommen habe, um recht theure Recepte zu verſchreiben. Ihr könnet Euch denken, Herr, wie unangenehm es für eine ſo wohleingerichtete Stadt, wie Grünwieſel, ſeyn mußte, als ein Mann dorthin zog, von dem niemand wußte, woher er kam, was er wollte, von was er lebte. Der Bürgermeiſter hatte zwar ſeinen Paß geſehen, ein Papier, das bei uns jedermann haben muß — “

„Iſt es denn ſo unſicher auf den Straßen,“ unterbrach den Sklaven der Scheik, „daß Ihr einen Ferman Eures Sultan haben müſſet, um die Räuber in Reſpekt zu ſetzen?“

„Nein, Herr,“ entgegnete jener, „dieſe Papiere halten keinen Dieb von uns ab, ſondern es iſt nur der Ordnung wegen, daß man überall weiß, wen man vor ſich hat. Nun, der Bürgermeiſter hat den Paß unterſucht und in einer Kaffeegeſellſchaft bei Doktors geäußert, der Paß ſey zwar ganz richtig viſirt von Berlin bis Grünwieſel, aber es ſtecke doch was dahinter; denn der Mann ſehe etwas verdächtig aus. Der Bürgermeiſter hatte das größte Anſehen in der Stadt, kein Wunder, daß von da an der Fremde als eine verdächtige Perſon

angeſehen wurde. Und ſein Lebenswandel konnte meine Landsleute nicht von dieſer Meinung abbringen. Der fremde Mann miethete ſich für einige Goldſtücke ein ganzes Haus, das bisher öde geſtanden, ließ einen ganzen Wagen voll ſonderbarer Geräthſchaften, als Oefen, Kunſtheerde, große Tiegel und dergleichen hineinſchaffen, und lebte von da an ganz für ſich allein. Ja, er kochte ſich ſogar ſelbſt, und es kam keine menſchliche Seele in ſein Haus, als ein alter Mann aus Grünwieſel, der ihm ſeine Einkäufe in Brod, Fleiſch und Gemüſe beſorgen mußte; doch, auch dieſer durfte nur in die Flur des Hauſes kommen und dort nahm der fremde Mann das Gekaufte in Empfang.

Ich war ein Knabe von zehn Jahren, als der Mann in meiner Vaterſtadt einzog, und ich kann mir noch heute, als wäre es geſtern geſchehen, die Unruhe denken, die dieſer Mann im Städtchen verurſachte. Er kam Nachmittags nicht, wie andere Männer, auf die Kegelbahn, er kam Abends nicht ins Wirthshaus, um wie die Uebrigen, bei einer Pfeife Tabak über die Zeitung zu ſprechen. Umſonſt lud ihn nach der Reihe der Bürgermeiſter, der Friedensrichter, der Doktor und der Oberpfarrer zum Eſſen oder Kaffee ein, er ließ ſich immer entſchuldigen. Daher hielten ihn einige für verrückt, andere für einen Juden, eine dritte Partie behauptete ſteif und feſt, er ſey ein Zauberer oder Herenmeiſter. Ich wurde achtzehn, zwanzig Jahre alt, und noch immer hieß der Mann in der Stadt der fremde Herr.

Es begab ſich eines Tages, daß Leute mit fremden Thieren in die Stadt kamen. Es iſt dies hergelaufenes

Geſindel, das ein Kameel hat, welches ſich verbeugen, einen Bären, der tanzt, einige Hunde und Affen, die in menſchlichen Kleidern komiſch genug ausſehen und allerlei Künſte machen. Dieſe Leute durchziehen gewöhnlich die Stadt, halten an den Kreuzſtraßen und Plätzen, machen mit einer kleinen Trommel und einer Pfeife eine übeltönende Muſik, laſſen ihre Truppe tanzen und ſpringen, und ſammeln dann in den Häuſern Geld ein. Die Truppe aber, die ſich diesmal in Grünwieſel ſehen ließ, zeichnete ſich durch einen ungeheuren Orangutang aus, der beinahe Menſchengröße hatte, auf zwei Beinen ging und allerlei artige Künſte zu machen verſtand. Dieſe Hunds- und Affenkomödie kam auch vor das Haus des fremden Herrn; er erſchien, als die Trommel und Pfeife ertönte, von Anfang ganz unwillig hinter den dunkeln, vom Alter angelaufenen Fenſtern; bald aber wurde er freundlicher, ſchaute zu jedermanns Verwundern zum Fenſter heraus und lachte herzlich über die Künſte des Orangutangs; ja er gab für den Spaß ein ſo großes Silberſtück, daß die ganze Stadt davon ſprach.

Am andern Morgen zog die Thierbande weiter; das Kameel mußte viele Körbe tragen, in welchem die Hunde und Affen ganz bequem ſaßen, die Thiertreiber aber und der große Affe gingen hinter dem Kameel. Kaum aber waren ſie einige Stunden zum Thore hinaus, ſo ſchickte der fremde Herr auf die Poſt, verlangte zu großer Verwunderung des Poſtmeiſters einen Wagen und Extrapoſt und fuhr zu demſelben Thor hinaus, den Weg *hin*, den die Thiere genommen hatten. Das

ganze Städtchen ärgerte ſich, daß man nicht erfahren konnte, wohin er gereist ſey. Es war ſchon Nacht, als der fremde Herr wieder im Wagen vor dem Thor ankam; es ſaß aber noch eine Perſon im Wagen, die den Hut tief ins Geſicht gedrückt und um Mund und Ohren ein ſeidenes Tuch gebunden hatte. Der Thorſchreiber hielt es für ſeine Pflicht, den andern Fremden anzureden und um ſeinen Paß zu bitten; er antwortete aber ſehr grob, indem er in einer ganz unverſtändlichen Sprache brummte.

„Es iſt mein Neffe,“ ſagte der fremde Mann freundlich zum Thorſchreiber, indem er ihm einige Silbermünzen in die Hand drückte, „es iſt mein Neffe und verſteht bis dato noch wenig Deutſch; er hat ſo eben in ſeiner Mundart ein wenig geflucht, daß wir hier aufgehalten werden.“

„Ei, wenn es Dero Neffe iſt,“ antwortete der Thorſchreiber, „ſo kann er wohl ohne Paß hereinkommen; er wird wohl ohne Zweifel bei Ihnen wohnen?“

„Allerdings,“ ſagte der Fremde, „und hält ſich wahrſcheinlich längere Zeit hier auf.“

Der Thorſchreiber hatte keine weitere Einwendung mehr, und der fremde Herr und ſein Neffe fuhren ins Städtchen. Der Bürgermeiſter und die ganze Stadt war übrigens nicht ſehr zufrieden mit dem Thorſchreiber. Er hätte doch wenigſtens einige Worte von der Sprache des Neffen ſich merken ſollen; daraus hätte man dann leicht erfahren, was für ein Landeskind er und der Onkel wäre. Der Thorſchreiber verſicherte aber, daß es weder franzöſiſch noch italieniſch ſey, wohl aber habe

es ſo breit geklungen wie engliſch, und wenn er nicht irre, ſo habe der junge Herr geſagt: „God dam!“ So half der Thorſchreiber ſich ſelbſt aus der Noth und dem jungen Mann zu einem Namen; denn man ſprach jetzt nur von dem jungen Engländer im Städtchen.

Aber auch der junge Engländer wurde nicht ſichtbar, weder auf der Kegelbahn noch im Bierkeller; wohl aber gab er den Leuten auf andere Weiſe viel zu ſchaffen. — Es begab ſich nämlich oft, daß in dem ſonſt ſo ſtillen Hauſe des Fremden ein ſchreckliches Geſchrei und ein Lärm ausging, daß die Leute haufenweiſe vor dem Hauſe ſtehen blieben und hinaufſahen. Man ſah den jungen Engländer, angethan mit einem rothen Frack und grünen Beinkleidern, mit ſtruppigem Haar und ſchrecklicher Miene, unglaublich ſchnell an den Fenſtern hin und her, durch alle Zimmer laufen; der alte Fremde lief ihm in einem rothen Schlafrock, eine Hetzpeitſche in der Hand, nach, verfehlte ihn oft, aber einigemal kam es doch der Menge auf der Straße vor, als müſſe er den Jungen erreicht haben; denn man hörte klägliche Angſttöne und klatſchende Peitſchenhiebe die Menge. An dieſer grauſamen Behandlung des fremden jungen Mannes nahmen die Frauen des Städtchens ſo lebhaften Antheil, daß ſie endlich den Bürgermeiſter bewogen, einen Schritt in der Sache zu thun. Er ſchrieb dem fremden Herrn ein Billet, worin er ihm die unglimpfliche Behandlung ſeines Neffen in ziemlich derben Ausdrücken vorwarf und ihm drohte, wenn noch ferner ſolche Scenen vorfielen, den jungen Mann unter *ſeinen beſondern* Schutz zu nehmen.

Wer war aber mehr erſtaunt, als der Bürgermeiſter, wie er den Fremden ſelbſt, zum erſten Mal ſeit zehn Jahren, bei ſich eintreten ſah? Der alte Herr entſchuldigte ſein Verfahren mit dem beſonderen Auftrag der Eltern des Jünglings, die ihm ſolchen zu erziehen gegeben; er ſey ſonſt ein kluger anſtelliger Junge, äußerte er, aber die Sprachen erlerne er ſehr ſchwer; er wünſche ſo ſehnlich, ſeinem Neffen das Deutſche recht geläufig beizubringen, um ſich nachher die Freiheit zu nehmen, ihn in die Geſellſchaften von Grünwieſel einzuführen, und dennoch gehe demſelben die Sprache ſo ſchwer ein, daß man oft nichts beſſeres thun könne, als ihn gehörig durchzupeitſchen. Der Bürgermeiſter fand ſich durch dieſe Mittheilung völlig befriedigt, rieth dem Alten zur Mäßigung und erzählte Abends im Bierkeller, daß er ſelten einen ſo unterrichteten artigen Mann gefunden, als den Fremden: „es iſt nur ſchade,“ ſetzte er hinzu, „daß er ſo wenig in Geſellſchaft kommt; „doch ich denke, wenn der Neffe nur erſt ein wenig deutſch ſpricht, beſucht er meine Cercles öfter.“

Durch dieſen einzigen Vorfall war die Meinung des Städtchens völlig umgeändert. Man hielt den Fremden für einen artigen Mann, ſehnte ſich nach ſeiner nähern Bekanntſchaft und fand es ganz in der Ordnung, wenn hie und da in dem öden Hauſe ein gräßliches Geſchrei aufging; „er gibt dem Neffen Unterricht in der deutſchen Sprache,“ ſagten die Grünwieſeler und blieben nicht mehr ſtehen. Nach einem Vierteljahr ungefähr ſchien der Unterricht im Deutſchen beendigt; denn der Alte ging jetzt um eine Stufe weiter vor. Es lebte ein

alter gebrechlicher Franzoſe in der Stadt, der den jungen Leuten Unterricht im Tanzen gab; dieſen ließ der Fremde zu ſich rufen und ſagte ihm, daß er ſeinen Neffen im Tanzen unterrichten laſſen wolle. Er gab ihm zu verſtehen, daß derſelbe zwar ſehr gelehrig, aber, was das Tanzen betreffe, etwas eigenſinnig ſey; er habe nämlich früher bei einem andern Meiſter tanzen gelernt, und zwar nach ſo ſonderbaren Touren, daß er ſich nicht füglich in der Geſellſchaft produciren könne; der Neffe halte ſich aber eben deßwegen für einen großen Tänzer, obgleich ſein Tanz nicht die entfernteſte Aehnlichkeit mit Walzer oder Galopp (Tänze, die man in meinem Vaterlande tanzt, o Herr!), nicht einmal Aehnlichkeit mit Ecoſſaiſe oder Françaiſe habe. Er verſprach übrigens einen Thaler für die Stunde, und der Tanzmeiſter war mit Vergnügen bereit, den Unterricht des eigenſinnigen Zöglings zu übernehmen.

Es gab, wie der Franzoſe unter der Hand verſicherte, auf der Welt nichts ſonderbareres, als dieſe Tanzſtunden. Der Neffe, ein ziemlich großer ſchlanker junger Mann, der nur etwas ſehr kurze Beine hatte, erſchien in einem rothen Frack, ſchön friſirt, in grünen weiten Beinkleidern und glacirten Handſchuhen. Er ſprach wenig und mit fremdem Accent, war von Anfang ziemlich artig und anſtellig; dann verfiel er aber oft plötzlich in fratzenhafte Sprünge, tanzte die kühnſten Touren, wobei er Entrechats machte, daß dem Tanzmeiſter Hören und Sehen verging; wollte er ihn zurechtweiſen, ſo zog er die zierlichen Tanzſchuhe von den Füßen, warf ſie dem Franzoſen an den Kopf und ſetzte

nun auf allen Vieren im Zimmer umher. Bei dieſem Lärm fuhr dann der alte Herr plötzlich in einem weiten rothen Schlafrock, eine Mütze von Goldpapier auf dem Kopf, aus ſeinem Zimmer heraus und ließ die Hetzpeitſche ziemlich unſanft auf den Rücken des Neffen niederfallen. Der Neffe fing dann an ſchrecklich zu heulen, ſprang auf Tiſche und hohe Kommode, ja ſelbſt an den Kreuzſtöcken der Fenſter hinauf und ſprach eine fremde ſeltſame Sprache. Der Alte im rothen Schlafrock aber ließ ſich nicht irre machen, faßte ihn am Bein, riß ihn herab, bläute ihn durch und zog ihm mittelſt einer Schnalle die Halsbinde feſter an, worauf er immer wieder artig und manierlich wurde und die Tanzſtunde ohne Störung weiter ging.

Als aber der Tanzmeiſter ſeinen Zögling ſo weit gebracht hatte, daß man Muſik zu der Stunde nehmen konnte, da war der Neffe wie umgewandelt. Ein Stadtmuſikant wurde gemiethet, der im Saal des öden Hauſes auf einen Tiſch ſich ſetzen mußte. Der Tanzmeiſter ſtellte dann die Dame vor, indem ihm der alte Herr einen Frauenrock von Seide und einen oſtindiſchen Shawl anziehen ließ; der Neffe forderte ihn auf und fing nun an mit ihm zu tanzen und zu walzen; er aber war ein unermüdlicher raſender Tänzer, er ließ den Meiſter nicht aus ſeinen langen Armen, ob er ächzte und ſchrie, er mußte tanzen, bis er ermattet umſank oder bis dem Stadtmuſikus der Arm lahm wurde an der Geige. Den Tanzmeiſter brachten dieſe Unterrichtsſtunden beinahe unter den Boden, aber der Thaler, den er jedesmal richtig ausbezahlt bekam, der gute Wein,

den der Alte aufwartete, machten, daß er immer wieder kam, wenn er auch den Tag zuvor ſich feſt vorgenommen hatte, nicht mehr in das öde Haus zu gehen.

Die Leute in Grünwieſel ſahen aber die Sache ganz anders an, als der Franzoſe. Sie fanden, daß der junge Mann viele Anlage zum Geſellſchaftlichen habe, und die Frauenzimmer im Städtchen freuten ſich, bei dem großen Mangel an Herren, einen ſo flinken Tänzer für den nächſten Winter zu bekommen.

Eines Morgens berichteten die Mägde, die vom Markte heimkehrten, ihren Herrſchaften ein wunderbares Ereigniß. Vor dem öden Hauſe ſey ein prächtiger Glaswagen geſtanden, mit ſchönen Pferden beſpannt, und ein Bedienter in reicher Livre habe den Schlag gehalten. Da ſey die Thüre des öden Hauſes aufgegangen und zwei ſchöngekleidete Herren herausgetreten, wovon der eine der alte Fremde und der andere wahrſcheinlich der junge Herr geweſen, der ſo ſchwer Deutſch gelernt und ſo raſend tanze. Die beiden ſeyen in den Wagen geſtiegen, der Bediente hinten aufs Bret geſprungen und der Wagen, man ſtelle ſich vor! ſey geradezu auf Bürgermeiſters Haus zugefahren.

Als die Frauen ſolches von ihren Mägden erzählen hörten, riſſen ſie eilends die Küchenſchürzen und die etwas unſauberen Hauben ab, und verſetzten ſich in Staat; „es iſt nichts gewiſſer,“ ſagten ſie zu ihrer Familie, indem alles umherrannte, um das Beſuchzimmer, das zugleich zu ſonſtigem Gebrauch diente, aufzuräumen, „es iſt nichts gewiſſer, als daß der Fremde *jetzt ſeinen Neffen* in die Welt einführt. Der alte

Narr war ſeit zehn Jahren nicht ſo artig, einen Fuß in unſer Haus zu ſetzen, aber es ſey ihm wegen des Neffen verziehen, der ein charmanter Menſch ſeyn ſoll.“ So ſprachen ſie, und ermahnten ihre Söhne und Töchter, recht manierlich auszuſehen, wenn die Fremden kämen, ſich gerade zu halten und ſich auch einer beſſeren Ausſprache zu bedienen als gewöhnlich. Und die klugen Frauen im Städtchen hatten nicht unrecht gerathen; denn nach der Reihe fuhr der alte Herr mit ſeinem Neffen umher, ſich und ihn in die Gewogenheit der Familien zu empfehlen.

Man war überall ganz erfüllt von den beiden Fremden und bedauerte, nicht ſchon früher dieſe angenehme Bekanntſchaft gemacht zu haben. Der alte Herr zeigte ſich als einen würdigen, ſehr vernünftigen Mann, der zwar bei allem, was er ſagte, ein wenig lächelte, ſo daß man nicht gewiß war, ob es ihm Ernſt ſey oder nicht, aber er ſprach über das Wetter, über die Gegend, über das Sommervergnügen auf dem Keller am Berge ſo klug und durchdacht, daß jedermann davon bezaubert war. Aber der Neffe? Er bezauberte Alles, er gewann alle Herzen für ſich. Man konnte zwar, was ſein Aeußeres betraf, ſein Geſicht nicht ſchön nennen; der untere Theil, beſonders die Kinnlade, ſtand allzuſehr hervor, und der Teint war ſehr bräunlich, auch machte er zuweilen allerlei ſonderbare Grimaſſen, drückte die Augen zu und fletſchte mit den Zähnen; aber dennoch fand man den Schnitt ſeiner Züge ungemein intereſſant. Es konnte nichts Beweglicheres, Gewandteres geben als ſeine Geſtalt. Die Kleider hingen ihm etwa

ſonderbar am Leib, aber es ſtand ihm alles trefflich; er fuhr mit großer Lebendigkeit im Zimmer umher, warf ſich hier in einen Sopha, dort in einen Lehnſtuhl und ſtreckte die Beine von ſich; aber was man bei einem andern jungen Mann höchſt gemein und unſchicklich gefunden hätte, galt bei dem Neffen für Genialität. „Er iſt ein Engländer," ſagte man, „ſo ſind ſie alle; ein Engländer kann ſich aufs Kanapee legen und einſchlafen, während zehn Damen keinen Platz haben und umherſtehen müſſen, einem Engländer kann man ſo etwas nicht übel nehmen." Gegen den alten Herrn, ſeinen Oheim, war er ſehr fügſam; denn wenn er anfing, im Zimmer umher zu hüpfen, oder, wie er gerne that, die Füße auf den Seſſel hinaufzuziehen, ſo reichte ein ernſthafter Blick hin, ihn zur Ordnung zu bringen. Und wie konnte man ihm ſo etwas übel nehmen, als vollends der Onkel in jedem Haus zu der Dame ſagte: „Mein Neffe iſt noch ein wenig roh und ungebildet, aber ich verſpreche mir viel von der Geſellſchaft, die wird ihn gehörig formen und bilden, und ich empfehle ihn namentlich Ihnen aufs angelegenſte."

So war der Neffe alſo in die Welt eingeführt, und ganz Grünwieſel ſprach an dieſem und den folgenden Tagen von nichts anderem, als von dieſem Ereigniß. Der alte Herr blieb aber dabei nicht ſtehen; er ſchien ſeine Denk- und Lebensart gänzlich geändert zu haben. Nachmittags ging er mit dem Neffen hinaus in den Felſenkeller am Berg, wo die vornehmeren Herren von Grünwieſel Bier tranken und ſich am Kegelſchieben *ergötzten.* Der Neffe zeigte ſich dort als einen flinken

Meiſter im Spiel; denn er warf nie unter fünf oder ſechs; hie und da ſchien zwar ein ſonderbarer Geiſt über ihn zu kommen; es konnte ihm einfallen, daß er pfeilſchnell mit der Kugel hinaus und unter die Kegel hineinfuhr und dort allerhand tollen Rumor anrichtete, oder wenn er den Kranz oder den König geworfen, ſtand er plötzlich auf ſeinem ſchön friſirten Haar und ſtreckte die Beine in die Höhe, oder wenn ein Wagen vorbeifuhr, ſaß er, ehe man ſich deſſen verſah, oben auf dem Kutſchenhimmel und machte Grimaſſen herab, fuhr ein Stückchen weit mit und kam dann wieder zur Geſellſchaft geſprungen.

Der alte Herr pflegte dann bei ſolchen Scenen den Bürgermeiſter und die anderen Männer ſehr um Entſchuldigung zu bitten wegen der Ungezogenheit ſeines Neffen; ſie aber lachten, ſchrieben es ſeiner Jugend zu, behaupteten, in dieſem Alter ſelbſt ſo leichtfüßig geweſen zu ſeyn, und liebten den jungen Spring-ins-Feld, wie ſie ihn nannten, ungemein.

Es gab aber auch Zeiten, wo ſie ſich nicht wenig über ihn ärgerten, und dennoch nichts zu ſagen wagten, weil der junge Engländer allgemein als ein Muſter von Bildung und Verſtand galt. Der alte Herr pflegte nämlich mit ſeinem Neffen auch Abends in den goldenen Hirſch, das Wirthshaus des Städtchens, zu kommen. Obgleich der Neffe noch ein ganz junger Menſch war, that er doch ſchon ganz wie ein Alter, ſetzte ſich hinter ſein Glas, that eine ungeheure Brille auf, zog eine gewaltige Pfeife heraus, zündete ſie an und dampfte unter allen am ärgſten. Wurde nun über die Zeitungen

über Krieg und Frieden geſprochen, gab der Doktor die Meinung, der Bürgermeiſter jene, waren die anderen Herren ganz erſtaunt über ſo tiefe politiſche Kenntniſſe, ſo konnte es dem Neffen plötzlich einfallen, ganz anderer Meinung zu ſeyn; er ſchlug dann mit der Hand, von welcher er nie die Handſchuhe ablegte, auf den Tiſch, und gab dem Bürgermeiſter und dem Doktor nicht undeutlich zu verſtehen, daß ſie von dieſem allem nichts genau wüßten, daß er dieſe Sache ganz anders gehört habe und tiefere Einſicht beſitze. Er gab dann in einem ſonderbar gebrochenen Deutſch ſeine Meinung preis, die alle, zum großen Aergerniß des Bürgermeiſters, ganz trefflich fanden; denn er mußte als Engländer natürlich alles beſſer wiſſen.

Setzten ſich dann der Bürgermeiſter und der Doktor in ihrem Zorn, den ſie nicht laut werden laſſen durften, zu einer Partie Schach, ſo rückte der Neffe hinzu, ſchaute dem Bürgermeiſter mit ſeiner großen Brille über die Schulter herein und tadelte dieſen oder jenen Zug, ſagte dem Doktor, ſo und ſo müſſe er ziehen, ſo daß beide Männer heimlich ganz grimmig wurden. Bot ihm dann der Bürgermeiſter ärgerlich eine Partie an, um ihn gehörig matt zu machen, denn er hielt ſich für einen zweiten Philidor, ſo ſchnallte der alte Herr dem Neffen die Halsbinde feſter zu, worauf dieſer ganz artig und manierlich wurde, und den Bürgermeiſter matt machte.

Man hatte bisher in Grünwieſel beinahe jeden Abend Karte geſpielt, die Partie um einen halben Kreuzer; das fand nun der Neffe erbärmlich, ſetzte Kronenthaler und Dukaten, behauptete, kein einziger

ſpiele ſo fein wie er, ſöhnte aber die beleidigten Herren gewöhnlich dadurch wieder aus, daß er ungeheure Summen an ſie verlor. Sie machten ſich auch gar kein Gewiſſen daraus, ihm recht viel Geld abzunehmen; denn „er iſt ja ein Engländer, alſo von Hauſe aus reich,“ ſagten ſie und ſchoben die Dukaten in die Taſche.

So kam der Neffe des fremden Herrn in kurzer Zeit bei Stadt und Umgegend in ungemeines Anſehen. Man konnte ſich ſeit Menſchengedenken nicht erinnern, einen jungen Mann dieſer Art in Grünwieſel geſehen zu haben, und es war die ſonderbarſte Erſcheinung, die man je bemerkt. Man konnte nicht ſagen, daß der Neffe irgend etwas gelernt hätte, als etwa tanzen. Latein und Griechiſch waren ihm, wie man zu ſagen pflegt, böhmiſche Dörfer. Bei einem Geſellſchaftsſpiel in des Bürgermeiſters Hauſe ſollte er etwas ſchreiben, und es fand ſich, daß er nicht einmal ſeinen Namen ſchreiben konnte; in der Geographie machte er die auffallendſten Schnitzer; denn es kam ihm nicht darauf an, eine deutſche Stadt nach Frankreich, oder eine däniſche nach Polen zu verſetzen; er hatte nichts geleſen, nichts ſtudirt, und der Oberpfarrer ſchüttelte oft bedenklich den Kopf über die rohe Unwiſſenheit des jungen Mannes; aber dennoch fand man alles trefflich, was er that oder ſagte; denn er war ſo unverſchämt, immer Recht haben zu wollen, und das Ende jeder ſeiner Reden war: „ich verſtehe das beſſer!“

So kam der Winter heran, und jetzt erſt trat der Neffe mit noch größerer Glorie auf. Man fand jede Geſellſchaft langweilig, wo nicht er zugegen war, und

gähnte, wenn ein verünftiger Mann etwas ſagte; wenn aber der Neffe ſelbſt das thörichſte Zeug in ſchlechtem Deutſch vorbrachte, war alles Ohr. Es fand ſich jetzt, daß der treffliche junge Mann auch ein Dichter war; denn nicht leicht verging ein Abend, an welchem er nicht einiges Papier aus der Taſche zog und der Geſellſchaft einige Sonette vorlas. Es gab zwar einige Leute, die von dem einen Theil dieſer Dichtungen behaupteten, ſie ſeyen ſchlecht und ohne Sinn, einen andern Theil wollten ſie ſchon irgendwo gedruckt geleſen haben; aber der Neffe ließ ſich nicht irre machen, er las und las, machte dann auf die Schönheiten ſeiner Verſe aufmerkſam, und jedesmal erfolgte rauſchender Beifall.

Sein Triumph waren aber die Grünwieſeler Bälle. Es konnte niemand abhaltender, ſchneller tanzen als er, keiner machte ſo kühne und ungemein zierliche Sprünge wie er. Dabei kleidete ihn ſein Onkel immer aufs prächtigſte nach dem neueſten Geſchmack, und obgleich ihm die Kleider nicht recht am Leib ſitzen wollten, fand man dennoch, daß ihn alles allerliebſt kleide. Die Männer fanden ſich zwar bei dieſen Tänzen etwas beleidigt durch die neue Art, womit er auftrat. Sonſt hatte immer der Bürgermeiſter in eigener Perſon den Ball eröffnet, die vornehmſten jungen Leute hatten das Recht, die übrigen Tänze anzuordnen; aber ſeit der fremde junge Herr erſchien, war dies alles ganz anders. Ohne viel zu fragen, nahm er die nächſte beſte Dame bei der Hand, ſtellte ſich mit ihr oben an, machte alles, wie es ihm gefiel und war Herr und Meiſter und Ballkönig. Weil aber die Frauen dieſe Manieren ganz trefflich und angenehm

fanden, ſo durften die Männer nichts dagegen einwenden, und der Neffe blieb bei ſeiner ſelbſtgewählten Würde.

Das größte Vergnügen ſchien ein ſolcher Ball dem alten Herrn zu gewähren; er verwandte kein Auge von ſeinem Neffen, lächelte immer in ſich hinein, und wenn alle Welt herbeiſtrömte, um ihm über den anſtändigen wohlgezogenen Jüngling Lobſprüche zu ertheilen, ſo konnte er ſich vor Freude gar nicht faſſen, er brach dann in ein luſtiges Gelächter aus und bezeugte ſich wie närriſch; die Grünwieſeler ſchrieben dieſe ſonderbaren Ausbrüche der Freude ſeiner großen Liebe zu dem Neffen zu und fanden es ganz in der Ordnung. Doch hie und da mußte er auch ſein väterliches Anſehen gegen den Neffen anwenden; denn mitten in den zierlichſten Tänzen konnte es dem jungen Mann einfallen, mit einem kühnen Sprung auf die Tribüne, wo die Stadtmuſikanten ſaßen, zu ſetzen, dem Organiſten den Contrebaß aus der Hand zu reißen und ſchrecklich darauf herumzukratzen; oder er wechſelte auf einmal und tanzte auf den Händen, indem er die Beine in die Höhe ſtreckte. Dann pflegte ihn der Onkel auf die Seite zu nehmen, machte ihm dort ernſtliche Vorwürfe und zog ihm die Halsbinde feſter an, daß er wieder ganz geſittet wurde.

So betrug ſich nun der Neffe in Geſellſchaft und auf Bällen. Wie es aber mit den Sitten zu geſchehen pflegt, die ſchlechten verbreiten ſich immer leichter als die guten, und eine neue auffallende Mode, wenn ſie auch höchſt lächerlich ſeyn ſollte, hat etwas Anſteckendes an ſich für junge Leute, die noch nicht über ſich ſelbſt

und die Welt nachgedacht haben. So war es auch in Grünwieſel mit dem Neffen und ſeinen ſonderbaren Sitten. Als nämlich die junge Welt ſah, wie derſelbe mit ſeinem linkiſchen Weſen, mit ſeinem rohen Lachen und Schwatzen, mit ſeinen groben Antworten gegen Aeltere, eher geſchätzt als getadelt werde, daß man dies alles ſogar ſehr geiſtreich finde, ſo dachten ſie bei ſich: „es iſt mir ein Leichtes, auch ſolch ein geiſtreicher Schlingel zu werden.“ Sie waren ſonſt fleißige geſchickte junge Leute geweſen; jetzt dachten ſie: „zu was hilft Gelehrſamkeit, wenn man mit Unwiſſenheit beſſer fortkömmt?“ ſie ließen die Bücher liegen und trieben ſich überall umher auf Plätzen und Straßen. Sonſt waren ſie artig geweſen und höflich gegen jedermann, hatten gewartet, bis man ſie fragte, und anſtändig und beſcheiden geantwortet; jetzt ſtanden ſie in die Reihe der Männer, ſchwatzten mit, gaben ihre Meinung preis, und lachten ſelbſt dem Bürgermeiſter unter die Naſe, wenn er etwas ſagte, und behaupteten, alles viel beſſer zu wiſſen.

Sonſt hatten die jungen Grünwieſeler Abſcheu gehegt gegen rohes und gemeines Weſen. Jetzt ſangen ſie allerlei ſchlechte Lieder, rauchten aus ungeheuern Pfeifen Tabak und trieben ſich in gemeinen Kneipen umher; auch kauften ſie ſich, obgleich ſie ganz gut ſahen, große Brillen, ſetzten ſolche auf die Naſe und glaubten nun gemachte Leute zu ſeyn; denn ſie ſahen ja aus wie der berühmte Neffe. Zu Hauſe, oder wenn ſie auf Beſuch waren, lagen ſie mit Stiefel und Sporen aufs Kanapee, ſchaukelten ſich auf dem Stuhl in guter Geſellſchaft, oder ſtützten die Wangen in beide Fäuſte, die

Ellbogen aber auf den Tiſch, was nun überaus reizend anzuſehen war. Umſonſt ſagten ihnen ihre Mütter und Freunde, wie thöricht, wie unſchicklich dies alles ſey, ſie beriefen ſich auf das glänzende Beiſpiel des Neffen. Umſonſt ſtellte man ihnen vor, daß man dem Neffen, als einem jungen Engländer, eine gewiſſe Nationalroheit verzeihen müſſe, die jungen Grünwieſeler behaupteten, eben ſo gut als der beſte Engländer das Recht zu haben, auf geiſtreiche Weiſe ungezogen zu ſeyn; kurz, es war ein Jammer, wie durch das böſe Beiſpiel des Neffen die Sitten und guten Gewohnheiten in Grünwieſel völlig untergingen.

Aber die Freude der jungen Leute an ihrem rohen ungebundenen Leben dauerte nicht lange; denn folgender Vorfall veränderte auf einmal die ganze Scene. Die Wintervergnügungen ſollte ein großes Concert beſchließen, das theils von den Stadtmuſikanten, theils von geſchickten Muſikfreunden in Grünwieſel aufgeführt werden ſollte. Der Bürgermeiſter ſpielte das Violoncell, der Doktor das Fagott ganz vortrefflich, der Apotheker, obgleich er keinen rechten Anſatz hatte, blies die Flöte, einige Jungfrauen aus Grünwieſel hatten Arien einſtudirt, und alles war trefflich vorbereitet. Da äußerte der alte Fremde, daß zwar das Concert auf dieſe Art trefflich werden würde, es fehle aber offenbar an einem Duett, und ein Duett müſſe in jedem ordentlichen Concert nothwendiger Weiſe vorkommen. Man war etwas betreten über dieſe Aeußerung; die Tochter des Bürgermeiſters ſang zwar wie eine Nachtigall, aber wo einen Herrn herbekommen, der mit ihr ein Duett ſänge.

könnte? Man wollte endlich auf den alten Organiſten verfallen, der einſt einen trefflichen Baß geſungen hatte; der Fremde aber behauptete, dies alles ſey nicht nöthig, indem ſein Neffe ganz ausgezeichnet ſinge. Man war nicht wenig erſtaunt über dieſe neue treffliche Eigenſchaft des jungen Mannes, er mußte zur Probe etwas ſingen, und einige ſonderbare Manieren abgerechnet, die man für engliſch hielt, ſang er wie ein Engel. Man ſtudirte alſo in der Eile das Duett ein, und der Abend erſchien endlich, an welchem die Ohren der Grünwieſeler durch das Concert erquickt werden ſollten.

Der alte Fremde konnte leider dem Triumph ſeines Neffen nicht beiwohnen, weil er krank war; er gab aber dem Bürgermeiſter, der ihn eine Stunde zuvor noch beſuchte, einige Maßregeln über ſeinen Neffen auf. „Es iſt eine gute Seele, mein Neffe,“ ſagte er, „aber hie und da verfällt er in allerlei ſonderbare Gedanken und fängt dann tolles Zeug an; es iſt mir eben deßwegen leid, daß ich dem Concert nicht beiwohnen kann; denn vor mir nimmt er ſich gewaltig in Acht, er weiß wohl warum! Ich muß übrigens zu ſeiner Ehre ſagen, daß dies nicht geiſtiger Muthwillen iſt, ſondern es iſt körperlich, es liegt in ſeiner Natur; wollten Sie nun, Herr Bürgermeiſter, wenn er etwa in ſolche Gedanken verfiele, daß er ſich auf ein Notenpult ſetzte, oder daß er durchaus den Contrebaß ſtreichen wollte oder dergleichen, wollten Sie ihm dann nur ſeine hohe Halsbinde etwas lockerer machen, oder, wenn es auch dann nicht beſſer wird, ihm ſolche ganz ausziehen, Sie werden ſehen, wie artig und manierlich er dann wird.“

Der Bürgermeiſter dankte dem Kranken für ſein Zutrauen und verſprach, im Fall der Noth alſo zu thun, wie er ihm gerathen.

Der Concertſaal war gedrängt voll; denn ganz Grünwieſel und die Umgegend hatte ſich eingefunden. Alle Jäger, Pfarrer, Amtleute, Landwirthe und dergleichen aus dem Umkreis von drei Stunden waren mit zahlreicher Familie herbeigeſtrömt, um den ſeltenen Genuß mit den Grünwieſelern zu theilen. Die Stadtmuſikanten hielten ſich vortrefflich, nach ihnen trat der Bürgermeiſter auf, der das Violoncell ſpielte, begleitet vom Apotheker, der die Flöte blies; nach dieſen ſang der Organiſt eine Baßarie mit allgemeinem Beifall, und auch der Doktor wurde nicht wenig beklatſcht, als er auf dem Fagott ſich hören ließ.

Die erſte Abtheilung des Concerts war vorbei, und jedermann war nun auf die zweite geſpannt, in welcher der junge Fremde mit des Bürgermeiſters Tochter ein Duett vortragen ſollte. Der Neffe war in einem glänzenden Anzug erſchienen und hatte ſchon längſt die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden auf ſich gezogen. Er hatte ſich nämlich, ohne viel zu fragen, in den prächtigen Lehnſtuhl gelegt, der für eine Gräfin aus der Nachbarſchaft hergeſetzt worden war; er ſtreckte die Beine weit von ſich, ſchaute jedermann durch ein ungeheures Perſpektiv an, das er noch außer ſeiner großen Brille gebrauchte, und ſpielte mit einem großen Fleiſcherhund, den er, trotz des Verbotes, Hunde mitzunehmen, in die Geſellſchaft eingeführt hatte. Die Gräfin, für welche der Lehnſtuhl bereitet war, erſchien, aber wer keine Miene machte,

aufzuſtehen und ihr den Platz einzuräumen, war der Neffe; er ſetzte ſich im Gegentheil noch bequemer hinein, und niemand wagte es, dem jungen Mann etwas darüber zu ſagen; die vornehme Dame aber mußte auf dem ganz gemeinen Strohſeſſel mitten unter die übrigen Frauen des Städtchens ſitzen und ſoll ſich nicht wenig geärgert haben.

Während des herrlichen Spieles des Bürgermeiſters, während des Organiſten trefflicher Baßarie, ja ſogar während der Doktor auf dem Fagott phantaſirte, und alles den Athem anhielt und lauſchte, ließ der Neffe den Hund das Schnupftuch apportiren oder ſchwatzte ganz laut mit ſeinen Nachbarn, ſo daß jedermann, der ihn nicht kannte, über die abſonderlichen Sitten des jungen Herrn ſich wunderte.

Kein Wunder daher, daß alles ſehr begierig war, wie er ſein Duett vortragen würde. Die zweite Abtheilung begann; die Stadtmuſikanten hatten etwas weniges aufgeſpielt und nun trat der Bürgermeiſter mit ſeiner Tochter zu dem jungen Mann, überreichte ihm ein Notenblatt und ſprach: „Mosjöh! wäre es Ihnen jetzt gefällig, das Duetto zu ſingen?“ Der junge Mann lachte, fletſchte mit den Zähnen, ſprang auf, und die beiden andern folgten ihm an das Notenpult und die ganze Geſellſchaft war voll Erwartung. Der Organiſt ſchlug den Takt und winkte dem Neffen, anzufangen. Dieſer ſchaute durch ſeine großen Brillengläſer in die Noten und ſtieß greuliche jämmerliche Töne aus. Der Organiſt aber ſchrie ihm zu: „zwei Töne tiefer, Wertheſter! *C müſſen Sie ſingen*, C!“

Statt aber C zu ſingen, zog der Neffe einen ſeiner Schuhe ab und warf ihn dem Organiſten an den Kopf, daß der Puder weit umherflog. Als dies der Bürgermeiſter ſah, dachte er: „ha! jetzt hat er wieder ſeine körperlichen Zufälle,“ ſprang hinzu, packte ihn am Hals und band ihm das Tuch etwas leichter; aber dadurch wurde es nur noch ſchlimmer mit dem jungen Mann; er ſprach nicht mehr deutſch, ſondern eine ganz ſonderbare Sprache, die niemand verſtand, und machte große Sprünge; der Bürgermeiſter war in Verzweiflung über dieſe unangenehme Störung, er faßte daher den Entſchluß, dem jungen Mann, dem etwas ganz Beſonderes zugeſtoßen ſeyn mußte, das Halstuch vollends abzulöſen. Aber kaum hatte er dies gethan, ſo blieb er vor Schrecken wie erſtarrt ſtehen; denn ſtatt menſchlicher Haut und Farbe umgab den Hals des jungen Menſchen ein dunkelbraunes Fell, und alſobald ſetzte derſelbe auch ſeine Sprünge noch höher und ſonderbarer fort, fuhr ſich mit den glacirten Handſchuhen in die Haare, zog dieſe ab, und, o Wunder! dieſe ſchönen Haare waren eine Perrücke, die er dem Bürgermeiſter ins Geſicht warf, und ſein Kopf erſchien jetzt mit demſelben braunen Fell bewachſen.

Er ſetzte über Tiſche und Bänke, warf die Notenpulte um, zertrat Geigen und Klarinette, und erſchien wie ein Raſender. „Fangt ihn, fangt ihn!“ rief der Bürgermeiſter ganz außer ſich, „er iſt von Sinnen, fangt ihn!“ Das war eine ſchwierige Sache; denn er hatte die Handſchuhe abgezogen und zeigte Nägel an den Händen, mit welchen er den Leuten ins Geſicht fuhr und ſie

jämmerlich kratzte. Endlich gelang es einem muthigen Jäger, ſeiner habhaft zu werden; er preßte ihm die langen Arme zuſammen, daß er nur noch mit den Füßen zappelte und mit heiſerer Stimme lachte und ſchrie. Die Leute ſammelten ſich umher und betrachteten den ſonderbaren jungen Herrn, der jetzt gar nicht mehr ausſah wie ein Menſch; aber ein gelehrter Herr aus der Nachbarſchaft, der ein großes Naturalienkabinet und allerlei ausgeſtopfte Thiere beſaß, trat näher, betrachtete ihn genau, und rief dann voll Verwunderung: „Mein Gott, verehrte Herren und Damen, wie bringen ſie nur dies Thier in honnette Geſellſchaft? das iſt ja ein Affe, der **Homo Troglodytes Linnaei**, ich gebe ſogleich ſechs Thaler für ihn, wenn ſie mir ihn ablaſſen, und balge ihn aus für mein Kabinet.“

Wer beſtreibt das Erſtaunen der Grünwieſeler, als ſie dies hörten! „Was, ein Affe, ein Orangutang in unſerer Geſellſchaft? Der junge Fremde ein ganz gewöhnlicher Affe?“ riefen ſie, und ſahen einander ganz dumm vor Verwunderung an. Man wollte nicht glauben, man traute ſeinen Ohren nicht, die Männer unterſuchten das Thier genauer, aber es war und blieb ein ganz natürlicher Affe.

„Aber wie iſt dies möglich!“ rief die Frau Bürgermeiſterin, „hat er mir nicht oft ſeine Gedichte vorgeleſen? hat er nicht, wie ein anderer Menſch, bei mir zu Mittag geſpeist?“

„Was?“ eiferte die Frau Doktorin; „wie? hat er nicht oft und viel den Kaffee bei mir getrunken, und mit *meinem Manne* gelehrt geſprochen und geraucht?“

„Wie! iſt es möglich!“ riefen die Männer; „hat er nicht mit uns am Felſenkeller Kegeln geſchoben und über Politik geſtritten, wie unſer einer?“

„Und wie?“ klagten ſie alle, „hat er nicht ſogar vorgetanzt auf unſeren Bällen? Ein Affe! ein Affe? es iſt ein Wunder, es iſt Zauberei!“

„Ja, es iſt Zauberei und teufliſcher Spuk,“ ſagte der Bürgermeiſter, indem er das Halstuch des Neffen oder Affen herbeibrachte; „ſeht! in dieſem Tuch ſteckte der ganze Zauber, der ihn in unſern Augen liebenswürdig machte; da iſt ein breiter Streifen elaſtiſchen Pergaments, mit allerlei wunderlichen Zeichen beſchrieben; ich glaube gar, es iſt lateiniſch; kann es niemand leſen?“

Der Oberpfarrer, ein gelehrter Mann, der oft an den Affen eine Partie Schach verloren hatte, trat hinzu, betrachtete das Pergament und ſprach: „mit nichten! es ſind nur lateiniſche Buchſtaben, es heißt:

DER . AFFE . GAR . POSSIERLICH . IST .
ZUMAL . WENN . ER . VOM . APFEL . FRISST.

Ja, ja, es iſt hölliſcher Betrug, eine Art von Zauberei,“ fuhr er fort, „und es muß exemplariſch beſtraft werden.“

Der Bürgermeiſter war derſelben Meinung und machte ſich ſogleich auf den Weg zu dem Fremden, der ein Zauberer ſeyn mußte, und ſechs Stadtſoldaten trugen den Affen; denn der Fremde ſollte ſogleich ins Verhör genommen werden.

Sie kamen, umgeben von einer ungeheuren Anzahl Menſchen, an das öde Haus; denn jedermann wollte

ſehen, wie ſich die Sache weiter begeben würde. Man pochte an das Haus, man zog die Glocke, aber vergeblich, es zeigte ſich niemand. Da ließ der Bürgermeiſter in ſeiner Wuth die Thüre einſchlagen und begab ſich hinauf in das Zimmer des Fremden. Aber dort war nichts zu ſehen, als allerlei alter Hausrath; der fremde Mann war nicht zu finden. Auf ſeinem Arbeitstiſch aber lag ein großer verſiegelter Brief, an den Bürgermeiſter überſchrieben, den dieſer auch ſogleich öffnete. Er las:

„Meine lieben Grünwieſeler!

Wenn Ihr dies leſet, bin ich nicht mehr in Eurem Städtchen, und Ihr werdet dann längſt erfahren haben, weß Standes und Vaterlandes mein lieber Neffe iſt. Nehmet den Scherz, den ich mir mit Euch erlaubte, als eine gute Lehre auf, einen Fremden, der für ſich leben will, nicht in Eure Geſellſchaft zu nöthigen. Ich ſelbſt fühlte mich zu gut, um Euer ewiges Klatſchen, um Eure ſchlechten Sitten und Euer lächerliches Weſen zu theilen. Darum erzog ich einen jungen Orangutang, den Ihr, als meinen Stellvertreter, ſo lieb gewonnen habt. Lebet wohl und benützet dieſe Lehre nach Kräften.“

Die Grünwieſeler ſchämten ſich nicht wenig vor dem ganzen Land; ihr Troſt war, daß dies alles mit unnatürlichen Dingen zugegangen ſey. Am meiſten ſchämten ſich aber die jungen Leute in Grünwieſel, weil ſie die ſchlechten Gewohnheiten und Sitten des *Affen nachgeahmt* hatten. Sie ſtemmten von jetzt an

keinen Ellbogen mehr auf, ſie ſchaukelten nicht mit dem Seſſel, ſie ſchwiegen, bis ſie gefragt wurden, ſie legten die Brillen ab und waren artig und geſittet wie zuvor; und wenn je einer wieder in ſolche ſchlechte lächerliche Sitten verfiel, ſo ſagten die Grünwieſeler: „es iſt ein Affe.“ Der Affe aber, welcher ſo lange die Rolle eines jungen Herrn geſpielt hatte, wurde dem gelehrten Mann, der ein Naturalienkabinet beſaß, überantwortet; dieſer läßt ihn in ſeinem Hof umhergehen, füttert ihn und zeigt ihn als Seltenheit jedem Fremden, wo er noch bis auf den heutigen Tag zu ſehen iſt.

Es entſtand ein Gelächter im Saal, als der Sklave geendet hatte, und auch die jungen Männer lachten mit. „Es muß doch ſonderbare Leute geben unter dieſen Franken, und wahrhaftig, da bin ich lieber beim Scheik und Mufti in Aleſſandria, als in Geſellſchaft des Oberpfarrers, des Bürgermeiſters und ihrer thörichten Frauen in Grünwieſel!“

„Da haſt du gewiß recht geſprochen,“ erwiederte der junge Kaufmann; „in Frankiſtan möchte ich nicht todt ſeyn. Die Franken ſind ein rohes, wildes, barbariſches Volk, und für einen gebildeten Türken oder Perſer müßte es ſchrecklich ſeyn, dort zu leben.“

„Das werdet Ihr bald hören,“ verſprach der Alte; „ſoviel mir der Sklavenaufſeher ſagte, wird der ſchöne junge Mann dort vieles von Frankiſtan erzählen; denn er war lange dort, und iſt doch ſeiner Geburt nach ein Muſelmann.“

„Wie jener, der zuletzt ſitzt in der Reihe? Wahrlich, es iſt eine Sünde, daß der Herr Scheik dieſen losgibt! Es iſt der ſchönſte Sklave im ganzen Lande; ſchaut nur dieſes muthige Geſicht, dieſes kühne Auge, dieſe ſchöne Geſtalt. Er kann ihm ja leichte Geſchäfte geben; er kann ihn zum Fliegenwedeler machen oder zum Pfeifenträger; es iſt ein Spaß, ein ſolches Amt zu verſehen, und wahrlich, ein ſolcher Sklave iſt die Zierde von einem ganzen Haus. Und erſt drei Tage hat er ihn und gibt ihn weg? es iſt Thorheit, es iſt Sünde!“

„Tadelt ihn doch nicht, ihn, der weiſer iſt als ganz Aegypten!“ ſprach der Alte mit Nachdruck; „ſagte ich Euch nicht ſchon, daß er ihn losläßt, weil er glaubt, den Segen Allahs dadurch zu verdienen. Ihr ſagt, er iſt ſchön und wohlgebildet, und Ihr ſprecht die Wahrheit! Aber der Sohn des Scheik, den der Prophet in ſein Vaterhaus zurückbringen möge, der Sohn des Scheik war ein ſchöner Knabe, und muß jetzt auch groß ſeyn und wohlgebildet. Soll er alſo das Gold ſparen und einen wohlfeilen verwachſenen Sklaven hingeben in der Hoffnung, ſeinen Sohn dafür zu bekommen? Wer etwas thun will in der Welt, der thue es lieber gar nicht, oder — recht!“

„Und ſehet, des Scheiks Augen ſind immer auf dieſen Sklaven geheftet; ich bemerkte es ſchon den ganzen Abend. Während der Erzählungen ſtreifte oft ſein Blick dorthin und verweilte auf den edeln Zügen des Freigelaſſenen. Es muß ihn doch ein wenig ſchmerzen, *ihn frei zu geben.*“

„Denke nicht alſo von dem Mann! meinſt du, tauſend Tomans ſchmerzen ihn, der jeden Tag das Dreifache einnimmt?“ ſagte der alte Mann; „aber wenn ſein Blick mit Kummer auf dem Jüngling weilt, ſo denkt er wohl an ſeinen Sohn, der in der Fremde ſchmachtet; er denkt wohl, ob dort vielleicht ein barmherziger Mann wohne, der ihn loskaufe und zurückſchicke zum Vater.“

„Ihr mögt Recht haben,“ erwiederte der junge Kaufmann, „und ich ſchäme mich, daß ich von den Leuten nur immer das Gemeinere und Unedle denke, während Ihr lieber eine ſchöne Geſinnung unterlegt. Und doch ſind die Menſchen in der Regel ſchlecht, habt Ihr dies nicht auch gefunden, Alter?“

„Gerade weil ich dies nicht gefunden habe, denke ich gerne gut von den Menſchen,“ antwortete dieſer; „es ging mir gerade wie Euch; ich lebte ſo in den Tag hinein, hörte viel Schlimmes von den Menſchen, mußte ſelbſt an mir viel Schlechtes erfahren und fing an, die Menſchen alle für ſchlechte Geſchöpfe zu halten. Doch, da fiel mir bei, daß Allah, der ſo gerecht iſt als weiſe, nicht dulden könnte, daß ein ſo verworfenes Geſchlecht auf dieſer ſchönen Erde hauſe. Ich dachte nach über das, was ich geſehen, was ich erlebt hatte, und ſiehe — ich hatte nur das Böſe gezählt und das Gute vergeſſen. Ich hatte nicht acht gegeben, wenn einer eine Handlung der Barmherzigkeit übte, ich hatte es natürlich gefunden, wenn ganze Familien tugendhaft lebten und gerecht waren; ſo oft ich aber Böſes, Schlechtes hörte, hatte ich es wohl angemerkt in meinem Gedächtniß. Da fing ich an mit ganz andern Augen um mich zu ſchauen, es freute

mich, wenn ich das Gute nicht ſo ſparſam keimen ſah, wie ich anfangs dachte, ich bemerkte das Böſe weniger, oder es fiel mir nicht ſo ſehr auf, und ſo lernte ich die Menſchen lieben, lernte Gutes von ihnen denken und habe mich in langen Jahren ſeltener geirrt, wenn ich von einem Gutes ſprach, als wenn ich ihn für geizig oder gemein oder gottlos hielt."

Der Alte wurde bei dieſen Worten von dem Aufſeher der Sklaven unterbrochen, der zu ihm trat und ſprach: „Mein Herr, der Scheik von Aleſſandria, Ali Banu, hat Euch mit Wohlgefallen in ſeinem Saale bemerkt und ladet Euch ein, zu ihm zu treten und Euch neben ihn zu ſetzen."

Die jungen Leute waren nicht wenig erſtaunt über die Ehre, die dem Alten widerfahren ſollte, den ſie für einen Bettler gehalten, und als dieſer hingegangen war, ſich zu dem Scheik zu ſetzen, hielten ſie den Sklavenaufſeher zurück und der Schreiber fragte ihn: „Beim Bart des Propheten beſchwöre ich dich, ſage uns, wer iſt dieſer alte Mann, mit dem wir ſprachen und den der Scheik alſo ehrt?"

„Wie!" rief der Aufſeher der Sklaven und ſchlug vor Verwunderung die Hände zuſammen, „dieſen Mann kennet Ihr nicht?"

„Nein, wir wiſſen nicht, wer er iſt."

„Aber ich ſah Euch doch ſchon einigemal mit ihm auf der Straße ſprechen, und mein Herr, der Scheik, hat dies auch bemerkt und erſt letzthin geſagt: das müſſen wackere junge Leute ſeyn, die dieſer Mann eines *Geſpräches würdigt.*"

„Aber ſo ſage doch, wer er iſt!“ rief der junge Kaufmann in höchſter Ungeduld.

„Gehet, Ihr wollet mich nur zum Narren haben,“ antwortete der Sklavenaufſeher. „In dieſen Saal kommt ſonſt niemand, wer nicht ausdrücklich eingeladen iſt, und heute ließ der Alte dem Scheik ſagen, er werde einige junge Männer in ſeinen Saal mitbringen, wenn es ihm nicht ungelegen ſey, und Ali Banu ließ ihm ſagen, er habe über ſein Haus zu gebieten!“

„Laſſe uns nicht länger in Ungewißheit; ſo wahr ich lebe, ich weiß nicht, wer dieſer Mann iſt, wir lernten ihn zufällig kennen und ſprachen mit ihm.“

„Nun, dann dürfet Ihr Euch glücklich preiſen; denn Ihr habt mit einem gelehrten berühmten Mann geſprochen, und alle Anweſenden ehren und bewundern Euch deßhalb; es iſt niemand anders, als Muſtapha der gelehrte Derwiſch.“

„Muſtapha! der weiſe Muſtapha, der den Sohn des Scheik erzogen hat, der viele gelehrte Bücher ſchrieb, der große Reiſen machte in alle Welttheile? mit Muſtapha haben wir geſprochen? Und geſprochen, als wär' er unſer einer, ſo ganz ohne alle Ehrerbietung?“

Noch waren die jungen Männer im Geſpräch über dieſe Mährchen und über den Alten, den Derwiſch Muſtapha; ſie fühlten ſich nicht wenig geehrt, daß ein ſo alter und berühmter Mann ſie ſeiner Aufmerkſamkeit gewürdigt und ſogar öfters mit ihnen geſprochen und geſtritten hatte. Da kam plötzlich der Aufſeher der Sklaven zu ihnen und lud ſie ein, ihm zum Scheik zu

folgen, der ſie ſprechen wolle. Den Jünglingen pochte das Herz. Noch nie hatten ſie mit einem ſo vornehmen Mann geſprochen, nicht einmal allein, viel weniger in ſo großer Geſellſchaft. Doch, ſie faßten ſich, um nicht als Thoren zu erſcheinen, und folgten dem Aufſeher der Sklaven zum Scheik. Ali Banu ſaß auf einem reichen Polſter und nahm Sorbet zu ſich. Zu ſeiner Rechten ſaß der Alte, ſein dürftiges Kleid ruhte auf herrlichen Polſtern, ſeine ärmlichen Sandalen hatte er auf einen reichen Teppich von perſiſcher Arbeit geſtellt, aber ſein ſchöner Kopf, ſein Auge voll Würde und Weisheit zeigten an, daß er würdig ſey, neben einem Mann wie der Scheik zu ſitzen.

Der Scheik war ſehr ernſt, und der Alte ſchien ihm Troſt und Muth zuzuſprechen; die Jünglinge glaubten auch in ihrem Ruf vor das Angeſicht des Scheik eine Liſt des Alten zu entdecken, der wahrſcheinlich den trauernden Vater durch ein Geſpräch mit ihnen zerſtreuen wollte.

„Willkommen, ihr jungen Männer!“ ſprach der Scheik, „willkommen in dem Hauſe Ali Banu's. Mein alter Freund hier hat ſich meinen Dank verdient, daß er euch hier einführte; doch zürne ich ihm ein wenig, daß er mich nicht früher mit euch bekannt machte. Wer von euch iſt denn der junge Schreiber?“

„Ich, o Herr! und zu Euren Dienſten!“ ſprach der junge Schreiber, indem er die Arme über der Bruſt kreuzte und ſich tief verbeugte.

„Ihr hört alſo ſehr gerne Geſchichten und leſet gerne Bücher mit ſchönen Verſen und Denkſprüchen?“

Der junge Menſch erröthete und antwortete: „O Herr! allerdings kenne ich für meinen Theil keine angenehmere Beſchäftigung, als mit dergleichen den Tag zuzubringen. Es bildet den Geiſt und vertreibt die Zeit. Aber jeder nach ſeiner Weiſe, ich tadle darum gewiß keinen, der nicht —"

„Schon gut, ſchon gut," unterbrach ihn der Scheik lachend, und winkte den Zweiten herbei. „Wer biſt denn du?" fragte er ihn.

„Herr, ich bin meines Amtes der Gehülfe eines Arztes und habe ſelbſt ſchon einige Kranke geheilt."

„Richtig," erwiederte der Scheik, „und Ihr ſeyd es auch, der das Wohlleben liebet; Ihr möchtet gerne mit guten Freunden hie und da tafeln und guter Dinge ſeyn? Nicht wahr, ich habe es errathen?"

Der junge Mann war beſchämt, er fühlte, daß er verrathen war, und daß der Alte von ihm gebeichtet haben mußte. Er faßte ſich aber ein Herz und antwortete: „O ja, Herr, ich rechne es unter des Lebens Glückſeligkeiten, hie und da mit guten Freunden fröhlich ſeyn zu können. Mein Beutel reicht nun zwar nicht weiter hin, als meine Freunde mit Waſſermelonen oder dergleichen wohlfeilen Sachen zu bewirthen; doch ſind wir auch dabei fröhlich, und es läßt ſich denken, daß wir es noch um ein gutes Theil mehr wären, wenn ich mehr Geld hätte."

Dem Scheik gefiel dieſe beherzte Antwort und er konnte ſich nicht enthalten, darüber zu lachen. „Welcher iſt denn der junge Kaufmann?" fragte er weiter.

Der junge Kaufmann verbeugte ſich mit freiem Anſtand vor dem Scheik; denn er war ein Menſch von

guter Erziehung; der Scheik aber ſprach: „und Ihr? Ihr habt Freude an Muſik und Tanz? Ihr höret es gerne, wenn gute Künſtler etwas ſpielen und ſingen, und ſehet gerne Tänzer künſtliche Tänze ausführen?“

Der junge Kaufmann antwortete: „ich ſehe wohl, o Herr, daß jener alte Mann, um Euch zu beluſtigen, unſere Thorheiten insgeſammt verrathen hat. Wenn es ihm gelang, Euch dadurch aufzuheitern, ſo habe ich gerne zu Eurem Scherz gedient. Was aber Muſik und Tanz betrifft, ſo geſtehe ich, es gibt nicht leicht etwas, was mein Herz alſo vergnügt. Doch glaubet nicht, daß ich deßwegen Euch tadle, o Herr, wenn Ihr nicht ebenfalls —“

„Genug, nicht weiter!“ rief der Scheik, lächelnd mit der Hand abwehrend, „jeder nach ſeiner Weiſe, wollet Ihr ſagen; aber dort ſteht ja noch einer, das iſt wohl der, welcher ſo gerne reiſen möchte? Wer ſeyd denn Ihr, junger Herr?“

„Ich bin ein Maler, o Herr!“ antwortete der junge Mann, „ich male Landſchaften theils an die Wände der Säle, theils auf Leinwand. Fremde Länder zu ſehen iſt allerdings mein Wunſch, denn man ſieht dort allerlei ſchöne Gegenden, die man wieder anbringen kann; und was man ſieht und abzeichnet, iſt doch in der Regel immer ſchöner, als was man nur ſo ſelbſt erfindet.“

Der Scheik betrachtete jetzt die ſchönen jungen Leute, und ſein Blick wurde ernſt und düſter. „Ich hatte einſt auch einen lieben Sohn,“ ſagte er, „und er müßte nun auch ſo herangewachſen ſeyn wie ihr. Da ſolltet ihr ſeine Genoſſen und Begleiter ſeyn, und jeder eurer

Wünſche würde von ſelbſt befriedigt werden. Mit jenem würde er leſen, mit dieſem Muſik hören, mit dem andern würde er gute Freunde einladen und fröhlich und guter Dinge ſeyn, und mit dem Maler ließe ich ihn ausziehen in ſchöne Gegenden, und wäre dann gewiß, daß er immer wieder zu mir zurückkehrte. So hat es aber Allah nicht gewollt, und ich füge mich in ſeinen Willen ohne Murren. Doch es ſteht in meiner Macht, eure Wünſche dennoch zu erfüllen, und ihr ſollet freudigen Herzens von Ali Banu gehen. Ihr, mein gelehrter Freund," fuhr er fort, indem er ſich zu dem Schreiber wandte, „wohnt von jetzt an in meinem Hauſe und ſeyd über meine Bücher geſetzt. Ihr könnet noch dazu anſchaffen, was Ihr wollet und für gut haltet, und Euer einziges Geſchäft ſey, mir, wenn Ihr etwas recht Schönes geleſen habt, zu erzählen. Ihr, der Ihr eine gute Tafel unter Freunden liebt, Ihr ſollet der Aufſeher meiner Vergnügungen ſeyn. Ich ſelbſt zwar lebe einſam und ohne Freude, aber es iſt meine Pflicht und mein Amt bringt es mit ſich, hie und da viele Gäſte einzuladen. Dort ſollet Ihr an meiner Stelle alles beſorgen, und könnet von Euren Freunden dazu einzuladen, wen Ihr nur wollet; verſteht ſich, auf etwas Beſſeres als Waſſermelonen. Den jungen Kaufmann da darf ich freilich ſeinem Geſchäft nicht entziehen, das ihm Geld und Ehre bringt; aber alle Abende ſtehen Euch, mein junger Freund, Tänzer, Sänger und Muſikanten zu Dienſte, ſo viel Ihr wollet. Laſſet Euch aufſpielen und tanzen nach Herzensluſt. Und Ihr," ſprach er zu dem Maler, „Ihr ſollet fremde Länder ſehen und das Auge durch

Erfahrung ſchärfen. Mein Schatzmeiſter wird Euch zu der erſten Reiſe, die Ihr morgen antreten könnet, tauſend Goldſtücke reichen, nebſt zwei Pferden und einem Sklaven. Reiſet, wohin Euch das Herz treibt, und wenn Ihr etwas Schönes ſehet, ſo malet es für mich."

Die jungen Leute waren außer ſich vor Erſtaunen, ſprachlos vor Freude und Dank. Sie wollten den Boden vor den Füßen des gütigen Mannes küſſen, aber er ließ es nicht zu. „Wenn ihr einem zu danken habt," ſprach er, ſo iſt es dieſem weiſen Mann hier, der mir von euch erzählte. Auch mir hat er dadurch Vergnügen gemacht, vier ſo muntere junge Leute eurer Art kennen zu lernen."

Der Derwiſch Muſtapha aber wehrte den Dank der Jünglinge ab. „Sehet," ſprach er, „wie man nie voreilig urtheilen muß; habe ich euch zuviel von dieſem edeln Mann geſagt?"

„Laſſet uns nun noch einen der Sklaven, die heute frei ſind, erzählen hören;" unterbrach ihn Ali Banu, und die Jünglinge begaben ſich an ihre Plätze.

Jener junge Sklave, der die Aufmerkſamkeit aller durch ſeinen Wuchs, durch ſeine Schönheit und ſeinen muthigen Blick in ſo hohem Grade auf ſich gezogen hatte, ſtand jetzt auf, verbeugte ſich vor dem Scheik und fing mit wohltönender Stimme alſo zu ſprechen an:

Die Geſchichte Almanſors.

O Herr! die Männer, die vor mir geſprochen haben, erzählten mancherlei wunderbare Geſchichten, die ſie gehört hatten in fremden Ländern; ich muß mit Beſchämung geſtehen, daß ich keine einzige Erzählung

weiß, die Eurer Aufmerksamkeit würdig wäre. Doch, wenn es Euch nicht langweilt, will ich Euch die wunderbaren Schicksale eines meiner Freunde vortragen.

Auf jenem algierischen Kaperschiff, von welchem mich Eure milde Hand befreit hat, war ein junger Mann in meinem Alter, der mir nicht für das Sklavenkleid geboren schien, das er trug. Die übrigen Unglücklichen auf dem Schiff waren entweder rohe Menschen, mit denen ich nicht leben mochte, oder Leute, deren Sprache ich nicht verstand; darum fand ich mich zu der Zeit, wo wir ein Stündchen frei hatten, gerne zu dem jungen Mann. Er nannte sich Almansor, und war seiner Aussprache nach ein Aegyptier. Wir unterhielten uns recht angenehm mit einander und kamen eines Tages auch darauf, uns unsere Geschichte zu erzählen, da dann die meines Freundes allerdings bei weitem merkwürdiger war, als die meinige.

Almansors Vater war ein vornehmer Mann in einer ägyptischen Stadt, deren Namen er mir nicht nannte. Er lebte die Tage seiner Kindheit vergnügt, froh und umgeben von allem Glanz und Bequemlichkeit der Erde. Aber er wurde dabei doch nicht weichlich erzogen, und sein Geist wurde frühzeitig ausgebildet; denn sein Vater war ein weiser Mann, der ihm Lehren der Tugend gab, und überdies hatte er zum Lehrer einen berühmten Gelehrten, der ihn in allem unterrichtete, was ein junger Mensch wissen muß. Almansor war etwa zehn Jahre alt, als die Franken über das Meer her in das Land kamen und Krieg mit seinem Volke führten.

Der Vater des Knaben mußte aber den Franken nicht ſehr günſtig geweſen ſeyn; denn eines Tages, als er eben zum Morgengebet gehen wollte, kamen ſie und verlangten zuerſt ſeine Frau als Geißel ſeiner treuen Geſinnungen gegen das Frankenvolk, und als er ſie nicht geben wollte, ſchleppten ſie ſeinen Sohn mit Gewalt ins Lager.

Als der junge Sklave alſo erzählte, verhüllte der Scheik ſein Angeſicht, und es entſtand ein Murren des Unwillens im Saal. „Wie," riefen die Freunde des Scheik, „wie kann der junge Mann dort ſo thöricht handeln und durch ſolche Geſchichten die Wunden Ali Banu's aufreißen, ſtatt ſie zu mildern? wie kann er ihm ſeinen Schmerz erneuern, ſtatt ihn zu zerſtreuen?" Der Sklavenaufſeher ſelbſt war voll Zorn über den unverſchämten Jüngling und gebot ihm zu ſchweigen. Der junge Sklave aber war ſehr erſtaunt über dies alles und fragte den Scheik, ob denn in ſeiner Erzählung etwas liege, das ſein Mißfallen erregt habe. Der Scheik richtete ſich bei dieſen Worten auf und ſprach: „Seyd doch ruhig, ihr Freunde; wie kann denn dieſer Jüngling etwas von meinem betrübten Schickſal wiſſen, da er nur kaum drei Tage unter dieſem Dache iſt! Kann es denn bei den Greueln, die dieſe Franken verübten, nicht ein ähnliches Geſchick wie das meine geben, kann nicht vielleicht jener Almanſor — doch, erzähle immer weiter, mein junger Freund?" Der junge Sklave verbeugte ſich und fuhr fort:

Der junge Almanſor wurde alſo in das fränkiſche Lager *geführt*. Es erging ihm dort im Ganzen gut,

denn einer der Feldherren ließ ihn in ſein Zelt kommen und hatte ſeine Freude an den Antworten des Knaben, die ihm ein Dragoman überſetzen mußte; er ſorgte für ihn, daß ihm an Speiſe und Kleidung nichts abginge; aber die Sehnſucht nach Vater und Mutter machte dennoch den Knaben höchſt unglücklich. Er weinte viele Tage lang, aber ſeine Thränen rührten dieſe Männer nicht. Das Lager wurde abgebrochen, und Almanſor glaubte jetzt wieder zurückkehren zu dürfen; aber es war nicht ſo; das Heer zog hin und her, führte Krieg mit den Mamelucken und den jungen Almanſor ſchleppten ſie immer mit ſich. Wenn er dann die Hauptleute und Feldherren anflehte, ihn doch wieder heimkehren zu laſſen, ſo verweigerten ſie es und ſagten, er müſſe ein Unterpfand von ſeines Vaters Treue ſeyn. So war er viele Tage lang auf dem Marſch.

Auf einmal aber entſtand eine Bewegung im Heer, die dem Knaben nicht entging; man ſprach von Einpacken, von Zurückziehen, vom Einſchiffen, und Almanſor war außer ſich vor Freude; denn jetzt, wenn die Franken in ihr Land zurückkehrten, jetzt mußte er ja frei werden. Man zog mit Roß und Wagen rückwärts gegen die Küſte, und endlich war man ſo weit, daß man die Schiffe vor Anker liegen ſah. Die Soldaten ſchifften ſich ein, aber es wurde Nacht, bis nur ein kleiner Theil eingeſchifft war. So gerne Almanſor gewacht hätte, weil er jede Stunde glaubte freigelaſſen zu werden, ſo verfiel er doch endlich in einen tiefen Schlaf, und er glaubt, die Franken haben ihm etwas unter das Waſſer gemiſcht, um ihn einzuſchläfern; denn als er aufwachte,

ſchien der helle Tag in eine kleine Kammer, worin er nicht geweſen war, als er einſchlief. Er ſprang auf von ſeinem Lager, aber als er auf den Boden kam, fiel er um; denn der Boden ſchwankte hin und wieder, und es ſchien ſich alles zu bewegen und im Kreis um ihn her zu tanzen. Er raffte ſich auf, hielt ſich an den Wänden feſt, um aus dem Gemach zu kommen, worin er ſich befand.

Ein ſonderbares Brauſen und Ziſchen war um ihn her; er wußte nicht, ob er träume oder wache; denn er hatte nie Aehnliches geſehen oder gehört. Endlich erreichte er eine kleine Treppe, mit Mühe ſtieg er hinauf, und welcher Schrecken befiel ihn! Rings umher war nichts als Himmel und Meer, er befand ſich auf einem Schiffe. Da fing er kläglich an zu weinen. Er wollte zurückgebracht werden, er wollte ins Meer ſich ſtürzen und hinüberſchwimmen nach ſeiner Heimath; aber die Franken hielten ihn feſt, und einer der Befehlshaber ließ ihn zu ſich kommen, verſprach ihm, wenn er gehorſam ſey, ſolle er bald wieder in ſeine Heimath kommen, und ſtellte ihm vor, daß es nicht mehr möglich geweſen wäre, ihn vom Land aus nach Hauſe zu bringen, dort aber hätte er, wenn man ihn zurückgelaſſen, elendiglich umkommen müſſen.

Wer aber nicht Wort hielt, waren die Franken; denn das Schiff ſegelte viele Tage lang weiter, und als es endlich landete, war man nicht an Aegyptens Küſte, ſondern in Frankiſtan! Almanſor hatte während der langen Fahrt und ſchon im Lager einiges von der Sprache der *Franken* verſtehen und ſprechen gelernt, was ihm in

dieſem Lande, wo niemand ſeine Sprache kannte, ſehr gut zu ſtatten kam. Er wurde viele Tage lang durch das Land in das Innere geführt, und überall ſtrömte das Volk zuſammen, um ihn zu ſehen; denn ſeine Begleiter ſagten aus, er wäre der Sohn des Königs von Aegypten, der ihn zu ſeiner Ausbildung nach Frankiſtan ſchicke.

So ſagten aber die Soldaten nur, um das Volk glauben zu machen, ſie haben Aegypten beſiegt und ſtehen in tiefem Frieden mit dieſem Land. Nachdem die Reiſe zu Land mehrere Tage gedauert hatte, kamen ſie in eine große Stadt, dem Ziel ihrer Reiſe. Dort wurde er einem Arzt übergeben, der ihn in ſein Haus nahm und in allen Sitten und Gebräuchen unterwies.

Er mußte vor allem fränkiſche Kleider anlegen, die ſehr enge und knapp waren, und bei weitem nicht ſo ſchön wie ſeine ägyptiſchen. Dann durfte er nicht mehr ſeine Verbeugung mit gekreuzten Armen machen, ſondern wollte er jemand ſeine Ehrerbietung bezeugen, ſo mußte er mit der einen Hand die ungeheure Mütze von ſchwarzem Filz, die alle Männer trugen und die man auch ihm aufgeſetzt hatte, vom Kopf reißen, mit der andern Hand mußte er auf die Seite fahren und mit dem rechten Fuß auskratzen. Er durfte auch nicht mehr mit übergeſchlagenen Beinen ſitzen, wie es angenehme Sitte iſt im Morgenland, ſondern auf hochbeinige Stühle mußte er ſich ſetzen und die Füße herabhängen laſſen auf den Boden. Das Eſſen machte ihm auch nicht geringe Schwierigkeit, denn alles, was er zum Mund bringen wollte, mußte er zuvor auf eine Gabel von Eiſen ſtecken.

Der Doktor aber war ein ſtrenger böſer Mann, der den Knaben plagte; denn, wenn er ſich jemals vergaß und zu einem Beſuch ſagte: „Salem aleikum!“ ſo ſchlug er ihn mit dem Stock; denn er ſollte ſagen: „votre serviteur.“ Er durfte auch nicht mehr in ſeiner Sprache denken und ſprechen, oder ſchreiben, höchſtens durfte er darin träumen, und er hätte vielleicht ſeine Sprache gänzlich verlernt, wenn nicht ein Mann in jener Stadt gelebt hätte, der ihm von großem Nutzen war.

Es war dies ein alter, aber ſehr gelehrter Mann, der viele morgenländiſche Sprachen verſtand, Arabiſch, Perſiſch, Koptiſch, ſogar Chineſiſch, von jedem etwas; er galt in jenem Land für ein Wunder von Gelehrſamkeit, und man gab ihm viel Geld, daß er dieſe Sprachen andere Leute lehrte. Dieſer Mann ließ den jungen Almanſor alle Wochen einigemal zu ſich kommen, bewirthete ihn mit ſeltenen Früchten und dergleichen, und dem Jüngling war es dann, als wäre er zu Haus; denn der Alte war gar ein ſonderbarer Mann. Er hatte Almanſor Kleider machen laſſen, wie ſie vornehme Leute in Aegypten tragen. Dieſe Kleider bewahrte er in ſeinem Hauſe in einem beſondern Zimmer auf. Kam nun Almanſor, ſo ſchickte er ihn mit einem Bedienten in jenes Zimmer und ließ ihn ganz nach ſeiner Landesſitte ankleiden. Von da an ging es dann nach „klein Arabien,“ ſo nannte man einen Saal im Hauſe des Gelehrten.

Dieſer Saal war mit allerlei künſtlich aufgezogenen Bäumen, als Palmen, Bambus, jungen Cedern und dergleichen, und mit Blumen ausgeſchmückt, die nur

im Morgenland wachſen. Perſiſche Teppiche lagen auf dem Fußboden und an den Wänden waren Polſter, nirgends aber ein fränkiſcher Stuhl oder Tiſch. Auf einem dieſer Polſter ſaß der alte Profeſſor; er ſah aber ganz anders aus als gewöhnlich: um den Kopf hatte er einen feinen türkiſchen Shawl als Turban gewunden, er hatte einen grauen Bart umgeknüpft, der ihm bis zum Gürtel reichte und ausſah wie ein natürlicher, ehrwürdiger Bart eines gewichtigen Mannes. Dazu trug er einen Talar, den er aus einem brokatenen Schlafrock hatte machen laſſen, weite türkiſche Beinkleider, gelbe Pantoffeln und, ſo friedlich er ſonſt war, an dieſen Tagen hatte er einen türkiſchen Säbel umgeſchnallt und im Gürtel ſtack ein Dolch mit falſchen Steinen beſetzt. Dazu rauchte er aus einer zwei Ellen langen Pfeife und ließ ſich von ſeinen Leuten bedienen, die ebenfalls perſiſch gekleidet waren und wovon die Hälfte Geſicht und Hände ſchwarz gefärbt hatte.

Von Anfang wollte dies alles dem jungen Almanſor gar wunderlich bedünken, aber bald ſah er ein, daß ſolche Stunden, wenn er in die Gedanken des Alten ſich fügte, ſehr nützlich für ihn ſeyen. Durfte er beim Doktor kein ägyptiſches Wort ſprechen, ſo war hier die fränkiſche Sprache ſehr verboten, Almanſor mußte beim Eintreten den Friedensgruß ſprechen, den der alte Perſer ſehr feierlich erwiederte; dann winkte er dem Jüngling, ſich neben ihn zu ſetzen und begann perſiſch, arabiſch, koptiſch und alle Sprachen untereinander zu ſprechen, und nannte dies eine gelehrte morgenländiſche Unterhaltung. Neben ihm ſtand ein Bedienter, oder, wie

ſie an dieſem Tage vorſtellten, ein Sklave, der ein großes Buch hielt; das Buch war aber ein Wörterbuch, und wenn dem Alten die Worte ausgingen, winkte er dem Sklaven, ſchlug flugs auf, was er ſagen wollte, und fuhr dann zu ſprechen fort.

Die Sklaven aber brachten in türkiſchem Geſchirr Sorbet und dergleichen, und wollte Almanſor dem Alten ein großes Vergnügen machen, ſo mußte er ſagen, es ſey alles bei ihm angeordnet wie im Morgenlande. Almanſor las ſehr ſchön perſiſch, und das war der Hauptvortheil für den Alten. Er hatte viele perſiſche Manuſcripte, aus dieſen ließ er ſich von dem Jüngling vorleſen, las aufmerkſam nach und merkte ſich auf dieſe Art die richtige Ausſprache.

Das waren die Freudentage des armen Almanſor; denn nie entließ ihn der alte Profeſſor unbeſchenkt, und oft trug er ſogar koſtbare Gaben an Geld oder Leinenzeug oder anderen nothwendigen Dingen davon, die ihm der Doktor nicht geben wollte. So lebte Almanſor einige Jahre in der Hauptſtadt des Frankenlandes, und nie wurde ſeine Sehnſucht nach der Heimath geringer. Als er aber etwa fünfzehn Jahre alt war, begab ſich ein Vorfall, der auf ſein Schickſal großen Einfluß hatte.

Die Franken nämlich wählten ihren erſten Feldherrn, denſelben, mit welchem Almanſor ſo oft in Aegypten geſprochen hatte, zu ihrem König und Beherrſcher. Almanſor wußte zwar und erkannte es an den großen Feſtlichkeiten, daß etwas dergleichen in dieſer *großen Stadt geſchehe*, doch konnte er ſich nicht denken,

daß der König derſelbe ſey, den er in Aegypten geſehen; denn jener Feldherr war noch ein ſehr junger Mann. Eines Tages aber ging Almanſor über eine jener Brücken, die über den breiten Fluß führen, der die Stadt durchſtrömt; da gewahrte er in dem einfachen Kleid eines Soldaten einen Mann, der am Brückengeländer lehnte und in die Wellen ſah. Die Züge des Mannes fielen ihm auf und er erinnerte ſich, ihn ſchon geſehen zu haben. Er ging alſo ſchnell die Kammern ſeiner Erinnerung durch und als er an die Pforte der Kammer von Aegypten kam, da eröffnete ſich ihm plötzlich das Verſtändniß, daß dieſer Mann jener Feldherr der Franken ſey, mit welchem er oft im Lager geſprochen und der immer gütig für ihn geſorgt hatte; er wußte ſeinen rechten Namen nicht genau, er faßte ſich daher ein Herz, trat zu ihm, nannte ihn, wie ihn die Soldaten unter ſich nannten, und ſprach, indem er nach ſeiner Landesſitte die Arme über der Bruſt kreuzte: „**Salem aleikum, Petit-Caporal!**“

Der Mann ſah ſich erſtaunt um, blickte den jungen Menſchen mit ſcharfen Augen an, dachte über ihn nach und ſagte dann: „Himmel, iſt es möglich! du hier, Almanſor? Was macht dein Vater? Wie geht es in Aegypten? Was führt dich zu uns hieher?“

Da konnte ſich Almanſor nicht länger halten, er fing an bitterlich zu weinen und ſagte zu dem Mann: „ſo weißt du alſo nicht, was die Hunde, deine Landsleute, mit mir gemacht haben, **Petit-Caporal**? du weißt nicht, daß ich das Land meiner Väter nicht mehr geſehen habe ſeit vielen Jahren?“

„Ich will nicht hoffen," ſagte der Mann und ſeine Stirne wurde finſter, „ich will nicht hoffen, daß man dich mit hinweg ſchleppte."

„Ach, freilich," antwortete Almanſor, „an jenem Tag, wo Eure Soldaten ſich einſchifften, ſah ich mein Vaterland zum letzten Mal; ſie nahmen mich mit ſich hinweg, und ein Hauptmann, den mein Elend rührte, zahlt ein Koſtgeld für mich bei einem verwünſchten Doktor, der mich ſchlägt und halb Hungers ſterben läßt. Aber höre, Petit-Caporal," fuhr er ganz treuherzig fort, „es iſt gut, daß ich dich hier traf, du mußt mir helfen."

Der Mann, zu welchem er dies ſprach, lächelte und fragte, auf welche Weiſe er denn helfen ſollte.

„Siehe," ſagte Almanſor, „es wäre unbillig, wollte ich von dir etwas verlangen, du warſt von jeher ſo gütig gegen mich; aber ich weiß, du biſt auch ein armer Menſch, und wenn du auch Feldherr warſt, gingſt du nie ſo ſchön gekleidet, wie die anderen; auch jetzt mußt du, nach deinem Rock und Hut zu urtheilen, nicht in den beſten Umſtänden ſeyn. Aber da haben ja die Franken letzthin einen Sultan gewählt, und ohne Zweifel kennſt du Leute, die ſich ihm nahen dürfen, etwa ſeinen Janitſcharen-Aga oder den Reis-Effendi oder ſeinen Kapudan-Baſcha; nicht?"

„Nun ja," antwortete der Mann, „aber wie weiter?"

„Bei dieſen könnteſt du ein gutes Wort für mich einlegen, Petit-Caporal, daß ſie den Sultan der Franken bitten, er möchte mich frei laſſen; dann brauche ich auch etwas Geld zur Reiſe über's Meer, vor allem aber

mußt du mir verſprechen, weder dem Doktor noch dem arabiſchen Profeſſor etwas davon zu ſagen.“

„Wer iſt denn der arabiſche Profeſſor?“ fragte jener.

„Ach, das iſt ein ſonderbarer Mann; doch, von dieſem erzähle ich dir ein ander Mal. Wenn es die beiden hörten, dürfte ich nicht mehr aus Frankiſtan weg. Aber willſt du für mich ſprechen bei den Aga's? Sage es mir aufrichtig!“

„Komm mit mir,“ ſagte der Mann, „vielleicht kann ich dir jetzt gleich nützlich ſeyn.“

„Jetzt?“ rief der Jüngling mit Schrecken, „jetzt um keinen Preis, da würde mich der Doktor prügeln; ich muß eilen, daß ich nach Hauſe komme.“

„Was trägſt du denn in dieſem Korb?“ fragte jener, indem er ihn zurückhielt. Almanſor erröthete und wollte es anfangs nicht zeigen, endlich aber ſagte er: „ſiehe, Petit-Caporal, ich muß hier Dienſte thun, wie der geringſte Sklave meines Vaters. Der Doktor iſt ein geiziger Mann, und ſchickt mich alle Tage von unſerem Hauſe eine Stunde weit auf den Gemüſe- und Fiſchmarkt, da muß ich dann unter den ſchmutzigen Marktweibern einkaufen, weil es dort um einige Kupfermünzen wohlfeiler iſt als in unſerem Stadttheil. Siehe, wegen dieſes ſchlechten Herings, wegen dieſer Handvoll Salat, wegen dieſes Stückchens Butter muß ich alle Tage zwei Stunden gehen. Ach, wenn es mein Vater wüßte!“

Der Mann, zu welchem Almanſor dies ſprach, war gerührt über die Noth des Knaben und antwortete: „komm nur mit mir und ſey getroſt, der Doktor ſoll dir

nichts anhaben dürfen, wenn er auch heute weder Hering noch Salat verspeist. Sey getrosten Muthes und komm.“ Er nahm bei diesen Worten Almansor bei der Hand und führte ihn mit sich, und obgleich diesem das Herz pochte, wenn er an den Doktor dachte, so lag doch so viele Zuversicht in den Worten und Mienen des Mannes, daß er sich entschloß, ihm zu folgen. Er ging also, sein Körbchen am Arm, neben dem Soldaten viele Straßen durch, und wunderbar wollte es ihm bedünken, daß alle Leute die Hüte vor ihnen abnahmen und stehen blieben und ihnen nachschauten. Er äußerte dies auch gegen seinen Begleiter, dieser aber lachte und sagte nichts darüber.

Sie gelangten endlich an ein prachtvolles Schloß, auf welches der Mann zuging. „Wohnst du hier? Petit-Caporal,“ fragte Almansor.

„Hier ist meine Wohnung,“ entgegnete jener, „und ich will dich zu meiner Frau führen.“

„Ei, da wohnst du schön!“ fuhr Almansor fort, „gewiß hat dir der Sultan hier freie Wohnung gegeben?“

„Diese Wohnung habe ich vom Kaiser, du hast Recht;“ antwortete sein Begleiter und führte ihn in das Schloß. Dort stiegen sie eine breite Treppe hinan, und in einem schönen Saal hieß er ihn seinen Korb absetzen und trat dann mit ihm in ein prachtvolles Gemach, wo eine Frau auf einem Divan saß. Der Mann sprach mit ihr in einer fremden Sprache, worauf sie beide nicht wenig lachten, und die Frau fragte dann Almansor in *fränkischer Sprache* vieles über Aegypten. Endlich sagte

Petit-Caporal zu dem Jüngling: „weißt du, was das Beſte iſt? ich will dich gleich ſelbſt zum Kaiſer führen und bei ihm für dich ſprechen.“

Almanſor aber erſchrack ſehr, aber er gedachte an ſein Elend und ſeine Heimath: „dem Unglücklichen,“ ſprach er zu den beiden, „dem Unglücklichen verleiht Allah einen hohen Muth in der Stunde der Noth, er wird auch mich armen Knaben nicht verlaſſen. Ich will es thun, ich will zu ihm gehen. Aber ſage, Caporal, muß ich vor ihm niederfallen, muß ich die Stirne mit dem Boden berühren, was muß ich thun?“

Die beiden lachten von neuem und verſicherten, alles ſey nicht nöthig.

„Sieht er ſchrecklich und majeſtätiſch aus?“ fragte er weiter, „hat er einen langen Bart? macht er feurige Augen? Sage, wie ſieht er aus?“

Sein Begleiter lachte von neuem und ſprach dann: „Ich will dir ihn lieber gar nicht beſchreiben, Almanſor, du ſelbſt ſollſt errathen, welcher es iſt. Nur das will ich dir als Kennzeichen angeben: alle im Saal des Kaiſers werden, wenn er da iſt, die Hüte ehrerbietig abnehmen, der, welcher den Hut auf dem Kopf behält, der iſt der Kaiſer. Bei dieſen Worten nahm er ihn bei der Hand und ging mit ihm nach dem Saal des Kaiſers. Je näher er kam, deſto lauter pochte ihm das Herz, und die Knie fingen ihm an zu zittern, als ſie ſich der Thüre näherten. Ein Bedienter öffnete die Thüre, und da ſtanden in einem Halbkreis wenigſtens dreißig Männer, alle prächtig gekleidet und mit Gold und Sternen überdeckt, wie es Sitte iſt im Lande der Franken bei we

vornehmſten Aga's und Baſſa's der Könige, und Almanſor dachte, ſein Begleiter, der ſo unſcheinbar gekleidet war, müſſe der Geringſten einer ſeyn unter dieſen. Sie hatten alle das Haupt entblöst und Almanſor fing nun an, nach dem zu ſuchen, der den Hut auf dem Kopf hätte; denn dieſer mußte der Kaiſer ſeyn. Aber vergebens war ſein Suchen. Alle hatten den Hut in der Hand, und der Kaiſer mußte alſo nicht unter ihnen ſeyn; da fiel ſein Blick zufällig auf ſeinen Begleiter und ſiehe — dieſer hatte den Hut auf dem Kopfe ſitzen!

Der Jüngling war erſtaunt, betroffen. Er ſah ſeinen Begleiter lange an und ſagte dann, indem er ſelbſt ſeinen Hut abnahm: „**Salem aleikum, Petit-Caporal!** So viel ich weiß, bin ich ſelbſt nicht der Sultan der Franken, alſo kommt es mir nicht zu, mein Haupt zu bedecken; doch, du biſt der, der den Hut trägt, — **Petit-Caporal**, biſt denn du der Kaiſer?“

„Du haſt's errathen,“ antwortete jener, „und überdies bin ich dein Freund. Schreibe dein Unglück nicht mir, ſondern einer unglücklichen Verwirrung der Umſtände zu, und ſey verſichert, daß du mit dem erſten Schiff in dein Vaterland zurückſegelſt. Gehe jetzt wieder hinein zu meiner Frau, erzähle ihr vom arabiſchen Profeſſor und was du weißt. Die Heringe und den Salat will ich dem Doktor ſchicken, du aber bleibſt für deinen Aufenthalt in meinem Palaſt.“

So ſprach der Mann, der Kaiſer war; Almanſor aber fiel vor ihm nieder, küßte ſeine Hand und bat ihn um Verzeihung, daß er ihn nicht erkannt habe, er habe es *ihm gewiß nicht* angeſehen, daß er Kaiſer ſey.

„Du haſt Recht,“ erwiederte jener lachend, „wenn man nur wenige Tage Kaiſer iſt, kann man es nicht an der Stirne geſchrieben haben.“ So ſprach er und winkte ihm, ſich zu entfernen.

Seit dieſem Tage lebte Almanſor glücklich und in Freuden. Den arabiſchen Profeſſor, von welchem er dem Kaiſer erzählte, durfte er noch einigemal beſuchen, den Doktor aber ſah er nicht mehr. Nach einigen Wochen ließ ihn der Kaiſer zu ſich rufen und kündigte ihm an, daß ein Schiff vor Anker liege, mit dem er ihn nach Aegypten ſenden wolle. Almanſor war außer ſich vor Freude, wenige Tage reichten hin, um ihn auszurüſten, und mit einem Herzen voll Dankes und mit Schätzen und Geſchenken reich beladen, reiste er vom Kaiſer ab ans Meer und ſchiffte ſich ein.

Aber Allah wollte ihn noch länger prüfen, wollte ſeinen Muth im Unglück noch länger ſtählen und ließ ihn die Küſte ſeiner Heimath noch nicht ſehen. Ein anderes fränkiſches Volk, die Engländer, führten damals Krieg mit dem Kaiſer auf der See. Sie nahmen ihm alle Schiffe weg, die ſie beſiegen konnten, und ſo kam es, daß am ſechsten Tage der Reiſe das Schiff, auf welchem ſich Almanſor befand, von engliſchen Schiffen umgeben und beſchoſſen wurde; es mußte ſich ergeben, und die ganze Mannſchaft wurde auf ein kleineres Schiff gebracht, das mit den andern weiter ſegelte. Doch, auf der See iſt es nicht weniger unſicher als in der Wüſte, wo unverſehens die Räuber auf die Karavanen fallen und todtſchlagen und plündern. Ein Kaper von Tunis überfiel das kleine Schiff, das der Sturm von den

größeren Schiffen getrennt hatte, und es wurde genommen und alle Mannſchaft nach Algier geführt und verkauft.

Almanſor kam zwar nicht in ſo harte Sklaverei als die Chriſten, weil er ein rechtgläubiger Muſelmann war, aber dennoch war jetzt wieder alle Hoffnung verſchwunden, die Heimath und den Vater wieder zu ſehen. Dort lebte er bei einem reichen Mann fünf Jahre, und mußte die Blumen begießen und den Garten bauen. Da ſtarb der reiche Mann ohne nahe Erben, ſeine Beſitzungen wurden zerriſſen, ſeine Sklaven getheilt, und Almanſor fiel in die Hände eines Sklavenmäklers. Dieſer rüſtete um dieſe Zeit ein Schiff aus, um ſeine Sklaven anderwärts theurer zu verkaufen. Der Zufall wollte, daß ich ſelbſt ein Sklave dieſes Händlers war und auf daſſelbe Schiff kam, wo auch Almanſor ſich befand. Dort lernten wir uns kennen und dort erzählte er mir ſeine wunderbaren Schickſale. Doch — als wir landeten, war ich Zeuge der wunderbarſten Fügung Allahs; es war die Küſte ſeines Vaterlandes, an welche wir aus dem Boot ſtiegen, es war der Markt ſeiner Vaterſtadt, wo wir öffentlich ausgeboten wurden, und, o Herr! daß ich es kurz ſage, es war ſein eigener, ſein theurer Vater, der ihn kaufte!

Der Scheik Ali Banu war in tiefes Nachdenken verſunken über dieſe Erzählung; ſie hatte ihn unwillkürlich mit ſich fortgeriſſen, ſeine Bruſt hob ſich, ſein Auge glühte und er war oft nahe daran, ſeinen jungen Sklaven zu unterbrechen; aber das Ende der Erzählung *ſchien ihn nicht* zu befriedigen.

„Er könnte jetzt einundzwanzig Jahre haben, ſagſt du?“ ſo fing er an zu fragen.

„Herr, er iſt in meinem Alter, ein- bis zweiundzwanzig Jahre.“

„Und welche Stadt nannte er ſeine Geburtsſtadt, das haſt du uns noch nicht geſagt.“

„Wenn ich nicht irre,“ antwortete jener, „ſo war es Aleſſandria!“

„Aleſſandria!“ rief der Scheik, „es iſt mein Sohn; wo iſt er, wo iſt er geblieben? ſagteſt du nicht, daß er Kairam hieß? Hat er dunkle Augen und braunes Haar?“

„Er hat es, und in traulichen Stunden nannte er ſich Kairam und nicht Almanſor.“

„Aber, Allah! Allah! ſage mir doch, ſein Vater hätte ihn vor deinen Augen gekauft, ſagſt du; ſagte er, es ſey ſein Vater? Alſo iſt er doch nicht mein Sohn.“

Der Sklave antwortete: „er ſprach zu mir, Allah ſey geprieſen nach ſo langem Unglück, das iſt der Marktplatz meiner Vaterſtadt; nach einer Weile aber kam ein vornehmer Mann um die Ecke, da rief er: o was für ein theures Geſchenk des Himmels ſind die Augen! Ich ſehe noch einmal meinen ehrwürdigen Vater! Der Mann aber trat zu uns, betrachtet dieſen und jenen, und kauft endlich den, dem dies alles begegnet iſt, da rief er Allah an, ſprach ein heißes Dankgebet und flüſterte mir zu: jetzt gehe ich wieder ein in die Hallen meines Glückes; es iſt mein eigener Vater, der mich gekauft hat.“

„Es iſt alſo doch nicht mein Sohn, mein Kairam!“ ſagte der Scheik, von Schmerz bewegt.

Da konnte ſich der Jüngling nicht mehr zurückhalten, Thränen der Freude entſtürzten ſeinen Augen, er warf ſich nieder vor dem Scheik und rief: „und dennoch iſt es Euer Sohn, Kairam Almanſor! denn Ihr ſeyd es, der ihn gekauft hat.“

„Allah, Allah! ein Wunder, ein großes Wunder!“ riefen die Anweſenden und drängten ſich herbei; der Scheik aber ſtand ſprachlos und ſtaunte den Jüngling an, der ſein ſchönes Antlitz zu ihm aufhob. „Mein Freund Muſtapha!“ ſprach er zu dem alten Derwiſch, „vor meinen Augen hängt ein Schleier von Thränen, daß ich nicht ſehen kann, ob die Züge ſeiner Mutter, die mein Kairam trug, auf ſeinem Geſicht eingegraben ſind, trete du her und ſchaue ihn an.“

Der Alte trat herzu, ſah ihn lange an, legte ſeine Hand auf die Stirne des jungen Mannes und ſprach: „Kairam! wie hieß der Spruch, den ich dir am Tage des Unglücks mitgab ins Lager der Franken?“

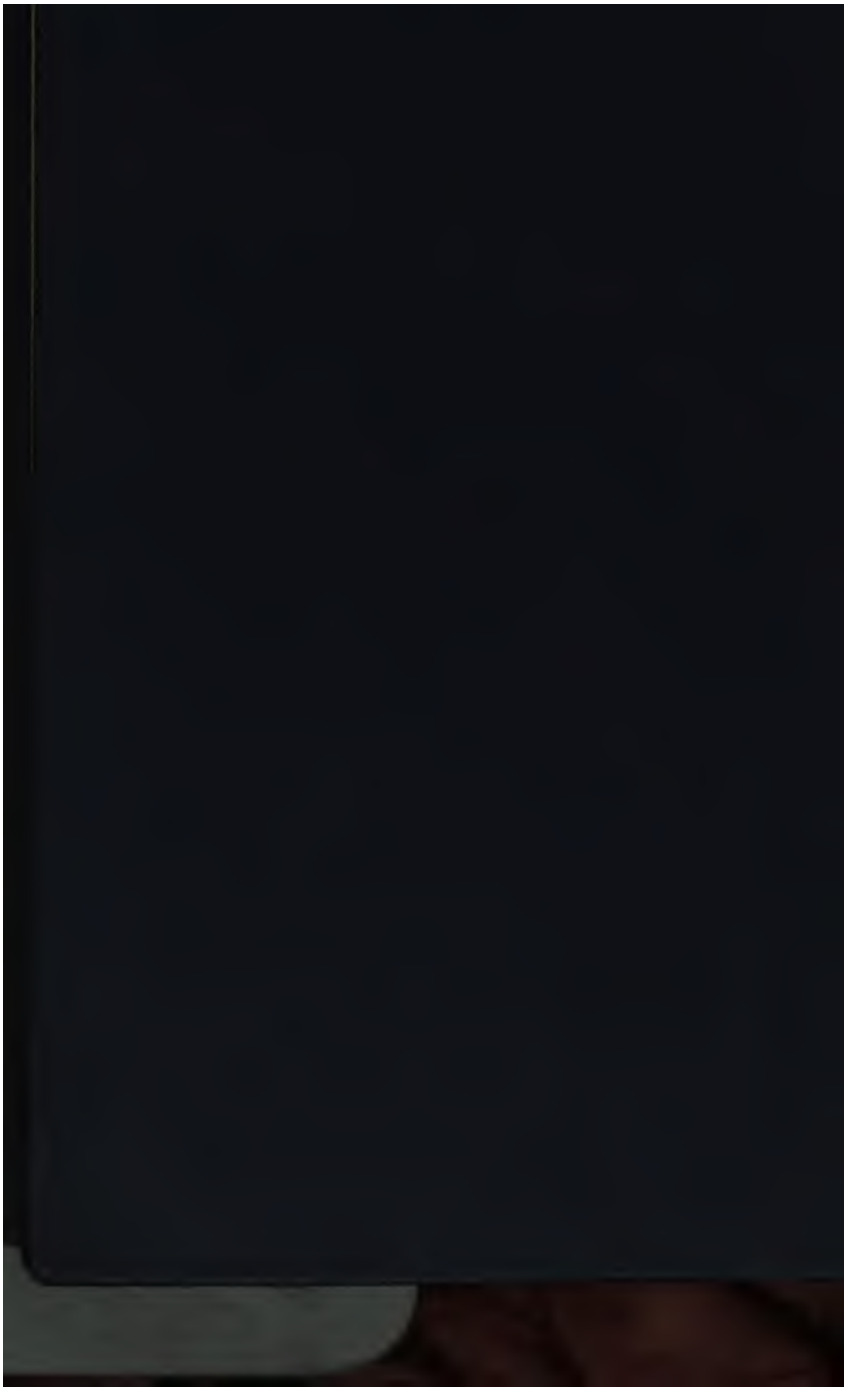
„Mein theurer Lehrer!“ antwortete der Jüngling, indem er die Hand des Alten an ſeine Lippen zog, „er hieß: So einer Allah liebt und ein gutes Gewiſſen hat, iſt er auch in der Wüſte des Elends nicht allein; denn er hat zwei Gefährten, die ihm tröſtend zur Seite gehen.“

Da hob der Alte ſeine Augen dankend auf zum Himmel, zog den Jüngling herauf an ſeine Bruſt und gab ihn dem Scheik und ſprach: „Nimm ihn hin; ſo gewiß du zehn Jahre um ihn trauerteſt, ſo gewiß iſt es dein Sohn Kairam.“

Der Scheik war außer sich vor Freude und Entzücken, er betrachtete immer von neuem wieder die Züge des Wiedergefundenen, und unleugbar fand er das Bild seines Sohnes wieder, wie er ihn verloren hatte. Und alle Anwesenden theilten seine Freude; denn sie liebten den Scheik, und jedem unter ihnen war es, als wäre ihm heute ein Sohn geschenkt worden.

Jetzt füllten wieder Gesang und Jubel diese Halle, wie in den Tagen des Glückes und der Freude. Noch einmal mußte der Jüngling, und noch ausführlicher, seine Geschichte erzählen, und alle priesen den arabischen Professor und den Kaiser und jeden, der sich Kairams angenommen hatte. Man war beisammen bis in die Nacht, und als man aufbrach, beschenkte der Scheik jeden seiner Freunde reichlich, auf daß er immer dieses Freudentages gedenke.

Die vier jungen Männer aber stellte er seinem Sohne vor und lud sie ein, ihn immer zu besuchen, und es war ausgemachte Sache, daß er mit dem Schreiber lesen, mit dem Maler kleine Reisen machen sollte, daß der Kaufmann Gesang und Tanz mit ihm theile und der andere alle Vergnügungen für sie bereiten solle. Auch sie wurden reich beschenkt und traten freudig aus dem Hause des Scheiks.

„Wem haben wir dies alles zu verdanken," sprachen sie unter einander, „wem anders als dem Alten? Wer hätte dies damals gedacht, als wir vor diesem Hause standen und über den Scheik loszogen?"

„Und wie leicht hätte es uns einfallen können, die Lehren des alten Mannes zu überhören," sagte ein